Elsäßische Lebens-Bilder.



Elsäßische Lebens-Bilder

von

Margaretha Spörlin.

Drittes Bändchen.

Drei goldene Hochzeiten.

Autorisirte Ausgabe.

Zweite Auflage.

Basel 1876.
Verlag von Felix Schneider.
(Adolf Geering.)

Drei goldene Hochzeiten.

Ein Sittengemälde

aus der

Familienchronik.

Von

Margaretha Spörlin.

Zweite Auflage.

Basel 1876.

Verlag von Felix Schneider.
(Adolf Geering.)

Druck von Felix Schneider in Basel.

Inhalt.

I.

Der Großvater und der Großpapa.

„Ein Geschlecht geht, das andere kommt."
Prediger 1, 4.
„Gott aber ist nicht der Todten, sondern der Lebendigen Gott, denn sie leben Ihm Alle."
Lucas 20, 38.

In einer französischen Zeitung (l'Ami du Roi) stund, um's Jahr 1791: „Il existe de par le monde une petite puissance qu'on appelle la république de Mulhouse" und in dieser kleinen, freien Republik ist der Großvater Bürgermeister und der Großpapa Stadtschreiber gewesen.

Des Großvaters jüngster Sohn, der Pfarrer Johannes, hatte in zweiter Ehe die Tochter des Herrn Stadtschreibers, Josua Hofer, geheirathet, und so ist dieser für alle Kinder der Familie, der gute Stadtschreiber Großpapa geworden; „bei dem, wie Schwester Lise mir oft erzählt, es uns viel besser gefiel, als beim gestrengen Bürgermeister Groß-

vater, wo wir nicht mucksen durften, während wir beim Großpapa freien Lauf hatten, und nach Herzenslust lärmen und uns herumtummeln konnten.

Im Großvater verwirklichte sich das Bild des pflichtgetreuen, strengen Bürgers, aus der Zeit der Reformation. Mit eiserner Strenge hielt er in seinem Hause die alte Zucht und Sitte fest, er duldete durchaus keine Abweichung von der geregelten, einfachen Lebensweise, französische Sitten und Sprache, die nach und nach anfingen in unserer Stadt heimisch zu werden, waren ihm ein wahrer Gräuel, welchen er um keinen Preis in seinem Hause geduldet hätte. Der Großpapa hingegen bildete gleichsam den Uebergang von der alten in die neuere Zeit. Rechtsgelehrter und mit seltenen Fähigkeiten begabt, ist er als Stadtschreiber die Seele der Verwaltung unseres kleinen Staates gewesen, und im wogenden Meere der französischen Revolution, das uns drohend umfluthet, hat er mit seltener Klugheit und Hingebung das morsche Schifflein zu lenken verstanden . . . bis das Ruder seiner greisen Hand entsank, und es endlich heißen mußte: „La petite République de Mulhouse repose dans le sein de la grande République française!“

Doch ich wollte ja nicht vorgreifen, sondern des Großvaters goldene Hochzeit, die erste von den Dreien, und die sich daran knüpfenden Familienereignisse, zuerst erzählen. Der Großvater, der einen wahren Patrizier-Stolz auf seine Familie hatte, schrieb mit seiner festen, zierlichen Handschrift in's uralte Stammbuch derselben:

„Den 8. November 1735 habe ich, Hans-Michael Spörlin, mit der tugendsamen Jungfrau Elisabeth Reber mich verehelicht. Der liebe Gott wolle uns nach seiner

vielfältigen Barmherzigkeit alles dasjenige zukommen lassen, was uns an Leib und Seele ersprießlich sein mag, und nach diesem mühseligen Leben uns in das himmlische, ewige versetzen. So wünscht und seufzt aus dem Grunde seines Herzens

Johann Michael Spörlin junior."

Weiter lesen wir in dem alten Stammbuche ebenfalls von des Großvaters Hand geschrieben:

„Anno 1740 bin ich von meinen gnädigen Herrn zu „einem Assessor des weisen Gerichts und zum Waisen-Vogt „ernannt worden. Gott gebe, daß ich dabei ein reines, „unbeflecktes Gewissen behalte und das Gut der Waisen „schützen helfen möge."

Später hat er noch aufgeschrieben wie er Sechser, Zunftmeister und endlich wohlweiser Bürgermeister geworden. In all' diesen Aemtern hat der Großvater dieselbe unbeugsame Redlichkeit und das strenge Pflichtgefühl bewährt, welche gleichsam den Grundton seines ganzen Wesens bildeten. Mildernd und stille waltend ist die gute Großmutter ihrem gestrengen Eheherrn zur Seite gestanden: „Der Mann soll sein des Weibes Herr," stund im heiligen Bibel-Buche, und darum fand es auch die Großmutter ganz in der Ordnung zu schweigen und zu gehorchen, und ist ihr nie eingefallen, daß es anders möglich gewesen wäre.

Von den acht Kindern, womit der Herr diese Ehe gesegnet, ist in der Familienchronik nur von den drei Söhnen, Sebastian, Anthony und Johannes die Rede, welche der Großvater als Stammhalter der Familie bezeichnet,

auf die der gute Mann so große Stücke hielt, und die jetzt dem Erlöschen so nahe ist! Sebastian, der Aelteste, ein tüchtiger, heller Kopf, hatte mit seinem Schwager eine Indienne-Fabrik errichtet; Johannes, der jüngste, der Großmutter Benjamin, war Pfarrer an unserer Kirche, und Anno 1767 hat der Großvater seinem Sohne Anthony die Eisenhandlung in der Bäckergasse übergeben, und das stattliche Haus bezogen, welches er in der Zeughausgasse gekauft hatte:

„Und nun muß der Anthony heirathen, er mag wollen oder nicht — sagte die Großmutter — und wenn ich nur eine fromme, brave Frau für ihn wüßte, denn er selbst sucht sich Keine aus, und meint wahrhaftig, man werde ihm die Braut auf einem Teller präsentiren. Aber gut ist er und treu wie Gold, und wird gewiß eine Frau glücklich machen!

Und wirklich war Anthony treu wie Gold, ein redliches, kindliches Gemüth, ohne Falsch und Trug, und eine solche Scheu vor allem Bösen, daß ihn seine beiden Brüder noch bis in's späte Alter damit geneckt: Wie sie ein Mal als kleine Buben in's Puppenspiel gegangen, um auf der Bäcker-Zunft den Doktor Faustus aufführen zu sehen und wie, als der Teufel erschienen, Anthony auf und davon gelaufen, und da ihm seine Brüder lachend nachgerufen: „So bleib doch nur, Anthony, der Teufel will ja nicht Dich, sondern nur den Doktor Faustus holen"! er ihnen geantwortet: „Das weiß ich wohl, aber wo der Böse ist, da bleib ich nicht." Und so ist er sein Leben lang geblieben — wo unredlich gehandelt, mit Lügen umgegangen, oder sonst etwas Unrechtes gethan worden, „da

blieb er nicht", und wollte durchaus nichts mehr mit der Sache noch mit den Leuten zu thun haben.

Da dem guten Anthony aber Niemand die Braut auf einem Teller gebracht, so mußte er, nachdem die Großeltern ausgezogen, als Junggeselle allein im Hause wohnen, und sich den Haushalt von der alten Farschoner Madle besorgen lassen. Diese klagte der Großmutter: „Der Herr Anthony rede nicht, esse und schlafe nicht, sehe übel aus und müsse nothwendig krank sein und man müsse mit dem Doktor reden." Und der gestrenge Herr Vetter Doktor, mit der großen Allonge-Perrücke und dem goldenen Knopf am Stocke, erklärte gravitätisch: „Das Uebel komme von Mangel an Bewegung, der junge Mann leide an Hypochondrie und müsse alle Tage wenigstens eine Stunde spazieren reiten." Und so sah man denn jeden Nachmittag den kränkelnden Anthony des Postmeisters Gaul besteigen und spazieren reiten; aber immer den gleichen Weg — immer zum jungen Thor hinaus, in den Illzacher Wald! Warum auch? Man munkelte allerlei, aber den rechten Grund hat doch Niemand errathen, so viel auch auf den Bänklein darüber geredet und die alte Farschoner Madle darüber ausgefragt worden ist.

In jener guten, alten Zeit, da lebten nämlich die Nachbarn gar friedlich in täglichem Verkehr wie eine Familie zusammen. Im Winter brachte man die langen Winter-Abende bald in des Einen, bald in des Andern Wohnstube zu; auf diese Weise wurde Licht und Holz gespart, und man war recht heiter und traulich beisammen. Im Sommer aber, da saß man den ganzen Tag, wenn es nicht regnete, mit der Arbeit auf dem Bänklein vor dem Hause, und wer

etwa vorüber ging, der setzte sich auch dazu, fragte: „Was es Neues gebe?“ und trug dann die Neuigkeit in einer andern Gasse auf ein anderes Bänklein, und so kam sie richtig in der ganzen Stadt herum.

Nun wohnte dem Eisenladen gegenüber ein junges Ehepaar, mit dem sich Anthony innig befreundet hatte. Der Mann war Kassierer in einem großen Handlungshause; die junge Frau, eine Tochter des Pfarrers von Illzach, war gar ein freundliches, liebes Wesen, und Anthony setzte sich oft zu ihr auf's Bänklein, besonders im Früh- und Spätjahr, um sich an der lieben Sonne zu wärmen, weil der Eisenladen auf der Nordseite lag und kalt und feucht war. Da kam aber das junge Weibchen in die Wochen, und da bereits mehrere kleine Kinder da gewesen, so hat ihr der Vater aus dem Pfarrhause von Illzach seine andere Tochter, Martha, zur Hülfe geschickt. Und weil es eben Sommer gewesen, so ist natürlich diese Martha mit den Kindern auch auf dem Bänklein gesessen, und Anthony konnte den ganzen Tag ihrem stillen, sanften Walten zusehen, hat sich auch oft zu ihr gesetzt, ihr die Kleinen beschwichtigen helfen, und dem unbändigen Buben Bleisoldaten aus der Eisenhandlung geholt.

Martha war ungemein lieblich anzuschauen, klein und zart gebaut; die Farschoner Madle behauptete: „Sie sei so schön gedreht, wie ein Glieder-Püppchen und ein paar schwarze Augen habe sie im Kopfe, die wie Korallen glänzten!“

„Schade daß der Pfarrer von Illzach so viele Kinder, und so wenig Vermögen hat. Die Martha wäre sonst

gerade die Frau, wie Anthony eine braucht" — sagte der praktische Großvater.

„Ei was? entgegnete die Großmutter, der liebe Gott hat ja unsern Eisenladen so reichlich gesegnet, daß auch Anthony sein Brod und sorgenfreies Auskommen darinnen finden wird, und nicht das leidige Geld zu freien braucht". — und zu ihrem Sohne sagte sie noch am nämlichen Tage: „Anthony, die artige Martha drüben ist wie für dich geschaffen; nimm sie zur Frau, grüble nicht lange darüber hin und her, und mache, daß die Sache auf ein Ohr kömmt. Der Vater wird schon seine Einwilligung dazu geben, denn auch er hat ein Wohlgefallen an dem netten, herzigen Mägdlein."

Aber Anthony wurde glühend roth und erwiederte mit einer Heftigkeit, die ihm sonst fremd war, und welche die gute Großmutter nicht wenig erschreckte: „Wenn ihr mich lieb habt, Mutter, so sprecht mir nie wieder davon; man darf Gott nicht versuchen und muß sich seinem Willen in Demuth unterwerfen!"

Und dabei blieb's; Niemand sprach mehr davon, aber die Großmutter meinte: „Ich will's doch dem Pfarrer sagen, daß er ihm noch zuspricht. Der Anthony ist zwar herzensgut, aber eigensinnig wie ein Maul-Esel, und wenn er Etwas im Kopfe hat, so bringts ihm kein Mensch wieder d'raus! Nun man muß ihn halt nehmen wie er ist und Geduld mit ihm haben." Und darauf sind die Groß-Eltern ausgezogen; Martha wieder nach Illzach gegangen und Anthony täglich in den Illzacher Wald geritten, ohne daß es sich mit seiner Gesundheit gebessert hätte.

Anthony's Krankheit hatte aber folgenden Grund. Seit

er die niedliche Martha auf dem Bänklein beobachtet, neben ihr gesessen und mit ihr gesprochen hatte, verspürte er ein ganz eigenes Gefühl im Herzen, ein gewisses Wohl und Weh, das er sich zuerst nicht erklären konnte, aber das Endresultat all' seines Nachgrübelns war doch immer: Martha sei das Weib, von dem die heilige Schrift sagt, „daß sie köstlicher als die köstlichste Perle ist", und wie er nur im Besitz dieser Perle glücklich sein könne, und sein Herz brechen würde, wenn er ihr entsagen müßte! Da ist aber der Bruder Johannes, der junge Theologe, von der Universität Lausanne heimgekommen, und sofort zum Helfer an der französischen Kirche ernannt worden — und der mußte nun natürlich auch sein Haus bauen und eine tugendsame, fromme Hausfrau sich aussuchen. Der Pfarrer, wie man ihn von Kindesbeinen an genannt, weil er als kleiner Bube erklärt und fest dabei geblieben: „Er wolle Pfarrer und nichts anderes werden," — ist gar ein vorzüglicher, junger Mann gewesen, mit reichen geistigen Gaben gesegnet, auch war seine äußere Erscheinung ungemein anziehend, und sein Benehmen voll Geist und Leben. Und wenn er Abends mit Bruder Anthony auf dem nachbarlichen Bänklein gesessen und lebhaft, wie er war, sich mit Martha in interessantem Gespräche vertiefte, und das sonst so zurückhaltende Mägdlein offen und zutraulich, wie mit einem Bruder, mit ihm sprach — ja, da hat ein tiefer Schmerz dem guten Anthony das arme Herz zusammengeschnürt: „Diese zwei so ausgezeichneten Wesen, die so gut zusammenpaßten, und sich beim ersten Worte verstanden, die hatte Gott der Herr offenbar für einander bestimmt, und so meinte denn der demüthige Anthony, er dürfe nicht mehr an Martha denken,

erstens weil es gegen Gottes Willen sei, und zweitens weil der Bruder Pfarrer viel gescheidter und liebenswürdiger sei als er, und darum Martha auch viel besser gefallen müsse und sie glücklicher machen werde!“ Und in dieser Ueberzeugung hat er der Großmutter jene Antwort gegeben, welche der guten Frau so absonderlich vorgekommen.

Allein „der Geist war wohl willig bei dem guten Anthony, aber das Fleisch schwach“, und so ist er denn immer trüber, schweigsamer und endlich krank geworden. Das entging dem Bruder Pfarrer nicht, der ihn, in seiner Junggesellenwirthschaft, tagtäglich besuchte.

„Anthony,“ sagte er eines Tages zu ihm, „ich muß am Sonntag in Illzach predigen, und möchte den Choral „Wie schön leucht't uns der Morgenstern“ singen lassen. Nun wirst Du aber wohl wissen, wie Jungfer Martha, eine ächte Perle in ihrer Bescheidenheit, beim Gottesdienste die Orgel spielt und so ihrem Vater den Organisten erspart.“

„Ich weiß von nichts, Bruder, und will überhaupt nichts mehr von der Jungfer Martha wissen, noch mit ihr zu schaffen haben!“ rief Anthony heftig und glühend roth im Gesichte.

„Nun, Anthony,“ erwiderte der Pfarrer mit feinem Lächeln, „ereifere Dich nur nicht so, und schreie nicht ehe Du geschlagen bist! Du reitest ja alle Tage in den Illzacher Wald“ —

„Aber nicht weiter, Bruder — und nie bis ins Dorf!“

„Auch nicht um mir einen Gefallen zu thun, und Jungfer Martha zu bitten, die Melodie „Wie schön leucht't uns der Morgenstern“ bis am Sonntag gefälligst einzuüben?“

Anthony stund eine Weile unbeweglich, wurde blaß, dann wieder roth, seufzte tief und sagte endlich mit gepreßter Stimme: „Weiß Gott, Bruder, das kann ich nicht!“

„Und warum denn nicht!“

„Weil . . . . weil . . . .“

„Du in die herzige Martha bis über die Ohren verliebt bist, und dabei ein wunderlicher Kauz und Grillenfänger, der nie mit der Sprache herausrückt. Du hättest ja keine Wahl treffen können, die uns Alle mehr gefreut, und zu der die Eltern so willig ihren Segen gegeben hätten. Was ficht Dich denn an, daß Du darüber hypochondrisch geworden, und Dich zu Tode grämen willst?“

„Aber Du! Du, Bruder-Pfarrer!“

„Nun ich, ich, Bruder Anthony, gedenke allerdings mit Gottes Gnade auch eine liebe Braut heimzuführen. Aber Du bist der Aeltere, und darum gebührt Dir auch der Vorrang. Wenn Du das Ja-Wort von Deiner herzlieben Martha erlangt, dann erst ist die Reihe an mir. Kann es Dich aber beruhigen, so will ich Dir jetzt schon den Namen meiner Auserwählten in's Ohr sagen.“

Anthony wußte nicht wie ihm geschah, es fiel ihm wie Zentnerlast vom Herzen, große Thränen liefen über seine Backen — plötzlich faßte er den Pfarrer beim Kopfe und küßte ihn herzlich; dann reichten sich die Brüder die Hände, sahen einander lange an und auch dem Pfarrer kamen Thränen in die Augen.

„Aber, Bruder Pfarrer, hast Du sie denn nicht lieb?“

„Von ganzem Herzen, Anthony, und Du hättest mir keine liebere Schwester geben können.“

„Und sie! ach wird sie mich auch nehmen wollen?“

„Das mußt Du sie fragen, lieber Bruder Wunderlich, und das je eher je lieber. Darum habe ich Dich ja wegen dem Choral nach Illzach in's Pfarrhaus schicken wollen."

„Na, ich will's versuchen, mit Gottes Hülfe versuchen, Bruder, er wird mir ja gnädig sein!" sagte Anthony mit einem tiefen Seufzer und mit gefalteten Händen. Und als er bald darauf wieder in den Illzacher Wald geritten und der Schimmel, wie gewöhnlich bei der großen Eiche links umkehren wollte, ja, da hat Anthony sich ein Herz gefaßt, und dem erstaunten Gaul die Sporen gegeben. Dieser hat sich zwar gesträubt, aber bald sich willig leiten lassen und hat dann gehorsam seinen Reiter bis in's Dorf und in den Pfarrhof getragen!

„Martha! Martha! Der Herr Anthony aus dem Eisenladen kömmt angeritten. O, bitte ihn doch, daß er mich auch ein wenig aufsitzen läßt!" rief der kleine Ady (Adam), des Pfarrers jüngster Bube, seiner Schwester zu, die eben im Garten Bohnen brach.

Der Vater hatte unterdessen den jungen Mann herzlich willkommen geheißen, und nachdem er eine Weile mit ihm gesprochen, seine Tochter gerufen und zu ihr gesagt: „Martha, der Herr Anthony ist im Auftrage seines Bruders, des Herrn Helfer's gekommen. Nimm die Kirchenschlüssel, gehe mit dem Herrn auf die Orgel und spiele ihm: „Wie schön leucht't uns der Morgenstern."

Martha gehorchte; der kleine Ady aber, der für sein Leben gern aufgesessen und auf dem Schimmel geritten wäre, schlich langsam nach und blieb unten in der Kirche stehen, um gelegentlich beim Herrn Anthony sein Anliegen vortragen zu können. Bald ertönte die Orgel und Martha

sang den schönen Choral mit ihrem hellen Silberstimmchen. Ady wartete lange — endlich wurde er ungeduldig und als der Pfarrherr in die Kirche kam, rief er ärgerlich: „Vater, sie singen schon lange nicht mehr, was haben sie denn noch auf der Orgel zu thun?“

Was Anthony seiner Martha auf der Orgel gesagt, und was sie ihm geantwortet? — das mag er wohl Keinem erzählt haben, und der Großvater hat es auch darum nicht in die Familien-Chronik aufschreiben können. Nur so viel ist gewiß, daß die Eltern, beiderseits, freudig den Bund ihrer Kinder gesegnet, die Verlobung förmlich angezeigt, und Anthony wieder gesund und fröhlich wie ein Eichhörnchen geworden ist, und da der Bruder Pfarrer sich bald darauf mit der schönen Anna Köchlin verlobte, so war Anthony der glücklichste Mensch auf Erden. Und da ist es denn auch den Nachbarinnen klar geworden, warum der Herr Anthony hypochondrisch gewesen und immer nur in den Illzacher Wald geritten! Die Farschoner Madle aber rieb sich die Hände und meinte: „Ich hab's wohl gewußt, aber immer gefürchtet, der junge Herr Pfarrer habe auch ein Auge auf sie, und Einer von den Brüdern könnte unglücklich werden. Nun Gott Lob und Dank! daß unser Pfarrer nun auch eine so wunderschöne, reiche Braut gefunden.... Aber für den Eisenladen ist mir doch die Martha lieber... die Andere scheint mir fast zu vornehm dazu!“

Den ganzen Herbst und bis in den Winter hinein ist Anthony, so oft es sich thun ließ, wieder nach Illzach in den Pfarrhof geritten, und der kleine Ady hat ungestört aufsitzen und nach Herzenslust im Dorfe herumtraben

können, auch sind er und der Schimmel die besten Freunde geworden.

Den 3. Februar 1768 hat der wackere Pfarrherr von Illzach in seiner kleinen Dorfkirche das junge Paar getraut, und vom Bruder Pfarrer geleitet, der mit seiner schönen Braut natürlich auch bei der Hochzeit gewesen, wurde auf der Orgel in vollstimmigem Chor der Choral „Wie schön leucht't uns der Morgenstern" gesungen. Auf den glücklichen Anthony aber hat diese Melodie sein ganzes Leben lang einen eigenen Zauber geübt.

Die Ehe ist kinderlos geblieben, und der Herr mag es wohl also gefügt haben, damit die Tante mit dem reichen, liebevollen Herzen die Mutter aller verlassenen Kinder sein konnte — und wie sie es gewesen, das lebte — und lebt noch fort in dankbarer Erinnerung, bis zum ewigen Wiederfinden, wo alles aufhören wird und nur die Liebe bleibt!

Der Bruder Pfarrer aber und die Schwester Martha, die haben sich im Laufe ihres Lebens noch viel besser verstanden, als beim ersten Zusammentreffen auf dem Bänklein in der Bäckergasse. Und als nach Gottes unerforschlichem Rathschlusse der würdige Pfarrer so frühe seine schöne jugendliche Gattin verloren, da ist Schwester Martha sein Trost, seine Vertraute, und die Mutter seines verwaiseten Hauses gewesen, bis des Großpapa's Tochter sich entschlossen, seine zweite Gattin zu werden. Und das hat dem redlichen Anthony so wohl gethan! „Denn, pflegte er oft demüthig zu sagen: wenn sich der Bruder Pfarrer nicht so großmüthig zurückgezogen und um Martha geworben, so wäre sie seine Frau geworden und darum meine ich immer, es sei nicht recht,

daß ich so glücklich bin, während der gute Pfarrer so schwer heimgesucht wird!“

Und so ist denn den Groß-Eltern, wohl unter manch' schwerer, schmerzlicher Prüfung, aber auch reich gesegnet, das Leben dahin geschwunden und die Zeit „der goldenen Hochzeit“ erschienen! Unter den zahlreichen Enkeln und Urenkeln, die mit froher Erwartung dem schönen Familien-Feste entgegen sahen, müssen wir noch mit der damals fünfzehnjährigen Marie näher bekannt werden, ehe wir weiter erzählen.

Diese Marie war eine seltene, beinahe fremdartige Erscheinung in der altbürgerlichen Patrizier-Familie. Ihre Mutter, die jüngste Tochter der Großeltern, hatte einen jungen Mann, aus Zürich, geheirathet, der in Mailand Geschäftsführer einer schweizerischen Seidenhandlung war. In unserer kleinen Republik, die Jahrhunderte lang immer von feindseligen Regierungen umzingelt gewesen, war (und ist wohl, mehr oder weniger, auch jetzt noch?) fremd und feind gleichlautend geworden, und ein Kind in die Fremde, und vollends in's wälsche, katholische Italien heirathen zu lassen, das schien damals eine so unerhörte Ausnahme aller herkömmlichen und standesmäßigen Gebräuche, daß die gute Großmutter darüber untröstlich gewesen, und zum ersten Mal in ihrem Leben es gewagt, dem Großvater bittere Vorwürfe zu machen, weil er seine Einwilligung zu dieser Heirath gegeben. Und als bald darauf der junge Mann am Nervenfieber gestorben, seine Wittwe ihm bald nachgefolgt, und eine fremde Wärterin die kleine Marie zu den Groß-Eltern gebracht, — ja, da hat es sich die Großmutter nicht ausreden lassen und ist steif und fest dabei

geblieben: „daß in dem fernen, fremden Lande ihre arme Salomele am Heimweh gestorben sei, und daß all' das Unglück nicht geschehen wäre, wenn sie daheim geblieben und nicht in die Fremde geheirathet hätte!" Die kleine Waise aber hat sie mit der Fülle warmer Mutter-Liebe in ihr treues, gutes Herz geschlossen.

Mariens feurige, reichbegabte Natur wurde weder vom Großvater noch von der Großmutter gehörig verstanden; man mißleitete und verzog sie aber auch nicht; schlicht und einfach wurde sie erzogen. Des Großvaters Programm bei der Erziehung seiner Kinder war: Gehorsam, Arbeit und Gebet. Die Buben mußten lernen, studieren sogar, wenn ihnen Gott die nöthigen Fähigkeiten dazu verliehen hatte, die Mädchen aber durften, außer den Haus- und Handarbeiten nur lesen, schreiben und rechnen lernen, was darüber gehe, sei vom Bösen, vermeinte damals der gestrenge Herr Bürgermeister — ob mit Recht oder Unrecht? — das wollen wir dahingestellt sein lassen.

An der Großmutter hing Marie mit inniger Liebe, und kam jedem ihrer Wünsche mit kindlichem Gehorsam zuvor. Gegen den Großvater war sie nicht so geschmeidig und hatte sogar den Muth, ihm manchmal zu widerreden, was die gute Großmutter alle Mal erschreckte, aber zu ihrem Erstaunen ließ es der sonst so strenge Mann ungeahndet dahin gehen — ja, Marie gewann nach und nach einen solchen Einfluß auf ihn, daß sie ihm gar Manches sagen durfte, was sich sonst Niemand getraut hätte, und wenn sie oft mit jugendlicher Freimüthigkeit und mit der ihr angebornen Festigkeit das eigene oder der Andern Rechte gegen ihn behauptete, da glänzten die Augen des alten

Bürgermeisters von schlecht verhehlter Freude und wenn Marie sich entfernt, dann sagte er wohl zur erstaunten Großmutter: „Es ist Jammer-Schade, daß Marie kein Bube ist, die wäre ein tüchtiger Stammhalter der Familie geworden!“

Mit dem Großpapa war es gleich Anfangs ein eigenes, inniges Verhältniß — Marie war ihm so lieb, und er verstand sie so gut! Sie konnte ihm Alles sagen, und jeden Kummer anvertrauen, der ihr auf dem jungen Herzen lag und fühlte sich wunderbar zu dem milden, freundlichen Manne hingezogen. Als Kind lehrte er sie Gellerts Fabeln und geistliche Lieder auswendig, und freute sich über ihr glückliches Gedächtniß, dem heranwachsenden Mädchen gab er Bücher und suchte den sehr mangelhaften Unterricht in der Schule der Demoiselles Miliquet (ausgewanderte, französische Protestantinnen) bestmöglichst zu ergänzen; und so waren Marie und der Großpapa wirklich ein Herz und eine Seele geworden, und weit entfernt, daß der Großvater Anstoß daran genommen, schien er viel mehr darüber hoch erfreut, ja beinahe stolz zu sein, daß der gelehrte, ernste Herr Stadtschreiber sich mit so väterlicher Zuneigung seiner jungen, verwaiseten Enkelin annahm.

Unter den Büchern, welche der Großpapa Marie gegeben, hatte besonders Campe's deutsche Uebersetzung des „Robinson's Crusoe“ einen tiefen Eindruck auf sie gemacht, und sie bis in den dritten Himmel entzückt! Sie hatte ihn so oft gelesen und wieder gelesen, daß sie ihn beinahe auswendig wußte und gleichsam mit ihm und seinem Freitag auf der einsamen Insel zusammen lebte — auch waren ihr alle Bücher, die sie später erhalten, nicht so werth, und schienen ihr nicht so schön, wie ihr lieber Robinson.

„Großpapa, sagte sie eines Tages zu ihm, ist der Grandison so schön wie der Robinson?“

Der Großpapa machte große Augen: „Was weißt Du vom Grandison, Marie?“

„Die großen Cousinen haben am Familien-Tage in des Großvaters Sinnen-Garten in einem fort von dem Buche gesprochen und gesagt, der Cousin Heinrich, der zur goldenen Hochzeit kömmt, der sei gerade wie der Chevalier Grandison, und nun möchte ich das Buch auch gerne lesen, wenn Sie mir es geben wollen, lieber Großpapa.“

Cousin Heinrich, des Großpapa's jüngster Sohn, hatte die Rechte studiert und war vor zwei Jahren, gleichzeitig mit der französischen Uebersetzung des Grandison, von der Universität Oxford zurückgekommen. Sein Anstand, seine feinen, englischen Manieren, das ernste, zurückhaltende in seinem Benehmen begeisterten die empfänglichen Herzen der jungen Mädchenwelt — Heinrich war für sie das verwirklichte Bild des englischen Romanen-Helden, und sie nannten ihn unter einander immer „Sir Charles Grandison“. Jetzt, nachdem er in Lausanne und Paris gewesen und als Lizentiat in seiner Vaterstadt wirken sollte, erwachte natürlich die Begeisterung von Neuem und es gab reichlichen Stoff zu allerhand Gesprächen, Vermuthungen und vielleicht auch Hoffnungen, die aber keine unserer ehrbaren Bürgerstöchter sich selbst eingestanden und noch viel weniger ausgesprochen hätte.

Der Großpapa lächelte unwillkürlich, als er auf so naive Weise den Ehrentitel seines Heinrich's erfahren. Wer weiß? er mochte vielleicht seine eigenen Gedanken dabei haben, denn er fragte ganz freundlich: „Und Du,

Marie, meinst Du auch, daß Heinrich ein zweiter Grandison sei?"

„Das kann ich ja nicht wissen, Großpapa, weil ich das Buch nicht gelesen habe. Wenn aber der Grandison nicht freundlicher als Cousin Heinrich ist, so weiß ich schon, daß er mir nicht gefällt und daß mir mein Robinson das liebste Buch auf der Welt bleiben wird."

„Es gibt aber noch ein anderes Buch, Marie, das Dir, durch Gottes Gnade, noch viel lieber werden soll als der Robinson, nämlich das alte, heilige Bibelbuch, das lies täglich, mein Kind, mit Andacht und Gebet. Und glaube meiner Erfahrung, je mehr und je länger Du darinnen liesest, desto lieber und heiliger wird es Dir auch werden. Jetzt aber, wo Du in den Confirmanden-Unterricht gehest und Dich in den Wahrheiten des Christenthums unterrichten sollst, darfst Du keine Romane lesen."

„Ist denn der Grandison ein Roman?"

„Ja, Marie — wohl ein schöner, guter — aber dennoch ein Roman, der Dir jedenfalls jetzt mehr schaden als nützen könnte, darum versprich mir, liebes Kind, vor Deiner Confirmation keine andern Bücher zu lesen, als die, welche ich oder der Onkel Pfarrer Dir geben werden."

Marie versprach es und der Großpapa konnte nun ruhig sein, denn er wußte ganz bestimmt, daß sie Wort halten werde. Aber Marie hätte den Grandison doch gerne gelesen: „Denn wenn es ein schöner und guter Roman war, was hätte er ihr denn schaden können?" Indessen sie hatte dem Großpapa versprochen, ihn nicht zu lesen und dachte nicht daran, das gegebene Wort zu brechen. Es war im Sommer als Marie dieses Versprechen gab, im Herbst

kam Cousin Heinrich in die Vaterstadt zurück, und den 28. Novembris dieses Jahres 1785 sollten die Großeltern ihre goldene Hochzeit feiern.

Auf dieses Fest freute sich aber nicht nur die ganze Familie, sondern auch die gesammte Bürgerschaft; denn in jener guten, alten Zeit war das Band, welches Bürger und Obrigkeit zusammengeknüpft, in unserm kleinen Staate noch heilig und noch nicht vom blinden Freiheitsschwindel zerrissen. Streng, aber gerecht, ist der Großvater auch als Bürgermeister dem Gesetze unterthänig geblieben, hat treu und gewissenhaft jede Pflicht erfüllt und den Gehorsam selber geleistet, den er von Andern gefordert und deßwegen ist er auch allgemein geachtet, wenn auch nicht so geliebt gewesen, wie der Großpapa, der sein Amt mit christlicher Milde und diplomatischer Gewandtheit zu verwalten verstund.

Zum Andenken an seine Jubel-Hochzeit hat der Großvater sich und die Großmutter in „Oel konterfeien" lassen (wie man damals zu sagen pflegte) und hat jedem seiner Kinder die beiden lebensgroßen Bilder geschenkt, welche in den sämmtlichen Wohnstuben aufgehängt, und von einem Geschlecht zum andern gehörig in Ehren gehalten wurden. Der Großvater in der Amtstracht mit der großen Perrücke und den klugen, durchdringenden Augen, sieht auch jetzt noch von dem verwitterten Bilde ganz Ehrfurcht gebietend auf seine späten Nachkommen herab, und die gute Großmutter mit dem freundlich lächelnden Gesichtchen, im schwarzen Damast-Kleide und der weißen, aufgesteckten Haube, ist auch im goldenen Hochzeits-Staate noch immer das liebliche Bild der tugendsamen Jungfrau Elisabeth, die der Großvater Anno 1735 als seine vielgeliebte Braut heimgeführt hat.

Marie hatte mit ihrer kunstfertigen Nadel insgeheim die Banden für die aufgesteckte Haube der Großmutter gestickt; aber der kleine Michele, ein gescheidter, etwas verwöhnter Bube, hatte am Familien-Tage eine dieser Banden aus Mariens Körbchen erwischt und sich das Vergnügen gewährt, die Fäden der Stickerei alle regelmäßig aufzuschneiden. — Marie erschrack nicht wenig, als sie Micheles Meisterstück entdeckte! Denn die goldene Hochzeit war vor der Thür und morgen schon sollte sie die Banden der Putzmacherin zum Aufstecken bringen. Daheim konnte sie sich nicht hinsetzen und eine andere Bande sticken, denn die Großmutter hätte es gesehen, und Marie wollte sie mit der schönen Haube überraschen. Da rieth ihr die Tante Pfarrerin zum Großpapa zu gehen, wo sie ungestört werde arbeiten und die zerschnittene Bande ersetzen können. Der Großpapa war Wittwer und Marie brachte oft ganze Tage bei ihm zu, um der Haushälterin nähen und flicken zu helfen, so daß sie auch jetzt hingehen konnte, ohne daß es der Großmutter aufgefallen wäre.

Dort in der alterthümlichen Wohnstube des hintern Rathhauses war es, wo Cousin Heinrich zum ersten Mal auf das junge Cousinchen aufmerksam geworden, das er bis dahin als ein Backfischchen wenig beachtet und keines freundlichen Wörtchens gewürdigt hatte. Anfangs erwiderte Marie das Entgegenkommen des stolzen Cousins etwas schnippisch und spröde. Aber er verstand es so gut wie der Großpapa, die Saiten zu berühren, die in ihrem Herzen Anklang fanden, und bald hatte er sie so kirre gemacht, daß sie ihm offenherzig Alles erzählte, was er gern wissen wollte: „Von ihrem Heimweh nach der Mutter und dem schönen

Italien, wo sie nie gefroren und keinen Schnee und kein Eis gesehen habe, und wie es ihr so leid thue, die harmonische Sprache ihrer Kindheit nach und nach vergessen zu müssen, — von ihrem Wunsch sich mehr auszubilden und nach der Confirmation die Schule der Demoiselles Miliquet noch besuchen zu dürfen, um der französischen Sprache mächtiger zu werden, was aber der Großvater nicht zugeben wolle, weil er das Wälsche nicht leiden könne, — vom Religions-Unterricht beim Onkel Pfarrer, von ihrer Confirmation, auf die sie sich so freue und endlich und immer wieder vom Großpapa, wie er so gut und so freundlich sei, wie sie ihn so lieb habe und ihm versprechen müssen, vor ihrer Confirmation keine andern Bücher zu lesen als die, welche er ihr geben werde."

„Und was hat er Dir jetzt für Bücher gegeben?" fragte der Cousin zurück, der mit sichtlichem Interesse die übersprudelnden Herzens-Ergießungen des jungen Mädchens angehört.

„Ja er meint, jetzt soll ich nur die Bibel lesen."

„Die Bibel! Verstehst Du denn, was Du darinnen liesest, Marie?"

„Manches wohl — aber Vieles auch nicht. — Doch der Großpapa sagt, das werde schon kommen, denn je mehr man in der Bibel lese, desto besser verstehe und desto lieber habe man sie."

„Du gutes, armes Kind! also wollen sie auch Deine warme, lebensvolle Natur einzwängen in ihre veralteten Formen und Regeln, und Dein kindliches Gemüth dem todten Buchstaben ihrer verschollenen Bibel unterwerfen?"

„Cousin Heinrich, glauben Sie denn nicht an die Bibel?“ fragte Marie, indem sie betroffen zu ihm aufblickte.

„Alte jüdische Sagen und Legenden, die gegen alle Vernunft und klaren, natürlichen Begriffe streiten, kann ich nicht als Wahrheit anerkennen, und also auch nicht daran glauben.“

„Ich weiß nicht, was in der Bibel steht, das Ihre Vernunft nicht annehmen kann, Cousin Heinrich; aber der Großpapa hat doch auch Vernunft und glaubt daran; und als meine gute Mutter auf ihrem Sterbebette lag, da hat sie, mit ihrem letzten Segen, mir ihre Bibel in die Hand gelegt, und darum ist und wird mir das Buch auch immer heilig sein.“

Wenn aber Marie von ihrer Mutter sprach, so kamen ihr jedes Mal große Thränen in die Augen. Cousin Heinrich wurde davon ergriffen und war froh, daß der Großpapa eintrat und das Gespräch abgebrochen wurde. Aber Marie dachte bei sich selbst: „Wenn der Grandison von der Bibel spricht, wie Cousin Heinrich, so begreife ich jetzt, warum ich das Buch nicht lesen soll. Ich will es aber dem Großpapa nicht sagen,“ denn das gute Kind wußte wohl, daß seines Sohnes Unglaube den lieben Mann tief bekümmert hätte; aber das Eis war gebrochen: „und wenn er schon nicht an die Bibel glaubte — der Cousin Heinrich war doch so übel nicht!“

Endlich erschien der goldene Hochzeits-Morgen, auf den sich Alle, Klein und Groß, Alt und Jung, so herzlich gefreut! Es war ein kalter, aber trockener November-Tag, und der Hochzeitszug konnte nun zu Fuße nach der St. Stephanskirche sich begeben, was besonders die Groß-

mutter freute, die nicht gerne in der Kutsche fuhr: „Weil so leicht ein Unglück geschehen sei, auch hätten ja die Kinder daheim bleiben müssen, denn wo hätte man in der ganzen Stadt genug Kutschen hergenommen, um Alle in die Kirche zu führen?“ — Gute Großmutter, seitdem ist es anders geworden!

Eine Stunde vor dem Kirchgange war die ganze Familie, Honoritäten und Freunde, im großen Saale des Großvaters versammelt, und als der ehrwürdige Greis mit seiner treuen, vor Freude zitternden Gefährtin an der Hand, eingetreten, da sind alle aufgestanden und haben der Reihe nach die theuern Eltern und Großeltern geküßt. Der Großpapa hat dem Großvater einen goldenen Eichenzweig, als Sinnbild der Bürgerkrone überreicht, und der Großmutter ein goldenes Rosmarinkränzlein auf Mariens schön gestickte Haube geheftet. Alle waren tief gerührt und ergriffen und nachdem der Großpapa das Jubelpaar zu den für sie bereiteten Sitzen geführt, hat sich Tante Anthony an's Klavier gesetzt und den Choral „Wie schön leucht't uns der Morgenstern“ gespielt. — Dem guten Onkel Anthony sind die hellen Thränen über die Wangen gelaufen, und er hat dem Bruder Pfarrer einen dankenden Blick zugeworfen. Zwei Mal hat die Tante die Melodie gespielt, und als sie zum dritten Mal angefangen, da haben Alle einstimmig die folgenden Strophen gesungen, die der Pfarrer für die Festfeier gedichtet hatte:

„In unsern Herzen rege sich
Die Freude — Gott wir preisen Dich,
Mit Dank beseeltem Munde!
Du hörtest unser kindlich Fleh'n,
Und ließ'st uns was wir wünschten seh'n,
Die wonnereiche Stunde!

Wo wir, nun hier
Eltern, Kinder, Kindes-Kinder,
Dir lobsingen,
Und des Dankes Opfer bringen!"

„Schon strömte volle fünfzig Jahr
Auf das geliebte Eltern-Paar
Jehovah's Segen nieder!
Es zähle, wer es zählen kann,
Wie viel der Herr an uns gethan,
O dankt Ihm, dankt Ihm Brüder!
In Freud' und Leid
War er Vater und Berather,
Seine Güte
Wurde gegen uns nie müde!"

„Ihr, die Ihr schon verkläret seid,
Hört Brüder, Schwestern, hört den Eid,
Den wir den Eltern schwören!
Bald kommen sie und wir zu Euch
Und drängen uns im Himmelreich,
Zu den verklärten Chören!
Wo ihr — wo wir,
Frei von Mängeln — mit den Engeln,
Gottes Namen
Ewig preisen werden — Amen!" *)

Während des Gesangs ist kein Auge trocken geblieben und als unsere lieben, alten Glocken vom Stephansthurme zum Kirchgang geläutet, da setzte sich der Zug in Bewegung: Voran gingen die Stadtknechte mit dem roth und weißen Banner der Stadt; zwischen seinen beiden Collegen, dem

*) Dieses Lied, von dem wir nur die drei Strophen mittheilen, sowie die Rede des seligen Pfarrers Johannes wurde 1785 in Basel, bei Johannes Schweighauser gedruckt, um, wie es in der Zueignung an den Großvater heißt: „Die Feier der goldenen Hochzeit im Andenken der spätesten Enkel zu erhalten, und als Familien-Stück unter uns aufzubewahren."

regierenden und dem dritten Bürgermeister, schritt langsam der Großvater mit der ihm eigenen, ernsten Würde; am Arme des Großpapa's folgte die demüthige Jubelbraut mit niedergeschlagenen Augen und hochklopfendem Herzen, dann kamen die Kinder — Marie wußte nicht recht mit wem sie gehen sollte und meinte ärgerlich: „Sie sei „weder Heu noch Stroh" und wisse nicht, wo sie eigentlich hin gehöre, ob zu den Kindern oder den Erwachsenen?" — aber bald besann sie sich eines Bessern, ordnete die Kinder paarweise und folgte dann, den wilden Michele an der Hand führend, dem lustigen Völklein nach, das ihr versprochen, recht ordentlich und anständig hinter der Großmutter herzugehen. Onkeln und Tanten, die beiden Ehrenknaben und die Ehrenjungfern mit goldenen Röslein im Herison und an der Brust geschmückt, sämmtliche Verwandte und Freunde schlossen sich in gehöriger Ordnung dem Zuge an (cortège würde man heut zu Tage sagen), der feierlich durch die theilnehmende Menschenmenge nach der Stephanskirche hinzog. Aber das schönste Paar, welches die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog und besonders die weibliche Neugier erregte, war doch Cousin Heinrich, der als Ehrenknabe mit der schönen, blühenden Annele am Arme, durch seinen vornehmen Anstand Alle bezauberte und wirklich den Chevalier Grandison ins Leben zu rufen schien.

Beim Eintritt in die Kirche ertönte laut der Orgel heller Klang, und ein Männerchor sang den ersten Vers des schönen Kirchenliedes: „Nun danket Alle Gott!" Dann bestieg Pfarrer Johannes die Kanzel, und aus vollem, Dank erfülltem Herzen sprach er herzliche, ergreifende Worte über Psalm 121, 1—2:

„Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir die Hülfe kommt; meine Hülfe kommt vom Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat."

„O! könnte ich doch heute," sprach der treue Diener des Herrn,

„Von der Gewißheit der göttlichen Hülfe" und

„Von der unaussprechlichen Beruhigung, die aus diesem Bewußtsein fließet,"

„mit solchem Nachdruck und eindringlichen Worten zu Euch reden, theuerste Eltern und Geschwister, daß wir Alle uns gedrungen fühlten, mit dem heiligen Sänger aus der Fülle unseres Herzens auszurufen: „Unsere Hülfe kam vom Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat!"

Nach der Predigt, die vom Herzen gekommen und darum auch zu den Herzen gegangen, da ist das Jubelpaar vor den Altar getreten, und tief gerührt hat der fromme Sohn den Segen über die betenden Eltern ausgesprochen:

„Herr, Wen Du segnest, der ist und bleibet gesegnet!
„und Wer Dich liebt, den segnest Du so gerne. Erhalte
„uns bei dem Einigen, daß wir Deinen Namen fürchten,
„damit wir Deine Gesegneten sein und ewig bleiben mögen!
„Amen."

Dann sang noch der Männer-Chor von der Orgel herab:

„Segnend blickt vom Sternen-Zelt
Christus auf Euch nieder,
Und die Hand, die Welten hält,
Eint Euch heute wieder —
Lebt in Jesu Liebe reich,
Lebt für Ihn, Er starb für Euch!"

Ja, es ist ein schönes, gesegnetes Familien- und Bürger-Fest gewesen, in unserer guten, alten Schweizerstadt, damals wo Alle Hohe und Niedere noch einig waren und Freud' und Leid redlich mit einander theilten. Unter den Leuten, die sich auf der Straße zusammengedrängt, um den Hochzeitszug vorübergehen zu sehen, stund auch ein zwölfjähriger, vaterloser Knabe, dem der Anblick unvergeßlich geblieben; und in den Luftschlössern, die er für seine Zukunft baute, schien ihm eine solche goldene Hochzeitsfeier und ein solcher Kirchgang (!!) die Krone alles irdischen Glückes zu sein. Der Herr hat ihm diesen frommen Wunsch gewähret, und der damals so arme Knabe hat, an irdischen Gütern reich gesegnet, mit einer lieben Enkelin des Großvaters, anno 1846 die dritte goldene Hochzeit in unserer Familie gefeiert. Aber auch im engern Familienkreise ist ein lieblicher Nachklang des schönen Festes zurückgeblieben, und wenn die Tanten oder die ältern Schwestern uns nachgebornen Enkeln von der goldenen Hochzeit erzählten, so drängten wir uns Alle um sie her und konnten nicht müde werden, das oft Gehörte wieder und immer mit neuer Freude wieder anzuhören. Und es ist mir noch lebhaft im Gedächtniß, wie wir Kinder, als wir einmal allein zu Hause waren, „goldene Hochzeit" gespielt; von Goldpapier Eichenlaub und ein Rosmarin-Kränzlein ausgeschnitten, den Tisch vor der Groß-Eltern Bilder gerückt und einen Stuhl darauf gestellt; wie Bruder Jean hinauf geklettert, einen tüchtigen Schnitt in die weiße Haube der Großmutter gemacht, dann zu unserer großen Freude das Rosmarin-Kränzchen hineingesteckt und auf gleiche Weise mit dem Eichenlaub an des gestrengen Großvaters Bildniß verfahren! Unser Vergehen

wurde zwar gehörig mit der Ruthe bestraft, aber die lieben Bilder sind doch zerrissen geblieben, und nach und nach den Weg alles Irdischen gegangen! Glücklicher Weise besitzen wir noch eine Kopie davon, auf einem großen Familien-Gemälde, das zur dritten goldenen Hochzeit gemalt worden ist.

Doch es ist hohe Zeit, daß wir wieder zum ersten Feste uns wenden, wo in des Großvaters Hause der liebe Greis mit seinen Gästen beim Hochzeitsmahle versammelt war. Es ist sehr einfach gewesen, denn um dem zunehmenden Luxus zu steuern, der die alten Sitten verdrängte und die Wohlfahrt und die Freiheit unserer kleinen Republik gefährdete, hatte eine hochlöbliche Obrigkeit strenge Verordnungen gegen Kleiderpracht *) und Verschwendung bei den Gastmahlen gegeben. Ja, sogar die Anzahl der verschiedenen Gerichte, Braten, Weine u. s. w. waren vorgeschrieben, die bei Hochzeits-Mahlzeiten, Kindtaufen, Zunft- und Familien-Essen erlaubt waren. Der Großpapa meinte zwar: „Das werde wenig helfen, und der Nothstand müsse nicht von Außen, sondern von Innen durch Gottes Geist und Gnade bekämpft werden. Aber der Großvater war anderer Meinung, streng hielt er am Buchstaben des Gesetzes, duldete durchaus keine Abweichung davon, und auch an seinem Jubelfeste durfte die

*) Besonders in der Kirche durften die Frauen keine seidenen, keine bunten und nur einfache, schwarze Kleider tragen; jeder Kopfputz war untersagt; desgleichen alles Geschmeide, Perlen, Diamanten oder goldene Ketten 2c., und eine meiner Tanten hat mir oft erzählt: „Wie sie einmal der Versuchung nicht widerstanden, mit ihrer goldenen Kette in die Kirche gegangen und zu strenger G e l d b u ß e verurtheilt worden sei! Wenn unsere Ahnfrauen jetzt ihre Töchter in der Kirche sehen könnten, was würden sie wohl sagen?

obrigkeitliche Verordnung durch kein einziges Gericht und durch keine Flasche fremden Wein's überschritten werden.

Demohngeachtet sind sie doch Alle seelenvergnügt beisammen gesessen; ja die Stimmung war so gemüthlich heiter, daß nach dem Essen sich Tante Anthony an's Klavier gesetzt, und der ernste Großvater sich bewegen ließ, mit der Großmutter, der Tante Bastian und dem Großpapa einen Menuet zu tanzen!

Das war aber eine Freude für die junge Welt, schon an das wilde Walzen gewöhnt, die lieben Alten sich gegen einander verbeugen und im langsamen Takt den ehrbaren Tanz ganz gravitätisch aufführen zu sehen! Da es aber der Großmutter bald schwindlicht und der Großvater müde geworden, so schlug der Großpapa vor: „Die beiden Ehrenknaben sollten nun mit ihren Ehrenjungfern auch einen Menuet tanzen."

Der joviale Hans Michel ließ sich das nicht zwei Mal sagen und stellte sich mit Cousine Lisele sogleich in die gehörige Positur. Die schöne Annele aber zierte sich und meinte: „sie könne den „Minewet" nicht tanzen, weil sie ihn nicht gelernt habe."

„Nun, entgegnete Heinrich höflich, wenn Sie den Menuet nicht tanzen können, so will ich es Marie lehren" — und ohne weitere Umstände faßte er Marie bei der Hand, und stund mit ihr dem andern Paare gegenüber, ehe das gute Kind zur Besinnung kommen konnte!

Mit leuchtenden Augen und steigender Freude sahen Großvater und Großpapa, wie Marie so leicht und gewandt sich zurechtfinden konnte, wie sie so anmuthig Heinrichs

ehrerbietige Verbeugungen erwiderte, und von seiner Hand geleitet, sich so sicher in den verschiedenen Touren hin und her bewegte und dann mit jugendlicher Grazie bald vor ihm und bald vor Cousin Hans Michel sich wieder tief verneigte.

„So schön hab' ich aber mein Lebtag den Minewet nicht tanzen sehen!“ versicherte Tante Anthony am Klavier.

„Ja, meinte die Großmutter, der Heinrich hat's halt in England gelernt, wo der Minewet herstammt — wo es aber Marie hergenommen, das weiß ich wahrhaftig nicht!“

„Aber, Großmutter, rief Hans-Michel, Lisele und ich sind doch auch dabei gewesen, und haben alle Reverenzen und Kratzfüße gehörig mitgemacht.“

„Ja, sagte seine Mutter — die Tante Bastian — aber wie der Großpapa und ich, seid ihr doch nur die Lückenbüßer des Ehrenpaares gewesen.“

„Und was sagt denn der Herr Bürgermeister dazu?“ fragte leise der Großpapa den in seiner goldenen Hochzeitsstimmung so glückseligen Großvater.

„Nun, erwiderte dieser in demselben vertraulichen Tone, ich meine, Gevatter Stadtschreiber, daß, wenn mit der Zeit unser Herr Gott diese zwei jungen Herzen zusammenführt, wir sie nicht von einander scheiden wollen.“

Und Marie? — weder der Großvater, noch der Großpapa mit seiner tiefen Menschenkenntniß, hatten wohl eine Ahnung, wie eben dieser Menuet Marien eine neue Welt aufgeschlossen und ihrem jungen Herzen vielleicht mehr geschadet, als wenn sie den Grandison gelesen hätte.

Im alten Stammbuche steht noch von des Großvaters Hand geschrieben:

„Unser Leben währet siebenzig Jahre und wenn es hoch „kommt, so sind es achtzig Jahre!“ — Darum „Lehre mich „bedenken, Herr, daß ich sterben muß, damit ich klug werde!“ (Psalm 90, 10. 12.)

„Schrieb's mit heißem Dank gegen Gott am Abend „meiner goldenen Hochzeit, den 28. November 1785.

Johann Michael Spörlin.“

II.

Marie und Heinrich.

„Wir wissen aber, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen."
Römer 8, 28.

Im Jahr 1785 hatte die französische Regierung eine neue ostindische Compagnie begünstigt und die Einfuhr aller fremden Baumwollen-Tücher gänzlich verboten. Da aber Elsaß und Lothringen damals, als eroberte Provinzen, noch abgesondert waren, so durften alle Waaren frei eingehen, aber nicht ins Innere verkauft werden. Durch oberwähntes Verbot kamen nun die Fabriken des Elsaßes und besonders die von Mülhausen in große Verlegenheit, und so mußte denn der Großpapa, gleich nach der goldenen Hochzeit, als Abgeordneter der Stadt nach Paris reisen, zwei unserer ersten Fabrikherrn begleiteten ihn. Der Intendant des Elsaßes empfing sie sehr freundlich und versicherte, er werde der Stadt Anliegen bestens empfehlen, fügte aber hinzu: „Höhern Ortes sei man der Meinung, um die Gleichheit des Handels mit dem übrigen Elsaß zu erlangen, müsse Mülhausen auch die gleichen Lasten tragen, und die Souveränetät

des Königs anerkennen —" was dem guten Großpapa damals schon als ein böses Omen für die Unabhängigkeit seiner Vaterstadt erschienen und ihn angespornt, sich desto fester an die lieben Eidgenossen anzuschließen.

Auch der Cousin Heinrich ist mit seinem Vater nach Paris gereist, um den jungen Vicomt von R . . . . . als Mentor nach England, Italien und Deutschland zu begleiten, wo der junge Mann sich einige Zeit aufhalten und die verschiedenen großen Städte und Universitäten besuchen sollte. Eine Stelle, die Heinrichs hochstrebendem Geiste weit besser zusagte, als der Aufenthalt in der kleinen, altfränkischen Vaterstadt, wo er sich herzlich zu langweilen angefangen. Er hat aber darum Marie, „seine Vice-Ehrenjungfer", wie er sie nannte, nicht vergessen, und ihr zum neuen Jahr das neu erschienene Werk: „Les veillées du Chateau" von Frau von Genlis geschickt. Der Großpapa fügte noch „Magasin des adolescents" von Madame le Prince de Beaumont hinzu, mit dem wohlgemeinten Rath: zu versuchen, ob sie aus eigener Kraft die guten Lehren der Mademoiselle Bonne werde befolgen können? und wenn nicht, so möge sie doch die Bibel fragen, Wer ihr zum guten Willen auch die Kraft schenken wolle als „neugebornes Kindlein" in's Leben zu treten, und in der Furcht des Herrn ihre Pflicht getreu zu erfüllen.

Und so ist Ostern gekommen, Marie confirmirt worden und mit der frommen Großmutter zum Tische des Herrn gegangen. Der Großvater und die ältern Familienglieder haben ebenfalls Theil an dem heiligen Mahle genommen, denn Alle wollten der jungen Waise, in diesem feierlichen Augenblicke, die fehlenden Eltern ersetzen. Was Marie selbst

dabei empfunden, das hat sie in folgendem Briefe, der sich unter den Familien-Papieren befindet, mit kindlicher Offenheit ausgesprochen:

„Lieber Großpapa!

Daß Sie noch immer in Paris sind, macht mich so traurig und es wäre so gut, wenn Sie auch da gewesen, denn am grünen Donnerstag bin ich confirmirt worden und an Ostern zum heiligen Abendmahl gegangen. Ich wollte Ihnen noch vorher schreiben — aber ich weiß nicht — ich dachte immer, es müsse noch anders und besser kommen und ich „ein neugebornes Kindlein" werden, wie Sie in Ihrem Briefe sagten. Aber ich bin leider Dieselbe geblieben, und das betrübt mich so und macht mir so bange. Ich hatte so viele gute Vorsätze gefaßt, aber der Onkel Pfarrer hat gesagt, „das allein helfe nicht zur Seligkeit, denn der Weg zur Hölle sei mit guten, unerfüllten Vorsätzen gepflastert," und darüber bin ich so erschrocken!

Auch hat der Onkel Pfarrer in seiner letzten Ermahnung, die ich nie vergessen werde, uns dringend zum Beten aufgefordert und gesagt: „in der Bibel und in einem Andachtsbuche lesen, das sei ganz recht und gut, aber doch nicht gebetet, man müsse selbst mit Gott reden, wie ein Kind mit seinem Vater redet. Ihm Alles bekennen, was wir Böses gethan und gedacht, Ihn um Vergebung und Hülfe bitten, und um Alles, was wir wünschen und bedürfen — und das kann ich nicht und weiß nicht, wie ich es anfangen soll, um mit Gott, wie mit meinem Vater, wie mit Ihnen zu reden, mein guter, lieber Großpapa. Sie müssen es aber dem Onkel Pfarrer nicht sagen, denn er hat Recht, Lesen ist nicht Beten, beim Lesen kommen mir immer andere, mit-

unter recht dumme, eitle Gedanken in den Sinn, aber leider manchmal auch beim Beten.

Der Onkel Pfarrer hat mir bei meiner Einsegnung den Spruch 5. Mose 10, 11 gesagt: „Was fordert der Herr Dein Gott von Dir! denn daß Du den Herrn Deinen Gott fürchtest, Du in allen seinen Wegen wandelst und liebest den Herrn Deinen Gott von ganzem Herzen und von ganzer Seele.“

Nun kann ich Gott wohl fürchten, aber lieben kann ich Ihn noch nicht wie ich möchte; vielleicht eben darum nicht, weil ich mich so sehr vor Ihm fürchten muß, und das mag wohl auch der Grund sein, warum ich nicht so recht von Herzen beten kann. Uud als ich hinter der Großmutter zum Altar gegangen, ja, da ist eine unsägliche Angst über mich gekommen, ich fürchtete mir selbst das Gericht zu essen und zu trinken, mein Herz schlug hörbar, ich zitterte wie ein Espenlaub und habe unter Thränen den Vers gebetet:

„Herr, der Du Alles weißt, was könnt ich Dir verhehlen?
Ich fühle täglich noch die Schwachheit meiner Seelen,
Vergieb, durch Christi Blut, mir die verletzte Pflicht,
Vergieb und gehe Du nicht mit mir in's Gericht!“

Es ist ein Vers aus Gellert's Abendlied, das ich bei Ihnen, lieber Großpapa, auswendig gelernt; wie er mir, so mit einem Male, wieder eingefallen, weiß ich wahrhaftig nicht, denn ich habe gewiß nicht an das Abendlied gedacht, aber der Vers hat mich viel ruhiger gemacht, und mir die Angst vom Herzen genommen.

Nach der Abendpredigt hat mir der Großvater die goldene Kette und die Uhr von meiner lieben Mutter gegeben, und er und die gute Großmutter haben mich geküßt

und ernstlich ermahnt, wie ich mich befleißen soll, recht fromm und tugendhaft zu werden, um einst zu der seligen Mutter in den Himmel zu kommen — was ich ihnen aufrichtig versprochen habe. Aber zu meiner Schande muß ich bekennen, daß ich über der Freude an der schönen Uhr und der goldenen Halskette wenig an Gott und den Himmel gedacht habe! Das that mir so leid und ich bin vor mein Bett gekniet und habe aus vollem Herzen gebetet: „Ach, lieber Gott, verzeih' mir doch!" und darauf bin ich ruhig eingeschlafen.

Ja, mein guter Großpapa, und so ist denn Ihre arme Marie nach ihrer Confirmation (von der ich so viel gehofft) noch immer die Alte! Keine Lady Sensée, vielmehr eine Lady Tempête, und ich habe so wenig Geduld, wenn der Großvater oft so ungeduldig, und die liebe Großmutter so wunderlich ist. O! bitte, sagen Sie mir doch, wo in der Bibel steht, wie ich die Kraft erlangen kann, fromm und gut zu werden? Gerne möchte ich den Onkel Pfarrer fragen, aber ich habe zu viel Respekt vor ihm, und kann auch besser über solche Dinge schreiben als davon sprechen.

Wenn Sie an Cousin Heinrich schreiben — wo ist er jetzt? — so sagen Sie ihm die „Veillées du Chateau" hätten mir recht gut gefallen; besonders „Le Palais de la Vérité." Ja, wenn wir immer reden müßten, wie wir denken, wie würden wir uns oft schämen müssen! und doch weiß es Gott und wir schämen uns nicht vor Ihm! Wie es nur kömmt, daß ich Ihnen Alles sagen kann und weiß, daß Sie mich doch lieb haben? Ich glaube, weil Sie so gut und mir so lieb sind.

Adieu mein herzlieber Großpapa! Ich habe Heimweh

nach Ihnen; und Ihr liebes Haus auf dem Platze steht so traurig und wie ausgestorben da. O! kommen Sie doch bald wieder und vergessen Sie in dem großen Paris

Ihre kleine Marie nicht.“

Zwei Jahre sind verflossen, Marie ist zur blühenden Jungfrau heran gewachsen, lieblich und herzgewinnend und dem Großpapa immer lieber geworden. Seit dem Menuet an der goldenen Hochzeit war es in der Familie eine ausgemachte Sache, daß der Großvater und der Großpapa Heinrich und Marie für einander bestimmt hatten, doch sprach Niemand mit Marie davon, weil der Großvater wiederholt erklärt: „Vor dem zwanzigsten Jahre dürfe Marie nicht an's Heirathen denken.“ Ob sie aber dennoch nicht daran gedacht und überhaupt nichts von dem Plane geahnt, das können wir freilich nicht wissen, steht auch nichts davon in den Familienpapieren. Aber den Grandison hat sie mehr als ein Mal gelesen, und zwar mit ganz eigenem Interesse und hat darüber ihren lieben Robinson beinahe vergessen.

Es war im August 1788, als Cousin Heinrich von seinen Reisen zurück kam, aber nur auf Besuch. Denn als Lizentiat in seiner Vaterstadt zu wirken und später das Amt seines Vaters anzutreten, das sagte dem feingebildeten, jungen Manne durchaus nicht mehr zu. Seine ausgezeichneten Fähigkeiten und gründlichen Kenntnisse waren dem Vater seines Zöglings, dem Vicomte R., nicht entgangen, und er hatte ihm im Ministerium Necker eine Stelle verschafft, die ihm die glänzendsten Aussichten für seine Zukunft eröffnete, dagegen konnte nun freilich der Großpapa nichts einwenden,

so weh es ihm auch that, seinem Lieblingswunsch entsagen zu müssen, aber noch schmerzlicher betrübten ihn die Grundsätze seines Sohnes, über die er leider nicht mehr im Zweifel sein konnte. Voltaire, Rousseau, Volney, die Encyclopädisten, Lessing und Wieland, die er in Deutschland persönlich kennen gelernt, das waren Heinrich's Apostel, und ihre Schriften sein Evangelium; dazu kamen noch seine politischen Ansichten, die mit denen des Großvaters und des Großpapa's im grellsten Widerspruche stunden. Ein unbestimmter, aber unwiderstehlicher Zug nach Freiheit hatte damals allgemein die Gemüther ergriffen; man war des Alten überdrüssig, es mußte niedergerissen und Alles neu, anders und besser werden. Heinrich schwärmte für diese Neuerungen und wollte, mit jugendlichem Feuer, der Menschheit dieses geträumte, goldene Zeitalter erringen helfen. Der Großvater hingegen hing an den alten Formen und Verfassungen so fest, wie an seinem guten evangelischen Glauben, und nannte diese neuen Ideen und Erwartungen geradezu: „Narrheiten und Schwindeleien, die der Musjeh Heinrich aus der Fremde mitgebracht, wo er besser gethan, etwas Gescheidteres zu lernen und seine Zeit nützlicher anzuwenden.“ Wenn aber der Großvater Jemanden Musjeh nannte, so war das alle Mal ein böses Omen. Der Großpapa seufzte dazu und meinte: „Niederreißen sei leicht und gar bald geschehen, Wiederaufbauen aber schwer und erfordere viel Geduld und Zeit!“

Unterdessen begegnete Heinrich seinem liebenswürdigen Cousinchen mit feinem Zartgefühl und vermied sorgfältig jede Anspielung auf ein innigeres Verhältniß, und eben weil er sie so zart behandelte, und sie sich ihm gegenüber ganz

unbefangen benehmen konnte, fühlte sich Marie nur noch mehr zu ihm hingezogen, und es that ihr so leid, daß Alle, sogar seine Schwester, die Tante Pfarrerin, so unzufrieden mit ihm waren: — „Aber, meinte sie, daran ist allein der Lothringhausen*) Schuld, der die Tante Pfarrerin ganz beherrscht und eine arge Jokelunerin aus ihr gemacht hat, so daß sie jetzt dem Großpapa und dem Onkel Pfarrer immer in den Ohren liegt und alle Bücher und alle Grundsätze verdammt, die in ihren Versammlungen nicht gelesen und nicht gut geheißen werden! denn der Cousin Heinrich war doch gewiß ein edler Mensch und er las so schön vor und erzählte so hinreißend!" Marie hörte ihm so gerne zu und Heinrich las und erzählte ihr so gerne, denn Marie verstand ihn wie ihn sonst noch Niemand verstanden, und seine schwärmerischen Freiheitsträume und seine poetische Begeisterung fielen wie elektrische Funken in ihr reiches, empfängliches Gemüth. Nur einen Punkt gab es, den sie Beide nicht berührten, weil sie stillschweigend die Ueberzeugung hatten, daß sie sich darüber nicht verstehen würden, nämlich die Bibel. — Marie hatte Heinrichs Aeußerungen in des Großpapa's Wohnstube nicht vergessen können, und sie waren ihr wie ein Dorn im Herzen geblieben, aber sie sprach nicht davon, weil sie nur zu gut wußte, daß Heinrich nicht andern Sinnes geworden und weil sie fürchtete, ihn

*) Dieser Lothringhausen hielt damals pietistische Versammlungen in unserer Stadt, welche die Obrigkeit verbieten wollte; aber der Großpapa setzte das Prinzip der Duldung und Gewissensfreiheit durch, wurde auch deßwegen „Jokeluner" geheißen. Die ersten Versammlungen dieser Art wurden hier von Jakob Böhmens Schüler gehalten, und daher mag wohl der Spitzname „Jokeluner" herkommen, der unter unserm Volke noch immer gäng und gäbe ist.

deßwegen nicht mehr achten und lieben zu dürfen. Denn Marie wollte ihrem Glauben treu bleiben: „Aber den Cousin Heinrich zurückstoßen, weil er ihn nicht theilte, nein, das meinte sie wieder, könne doch Gott gewiß nicht von ihr verlangen!“ und sie wurde ganz betrübt und ängstlich, wenn eine leise Stimme in ihrem Innern sie vor dieser Sicherheit warnen wollte. Heinrich aber stund vor Mariens kindlich frommem Glauben wie vor einem Heiligthum, das er nicht zu betreten und mit seinen freien, aufgeklärten Ansichten zu entweihen wagte; und der Großpapa sah mit inniger Freude, wie Heinrich Marie immer wärmer zu lieben schien und hoffte zu Gott, daß der Herr dieses liebe Kind auserlesen, um den verblendeten, jungen Mann wieder zur Quelle des Heils zu führen.

In der kleinen, altfränkischen Vaterstadt war aber Heinrich wirklich eine glänzende, hinreißende Erscheinung, die Alle bezauberte, und er ist auch bei diesem zweiten Aufenthalt der „Grandison“ geblieben! Mit seinem Freunde, einem jungen Hamburger Namens Mormann, der Hofmeister bei den Söhnen eines unserer Fabrikherrn war, hatte Heinrich ein Lesekränzchen angefangen, an dem Onkeln und Tanten, Cousins und Cousinen, Nachbarn und Nachbarinnen mit der größten Freude Theil nahmen, und das sich wöchentlich zwei Mal, nach dem Abendessen*), beim Großpapa zusammen fand. Heinrich war der französische Lector und Mormann der deutsche Vorleser. Um dem Großpapa keinen Anstoß zu geben, hatte Heinrich mit Racine's Meisterwerken Phèdre, Esther und Athalie angefangen; er las so schön und

*) Kältete nannte man es damals.

mit so lebendigem Ausdruck, daß Alle entzückt und die Cousinen zu Thränen gerührt wurden. Mormann hatte zur allgemeinen Belustigung mit Wieland's „Oberon" begonnen, dann kam Lessings „Emilia Galotti" und „Nathan der Weise." Die Erste fanden die Cousinen „fürchterlich schön," für „Nathan den Weisen" aber schwärmten Alle, selbst die männlichen Zuhörer in ganz ungewöhnlicher Begeisterung! Nur der Großpapa sagte kein Wort und saß schweigend in seinem Lehnstuhle, den durchdringenden Blick bald auf Marie, bald auf seinen Heinrich geheftet, der mit allen Andern Mormann beistimmte, als dieser mit Pathos ausrief: „Ja, das ist die wahre, christliche Toleranz, die Morgenröthe der Aufklärung, welche der armen, gebundenen Menschheit die heißersehnte Freiheit und ein neues, geistiges Leben verkündigt."

„Großpapa, sagte Marie am andern Morgen zu ihm, als sie in seinem Zwingel die schönen Muskatellertrauben abschnitt und in das Körbchen legte, welches der gute Großpapa in der Hand hielt, „Nathan der Weise" ist doch gewiß wunderschön und ich meinte, er würde gerade Ihnen am meisten gefallen; aber ich habe wohl gesehen, daß es nicht der Fall ist und möchte gerne wissen, warum nicht? Mir ist, ich hätte noch nie so was Mildes und Tiefes gelesen, und der Vergleich mit den drei Ringen ist doch gewiß so gut als treffend gewählt."

„Wenn Du ihn aber annimmst, Marie, so müssen wir Alle, wie einst Pilatus den Herrn, wieder fragen: „Was ist Wahrheit?"

„Wie so denn, Großpapa?"

„Damit Du mich besser verstehen kannst, liebes Kind, so will ich den Plan des Dichters in kurzer Uebersicht zu-

sammenfassen: „Ein Vater hat drei Söhne, die er alle drei mit gleicher Liebe auf dem Herzen trägt. Er besitzt einen kostbaren Edelstein, den er aber nicht unter die drei Söhne vertheilen kann. Er läßt also von einem Künstler zwei falsche Edelsteine verfertigen, die dem ächten so ähnlich sehen, daß sie auch das geübteste Auge nicht von einander zu unterscheiden vermag. Nun läßt der Vater diese drei Steine in drei goldene Ringe fassen und gibt jedem Sohn einen davon, und Jeder von ihnen glaubt den ächten Edelstein, nämlich die Wahrheit zu besitzen. Im Schauspiel stellt der Templer den Christen, der Sultan den Mahomedaner und Nathan den Juden vor, und jeder meint seine Religion sei allein die wahre. Da erzählt Nathan dem Sultan das Gleichniß von den drei Ringen mit dem ächten und den zwei falschen Edelsteinen, und zieht daraus den Schluß: „Daß die Menschen den wahren Glauben so wenig als den ächten Edelstein von den falschen zu unterscheiden vermögen."

Marie stund eine Weile nachdenkend, dann sagte sie lebhaft: „Das wäre aber doch traurig, lieber Großpapa, wenn wir nicht wissen könnten, ob unser Glaube wahr oder falsch ist."

„Allerdings, Marie, und der Vater, der nur Einen ächten Edelstein besitzt, und zwei seiner Söhne mit einem falschen abfertigt und betrügt, der würde mir, aufrichtig gesprochen, wenig oder gar kein Vertrauen einflößen."

„Aber, rief Marie ärgerlich, warum sind sie denn Alle so entzückt darüber gewesen?"

„Und Du, Marie, hast ja die allgemeine Begeisterung getheilt und mir so eben gesagt: „Du hättest noch nie Etwas

so tiefes und wunderschönes gelesen," sagte der Großpapa, mit dem ihm eigenen, feinen Lächeln.

Marie verstummte und blickte erröthend zur Erde.

„Schau, liebes Kind, fuhr der Großpapa fort, die Wahrheit mit dem Einen, ächten Edelsteine zu vergleichen, ist ein schönes, treffendes Bild, denn es kann nur Eine Wahrheit geben. Aber wie in den falschen Edelsteinen das erkünstelte Feuer mit der Zeit erlischt, und sie nothwendig ihren Glanz und Werth verlieren müssen, während der Aechte immer die gleiche Klarheit von sich strahlet, so muß auch im Sturme der Weltereignisse und in jedem einzelnen Menschenherzen die Wahrheit sich als ächt bewähren im Kampfe mit Irrthum und Sünde — denn sie ist kein leerer Wahn, sondern eine Gotteskraft, selig zu machen Alle die daran glauben."

„Ach, Großpapa, ich bin so lau geworden, lasse mich so leicht hinreißen und habe auch nicht den Muth, dem Cousin Heinrich gegenüber meinen Glauben treu zu bekennen, was mir Gott verzeihen wolle!" setzte Marie tief erröthend und mit einem Seufzer hinzu.

Der Großpapa ergriff ihre Hand und sagte mit freundlichem Ernst: „Ohne mich könnt ihr nichts thun" hat unser Heiland gesagt, das schreib Dir tief in's Herz, mein liebes Kind. „Christus ist der Weinstock, wir sind die Reben und ohne seinen Geist und seine Gnade kannst Du nicht Glauben halten, den guten Kampf nicht kämpfen und die Krone des ewigen Lebens nicht gewinnen!"

Und die Seelen, die nicht an Jesum Christum und nicht an die Bibel glauben?" fragte Marie leise, indem sie sich über die Hand des guten Großpapa's beugte.

„Das sind die Reben, die verdorren, weggeworfen, gesammelt und mit Feuer verbrannt werden“ — erwiederte der Großpapa ernst und schmerzlich bewegt. Der edle Greis hatte Mariens bange Frage wohl besser verstanden als sie selbst, denn er fügte tief gerührt noch hinzu: „Aber wir wollen getrost sein, Marie. Als der reiche Jüngling traurig vom Herrn ging, weil er die irdischen Güter höher als die himmlischen schätzte, und die Jünger erschrocken gefragt: „Wer kann denn selig werden?“ da hat der Herr geantwortet: „Bei den Menschen ist es unmöglich, aber nicht bei Gott.“ Jesus hatte den Jüngling angesehen und liebte ihn und so dürfen ja auch wir mit Zuversicht hoffen, daß der Herr unsern verblendeten Heinrich lieb hat und auch ihn gnädig ansehen und erretten wird.“

Dieses Gespräch ließ einen tiefen, gesegneten Eindruck in Mariens Herzen zurück und sein Nachklang ist wie eine Engelwache ihr schützend zur Seite gestanden, denn der Unglaube war damals groß und an der Tagesordnung unter unserer jungen Welt. Und wenn Marie oft bewundernd zu Heinrich aufsah, der in intellectueller Hinsicht so hoch über ihr stund, so ergriff sie ein wehmüthiges Gefühl, und sie mußte immer wieder an die Reben denken, „die verdorren, weggeworfen und mit Feuer verbrannt werden“ — sie hätte weinen mögen und seufzte dann wohl aus tiefstem Herzensgrunde: „O, lieber Gott, laß ihn doch nicht verloren gehen! aber, setzte sie dann gleichsam über sich selbst erschrocken hinzu, ich hätte doch wahrhaftig nicht geglaubt, daß er mir schon so lieb geworden!“

Ein an sich selbst unbedeutendes Ereigniß, das mir Tante Anthony oft erzählt, das tief in Mariens inneres

Leben eingegriffen und das ein getreues Bild jener ungläubigen, allem Heiligen Hohn sprechenden Zeit ist, will ich hier wiederholen. Es war im Herbst 1788 vor dem kalten Winter, von dem wir Kinder im Anfange dieses Jahrhunderts so oft sprechen gehört. Die Chronik sagt, daß im Oktober dieses Jahres die Witterung ganz besonders schön und milde gewesen, aber daß schon nach Martiny die Kälte so groß und anhaltend war, daß sie sogar die von 1709 überstiegen.

In diesem schönen, milden Oktober befand sich Heinrich noch in der Vaterstadt, und da er in den ersten Tagen des Novembers nach Paris gehen, dort drei Jahre bleiben und dann zur Verlobung wieder kommen sollte, so wurden ihm zu Ehren von der ganzen Verwandtschaft noch sogenannte „Herbstessen" gegeben. Am letzten dieser Herbsttage finden wir nun unsere ganze fröhliche Gesellschaft im Zuckerberge versammelt, wo der Onkel Bastian sie in seine Reben geladen. Die Sonne war untergegangen und die älteren Leute hatten bereits den Heimweg angetreten, die lebensfrohe, muthwillige Jugend war noch geblieben, um das kleine Feuerwerk zu bewundern, welches Cousin Hans-Michel noch losbrennen wollte. Unter Jubeln, Lachen und Scherzen stiegen bald die Raketen knallend in den dunkeln, gestirnten Nachthimmel empor, und nachdem auch das kleine, feurige Mülhauser-Rad, Hans-Michels Meisterstück, ausgebrannt, machten sich die jungen Herren noch die Freude, die Cousinen zu necken, indem sie Schwärmer vor ihren Füßen zerplatzen ließen, was manchen Angstschrei hervorgerufen, aber auch manchen Aerger verursacht, sintemalen hin und wieder ein Kleid verbrannt worden, besenders befand sich die schöne Annele in

großer Aufregung und behauptete: „Das Knallen greife ihr die Nerven fürchterlich an, und sie werde ganz gewiß eine Migraine davon tragen!“ Um sich aber vor dem Verbrennen sicher zu stellen, ist sie auf eine umgestürzte Herbstbüttig gestiegen; allein dadurch kam die Aermste aus dem Regen in die Traufe, denn kaum stund sie oben, so fing neben der Büttig ein Hund zu knurren und zu bellen an. Annele, welche die Hunde noch mehr als die Raketen fürchtete, schrie laut um Hülfe und erklärte: „sie werde nicht von der Büttig steigen, bis der Hund fortgejagt oder angebunden sei.“ Damit er aber nicht auf die Büttig springen und sie beißen könne, schlug sie mit ihrem Schnupftuche so tapfer und so komisch in die Kreuz und Quere herum, daß sich unser lustiges Völkchen darüber zu Tode lachen wollte. Sämmtliche junge Herrn suchten indessen sofort nach dem Störefried; allein trotz ihres emsigen Suchens konnten sie das Hündlein nicht ausfindig machen, das durch sein immerwährendes Bellen und Knurren die prätiöse Annele beinahe zur Verzweiflung brachte.

Da erscholl plötzlich schallendes Gelächter unter den suchenden jungen Leuten: „Spitzbube Du!“ „Nicht möglich!“ „Wie der uns aber zum Narren gehabt!“ riefen sie durcheinander und, den kichernden Mormann nach sich ziehend, stürmten sie Alle um Anneles Büttig herum, während Heinrich lachend ausrief:

„Steigen Sie nur ganz getrost von Ihrem Throne hinunter, liebe Cousine, das Hündlein wird Sie sicher nicht beißen, denn siehe, hier steht der Delinquent, der so gut bellen kann.“

„Wie! was! Herr Mormann ist es gewesen?“ riefen die Damen.

Allein Annele wollte es nicht glauben und sich nicht eher zufrieden geben, bis Mormann, stehenden Fußes und zur Belustigung der ganzen Gesellschaft, eine zweite Probe seiner täuschenden Kunst im Bellen und Knurren gegeben.

„Aber Morgen, wenn Sie die Frühpredigt halten, Herr Mormann, da dürfen Sie in der Kirche doch nicht bellen?“ meinte lachend der treuherzige Hans-Michel.

„Und warum denn nicht, Vetter Hans-Michel? Was gilt's, ich belle morgen auf der Kanzel, und jage den Meister Küster suchend in der Barfüßerkirche herum, wie Euch eben in den Reben?“

„Ich wette einen Punsch, das darfst Du nicht?“ rief Heinrich.

„Angenommen!“ entgegnete Mormann; noch eine Weile wurde darüber hin und her geredet, gescherzt und gelacht, und die leichtfertige Wette war geschlossen.

„Nein, nein, das dürfen Sie nicht, Cousin Heinrich, diese Wette ist eine Sünde!“ platzte Marie heraus.

„Ist denn unser Edeldämchen auch eine Jokelunerin geworden?“ fragte neckend Hans-Michel.

Aber Heinrich war zu Marie getreten und sagte leise und begütigend: „Gib Dich nur zufrieden, Marie. Es ist ja nur Spaß, der Großhans wird in der Kirche das Bellen wohl bleiben lassen und kann dann den Punsch bezahlen.“

Am andern Morgen gingen sämmtliche Mitglieder der Herbstgesellschaft, weiblichen und männlichen Geschlechts, in die Frühpredigt, worüber man sich zu Hause nicht wenig

gewundert. Denn vom herrschenden, bösen Zeitgeiste bethört und fortgerissen, hatten besonders die jungen Männer in ihrem stolzen Dünkel der Väter frommen Glauben verworfen, sich weit über ihn erhaben gewähnt und den Weg zum Gotteshause längst vergessen. Und vollends die Frühpredigt! kein aufgeklärter Mensch besuchte die ja mehr, denn sie war nur noch ein todter Denkstein aus jener finstern Zeit, wo man gemeint, dem lieben Gott einen Gefallen zu thun, wenn man Stunden lang in der Kirche sitze, um recht andächtig eine langweilige Predigt anzuhören. Selbst Herr Mormann, der aufgeklärte, angenehme Prediger, der oft die Frühpredigt gehalten, um sein Rednertalent auszubilden, hatte keine andern Zuhörer als ein paar alte Frauen, die bequem auf den leeren Bänken gesessen und gewöhnlich sanft eingeschlafen sind!

Aber, wie schon gesagt, an jenem Morgen ist es anders gewesen und Herr Mormann hat eine schöne Naturbetrachtung mit vieler Begeisterung gehalten. Marie hörte mit klopfendem Herzen zu. Die Wette lag, wie ein böses Gewissen, ihr schwer auf der Seele, sie hatte deßwegen die ganze Nacht nicht schlafen können und athmete leicht auf, als nach dem letzten Gebet Mormann „Amen" gesagt und man den dritten Vers aus Gellert's schönem Liede „Wenn ich, o Schöpfer, Deine Macht" zu singen angefangen:

„Dich predigt Sonnenschein und Sturm,
Dich preist der Sand am Meere:
Bringt, ruft auch der geringste Wurm,
Bringt meinem Schöpfer Ehre!
Mich ruft der Baum in seiner Pracht,
Mich, ruft die Saat, hat Gott gemacht,
Gebt unserm Gott die Ehre!"

Aber während dem Gesang fing das unsichtbare Hündlein wieder zu knurren und zu bellen an; und während der alte Küster ärgerlich in der ganzen Kirche umhertrippelte, ohne den vierfüßigen Beller finden zu können, hielten Cousins und Cousinen die Gesangbücher vor's Gesicht, kicherten hinein, und nur die alten Frauen sangen mit ihren zitternden Stimmen dem Vorsänger den Lobgesang nach.

Marie konnte auch nicht singen, sie war so erschrocken und zitterte, als ob sie Schuld sei an dieser leichtfertigen Entweihung des Gottesdienstes, und dieser freche Spott an heiliger Stätte von der Kanzel herab, und von einem Diener der Kirche, empörte ihr innerstes Wesen und schien ihr frevelnde Gotteslästerung. Ein unnennbares Weh war wie eine schwarze Wolke über sie gekommen, ihr war als wolle ein böser Geist sie von Heinrich scheiden. Mit niedergeschlagenen Augen, glühenden Wangen und hochklopfendem Herzen ist sie dagesessen, ohne das schmerzliche Gefühl klar verstehen zu können, das, wie eine innere Offenbarung, ihr junges Herz mit bangen Ahnungen erfüllte. Gleich einem gescheuchten Reh eilte sie nach Hause, ohne den Cousinen, die vor der Kirchthür lachend auf sie gewartet, Rede zu stehen, und sie sah so ernst, ja erzürnt aus, daß es unter den leichtsinnigen Kirchgängerinnen nun außer Zweifel war, „Marie sei ganz gewiß eine Jokelunerin geworden."

Wäre nur der Großpapa da gewesen, bei dem die gute Marie das volle gedrückte Herz hätte ausschütten und ihn um seinen Rath bitten können! Aber der liebe Mann war wieder in den Stadtangelegenheiten in Paris, wo er Heinrich erwartete; und der Großvater war in der letzten Zeit sichtlich verstimmt und aufgebracht, schalt über den „Musjeh" Heinrich,

und über das schöngeistige Lesekränzchen, das den Sinn verwirre und den Glauben untergrabe, und über das übermüthige, ausgelassene Treiben, in welches Heinrich die jüngern Familienglieder hineingezogen, und die arme Marie wußte nun genau was die Glocke geschlagen hatte. Sie war froh, daß sie seit der Frühpredigt nicht mit Heinrich zusammengetroffen war, denn sie fühlte sich so verletzt und beklommen, daß sie nicht wußte, wie sie sich gegen ihn benehmen, noch was sie ihm sagen sollte. Daß die Wette bezahlt und der Punsch getrunken worden, das hatte sie von des Großpapa's Haushälterin erfahren, die ihr erzählt: „Die jungen Herrn hätten zusammen einen Punsch getrunken, wobei es ungemein lärmend und bis spät in die Nacht hinein hergegangen sei, was sicherlich nicht geschehen wäre, wenn der Herr Stadtschreiber zu Hause gewesen. Ob aber der Großvater, der Großpapa oder der Onkel Pfarrer und die geistliche Behörde etwas von der Wette erfahren, das hat Marie nicht gewußt; nur ist es ihr aufgefallen, daß Mormann seit jener Frühpredigt die Kanzel in unserer Kirche nicht mehr betreten und bald darauf unsere Stadt für immer verlassen hat. Sie selbst hätte wohl im Drange der folgenden, schweren Zeiten Wette und Bellen bald wieder vergessen, wäre nicht in ihrem Herzen ein tiefer, unauslöschlicher Eindruck davon zurückgeblieben.

Wenige Tage nachher ist Heinrich verreist. Als er kam um Abschied zu nehmen, saß Marie am Bette der Großmutter, die, schwach und leidend, ernstlich krank zu werden drohte. Marie hörte den Großvater sehr laut und in einem gewissen barschen Tone sprechen, den sie nur zu gut kannte und der sie mit banger Besorgniß erfüllte, und als Heinrich

ins Schlafzimmer trat, um ihr und der Großmutter Lebewohl zu sagen, erkannte sie auf den ersten Blick, daß er ungemein aufgeregt und in sehr ernster Stimmung sei. Die Großmutter lag in fieberhaftem Schlummer und, auf sie deutend, winkte Marie dem Cousin Heinrich leise aufzutreten. Er eilte auf sie zu, faßte ihre beiden Hände und sah sie so lange und so seltsam an, daß Marie in Thränen ausbrach. Da drückte Heinrich den ersten, ehrerbietigen Kuß auf ihre Stirn und sagte leise und innig:

„Leb' wohl, Marie, der Großvater hat mir verboten an Dich zu schreiben, aber wenn nur wir nicht von einander scheiden, die Menschen scheiden uns nimmermehr!" — und fort war er.

Marie ist noch lange, stille weinend, am Bette der Großmutter gesessen. Warum sie sich aber trotz ihrer Thränen dennoch nicht unglücklich gefühlt? Ja, das hätte sie Keinem sagen können, selbst dem guten Großpapa nicht.

Mit dem kalten Winter (1788 auf 89) hat für unsere Marie die ernste Schule des Lebens angefangen. Monate lang ist die gute Großmutter krank gelegen, und als sie sich endlich wieder erholt, da war die gute Frau kindisch geworden. Marie mußte nun die Großmutter pflegen, den Haushalt besorgen und den Großvater zufrieden stellen. In dem kalten Winter war Alles erfroren, Fruchtfelder, Weinstöcke und Obstbäume; Noth und Theuerung waren groß, und Handel und Gewerbe stockten. Bürger und Obrigkeit mußten, so viel in ihren Kräften stund, das Elend in Stadt und Land zu lindern suchen, und dadurch wurde auch Marie in des Großvaters Hause vielfach in Anspruch genommen.

Im Mai 1789 eröffnete König Ludwig der XVI. die

Etats généraux, im Juni desselben Jahres stürmte das Volk von Paris die Bastille und wenig Tage nachher brach das Feuer der Empörung auch in unserm Elsaß los. Ueberall stunden die Bauern auf, plünderten die Häuser der Juden, stürmten Klöster und Schlösser, forderten ihre Schuldbriefe (den sogenannten Bodenzins) heraus, nahmen sie mit Gewalt, wo sie ihrer habhaft werden konnten und vernichteten sie. In diesem ersten Aufruhr flüchteten die benachbarten Edelleute, Klosterherrn und besonders eine Menge armer verfolgter Juden in unsere Stadt und die ganze Bürgerschaft stund unter Waffen, um die Stadt vor dem gedrohten Ueberfall des empörten Landvolkes zu schützen.

In diesen Stürmen hatte der Großpapa die schwere Aufgabe, die Ruhe und Ordnung im Innern unseres kleinen Staates aufrecht zu halten, denn auch unsere jungen Hitzköpfe wähnten „der Anfang des goldenen Zeitalters sei erschienen“ und schwärmten für Freiheit und Gleichheit und pour les droits de l'homme! und es gab gar manchen Aufstand unter den verschiedenen Zünften zu dämpfen und gar manchen Streit zwischen den Fabrikherrn und Handwerks-Meistern zu schlichten. Damals sagte der Großpapa, was er auch heut zu Tage wieder sagen würde: „Man spricht so viel von des Menschen Rechten, aber nie von des Menschen Pflichten, und doch kann das Recht ohne die Pflicht so wenig bestehen als der Baum ohne Wurzel, oder das Haus ohne festen Grund und Boden.“ Aber auch von Außen wurde die Lage unserer kleinen Republik immer schwieriger. Mit vieler Mühe hatte unser Gesandter von der Regierung in Paris freien Handel im Elsaß für Mülhausen erlangt, das reizte natürlich die Eifersucht unserer

Umgebungen immer mehr, und immer lauter erhob sich die Klage: „Es sei nicht recht, daß Mülhausen die gleichen Vortheile mit dem übrigen Elsaß genieße, ohne die gleichen Lasten zu tragen, auch beschwerte man sich, daß der Stadt Fabriken dem Landbau die nöthigen Arbeiter entziehen und immer lebhafter wurde darauf gedrungen, durch gänzliche Absperrung Mülhausen zu zwingen, sich an Frankreich anzuschließen.“ In dieser Noth suchte der Großpapa Hülfe bei den lieben Eidgenossen, und befreundete sich in der Schweiz mit dem französischen Gesandten Barthélemy, der den alten, ehrwürdigen Stadtschreiber lieb gewann, der Stadt Angelegenheit begünstigte und nach Kräften befördern half. Auch gelang es dem Großpapa, den Bund mit den katholischen Kantonen wieder zu erneuern, welche ihn 1583 bei den Finingerschen Umtrieben der Stadt aufgekündigt hatten. Nur Uri verharrte unerbittlich im alten Groll gegen die ketzerische Bundesgenossin und wollte ihr die Bruderhand nicht wieder reichen.

Unterdessen hat Marie in der Furcht des Herrn treu ihre Pflicht erfüllen gelernt, und wo sie gefehlt, da hat sie der alte Großvater ernst aber liebevoll zurecht gewiesen. In der letzten Zeit war mit dem strengen, unbeugsamen Manne eine große Veränderung vorgegangen; nach der goldenen Hochzeit hatte er seine Entlassung als Bürgermeister genommen, und da er durch heftige Gichtschmerzen an den Füßen in seinen Lehnstuhl gebannt war, so hat er viel gelesen, Klopstock, Lavater, Claudius den gemüthlichen Wandsbecker Boten, dessen schönes Abendlied: „Der Mond ist aufgegangen“ ihm Marie jeden Abend vor seinem Bette vorsagen mußte; und wenn er auch nicht wie sein Vorgänger „der wohlweise, wohledle, ehrenfeste, fromme, fürsichtige und

verständige" Bürgermeister, Johann Heinrich Petri*), die Bibel zweiundneunzig Mal vollständig durchgelesen, und zwar auf seinem letzten Krankenlager bis zum Ebräer Briefe (wie die Chronik von ihm bezeugt), so hat doch auch Gottes Wort den greisen Großvater zum Himmelreich gelehrt und seine Bibel ist ihm der unerschöpfliche Schatz geworden, aus dem der kluge Hausvater täglich „Altes und Neues" für sich und die Seinen hervorgetragen. Besonders rührend war die Art, mit der er alle kindischen Launen der Großmutter ertrug, und wenn der jungen, lebhaften Marie bei den zunehmenden Wunderlichkeiten der armen, alten Frau oft die Geduld ausgehen wollte, so ist des Großvaters Sanftmuth und Liebe eine immerwährende stille Predigt für sie gewesen, die sie tief ergriffen und beschämt hat.

In Paris war Heinrich unterdessen ganz in die Wirren der Politik gerathen und vom Strudel der Revolution fortgerissen worden. Nach Neckers Entfernung schloß er sich an die Girondins an und war Mitarbeiter an der Redaktion ihrer Journale. Seine Marie hat er aber nicht vergessen, und wenn er ihr auch nicht schreiben durfte, so ist er doch durch seine Briefe an den Großpapa immer in Berührung mit ihr geblieben. Nach zweijähriger Abwesenheit ist er auf kurzen Besuch wieder in die Vaterstadt gekommen, aber nicht zur Verlobung. Marie war jetzt den Großeltern

---

*) Petri hat der Stadt Mülhausen Chronik von ihrem Entstehen bis zum evangelischen Jubeljahr 1617 geschrieben, nach ihm setzte sie Fürstenberger fort, dann Stadtschreiber Reber, und endlich der Großpapa, Stadtschreiber Josua Hofer, bis zur Vereinigung mit Frankreich 1798.

unentbehrlich und Heinrichs Zukunft noch so ungewiß, daß vor der Hand wenigstens keine Rede vom Heirathen sein konnte, auch war Marie für jene Zeit eine reiche Erbin, und Heinrich viel zu stolz, um bei dem Großvater förmlich um sie anzuhalten, ehe er ihr eine sorgenfreie und ihrem Stande angemessene Lage anbieten konnte.

Das Wiedersehen der beiden jungen Leute war herzlich und ungezwungen, nur fand Marie den früher so zartfühlenden Heinrich sehr verändert in seinem Benehmen, absprechend und so frei und zutraulich, als ob er überall zu Hause sei; es war nicht mehr der feine, zurückhaltende Anstand, der Marie so wohl gethan, und sie äußerte gegen den Großpapa: „Heinrich sei ein Pariser geworden und leider kein Grandison mehr!“ Aber sie betrachtete sich doch als seine verlobte Braut, und das beseligende Bewußtsein, so warm geliebt zu sein, behielt auch in ihrem jungen Herzen die Oberhand über ein dunkles, schmerzliches Gefühl, das immer wieder auftauchte und ihre goldenen Träume trübte. Der Großvater war auch gegen Heinrich, wie gegen Alle, milder gestimmt und erlaubte ihm an Marie zu schreiben, ohne jedoch ihr gegenseitiges Verhältniß näher zu berühren. Der Großpapa aber sah stillschweigend dem Gange der Ereignisse zu, bewahrte Marie wie seinen Augapfel, und hat den Ausgang Gott anheim gestellt.

Nach seiner Rückkehr wurde Heinrich in Paris mit dem nachmaligen Minister Roland bekannt und bald auch innig befreundet. Besonders fand er in der geistvollen, hochherzigen Madame Roland sein Ideal aller weiblichen Vollkommenheit. Diese neue Aspasia, so rein in ihren Sitten, so begeistert für Freiheit und allgemeines Menschenrecht, so willig zu

jedem Opfer für das Wohl des Vaterlandes, flößte ihm hohe Bewunderung ein. Auch Madame Roland interessirte sich lebhaft für den talentvollen, jungen Mann, der durch seine Kenntniß der deutschen, englischen und französischen Sprache ein unentbehrliches Mitglied ihrer politischen Fraktion geworden. Dazu kam noch, daß Heinrich mit gleicher Begeisterung wie Madame Roland für das alte Griechenland schwärmte und wie sie wähnte, Paris nach Athen und die Franken nach den alten Griechen umbilden zu können, und sie hätten wohl Beide aus vollem Herzen eingestimmt in Schillers Ode an die Götter Griechenlands:

Da ihr noch die schöne Welt regieret!
Holde Wesen aus dem Fabel-Land! u. s. w.

In seinen Briefen an Marie sprach nun Heinrich sehr viel von Madame Roland und wiederholte oft: „Wie er sich so glücklich schätze, die Freundschaft dieser ausgezeichneten Frau gewonnen zu haben, wie er mit ihr so oft von seiner lieben Marie rede, und sich so sehr freue, mit der Zeit Beide einander entgegenführen zu können.“ Besonders erzählte er ausführlich und kam immer wieder darauf zurück: „Wie Madame Roland (Manon Phlipon) als junges Mädchen über des heiligen Augustin's Schriften gerathen, diese mit unendlicher Begeisterung gelesen und davon so ergriffen worden, daß sie ihren Vater gebeten, die Zeit ihrer ersten Communion im Kloster des Dames de la congrégation zubringen zu dürfen; wie sie in den stillen Klostermauern und in der frommen Umgebung sich so glücklich gefühlt, und dort die schönste Zeit ihres Lebens verlebt; wie aber mit der Entwicklung ihres Verstandes der schöne Wahn verschwunden und die klare Vernunft den Sieg davon

getragen über den mystischen Jugend-Glauben, mit einem Worte „comme quoi Jean Jacques Rousseau avait vaincu St. Augustin!“ und wie er, Heinrich, hoffe, daß auch in Mariens Gemüthe Vernunft und Wahrheit den Sieg davon tragen und sie bald seine Ueberzeugung und freien Ansichten theilen werde, „et ce sera un lien de plus entre nous!“ hatte er schmeichelnd hinzugefügt.

„Predige ihm nicht, Marie, warnte der Großpapa, bete für unsern lieben Freigeist, aber laß Dich mit ihm in keine langen Erörterungen ein und sage blos: „Der wahre Glaube müsse sich am Ende selbst bewähren.“

„Ach, Großpapa, seufzte Marie, mir graut vor Paris und ich möchte viel lieber hier, wo ich daheim bin, bei Ihnen in ihrem lieben stillen Hause bleiben, für Sie und Heinrich leben, und Euch Beide lieben und recht glücklich machen.“

Der Großpapa küßte sie auf die Stirn und sprach tief gerührt: „Gott segne Dich, Du gutes Kind!“

„Ja, fuhr Marie fort, ich will es nur aufrichtig bekennen, lieber Großpapa, diese Madame Roland macht mir unendlich bange, sie steht viel zu hoch über mir, und ich verstehe in Gottes Namen ihren Patriotismus und ihre Begeisterung für Griechenland und das Wohl der Menschheit nicht, die Heinrich doch so sehr an ihr bewundert.“

„Madame Roland ist allerdings eine hochbegabte, ausgezeichnete Frau, liebe Marie, aber ich hoffe zu Gott, daß bei reiferer Erfahrung und mit zunehmenden Jahren der Glaube des heiligen Augustin's wieder in ihrem Herzen aufleben und sie von dem Irrwege zurückführen wird, auf den Rousseau's Lügengeist sie verleitet hat. Schau, mein Kind, wenn eine Frau in die politischen Ereignisse und

Umwälzungen eingreifen will, so kömmt sie mir vor, als ob sie Stiefel und Sporen angezogen und alle Weiblichkeit verläugnet hätte.“

„Und Heinrich zu Gefallen muß ich also nicht trachten, Madame Roland ähnlich zu werden?“ fragte Marie mit erleichtertem Herzen.

„Nein, nein, mein Kind, denn es stehet dem Weibe übel an öffentlich aufzutreten, und widerstrebet dem stillen und sanften Geiste, welcher köstlich vor Gott und der Frauen Schmuck und Krone ist.“

„Aber Heinrich, wird er auch zufrieden sein, und mich lieben können, wenn ich so weit unter seiner hochherzigen Freundin stehe?“

Wehmüthig blickte der alte Mann das erröthende Mädchen an, faßte ihre Hand und sagte sanft: „Heinrich ist leider jetzt vom politischen und ästhetischen Wahne umfangen und verblendet, aber er liebt Dich, Marie, und wird, so Gott will, auch wieder zur Besinnung kommen. Du aber bleibe bei Deinem stillen, häuslichen Sinn, bei Deinem frommen kindlichen Glauben: Du hast das gute Theil erwählet, uud das soll nicht von Dir genommen werden.“ (Luc. 10, 42.)

III.

Ein vaterloser Knabe.

„Einem Lässigen geräth sein Handel nicht; aber ein fleißiger Mensch wird reich."
Sprüche 12, 27.

Nun müssen wir aber einen Blick rückwärts werfen und auch den Helden unserer dritten goldenen Hochzeit kennen lernen, wozu er uns die zuverlässigste Quelle hinterlassen, indem er als Greis seine Selbst-Biographie für seine Kinder geschrieben hat. Den 1. Mai 1773 wurde dem Tuchmacher, Alexander Zuber, und seiner Ehefrau, Ursula Schmalzer, ein Knäblein geboren, das in der heiligen Taufe den Namen Johannes erhalten, und nach damaliger Sitte Hans genannt wurde. Ueber diesen ersten Mai, seinen schönen Geburtstag, hat sich aber unser Hans sein Leben lang, bis ins späte Alter, gefreut, und immer behauptet: „Seine große Blumenliebhaberei stamme nothwendig daher, weil er am ersten Tage des blumenreichen Maimonats das Licht der Welt erblickte!"

„Ein glückliches Kind", wie er sich selbst nennt, lernte Hans in seinem 9. Jahr den Schmerz kennen, als er seinen Vater verlor. Da dieser unglückliche Geschäfte gemacht, so wurden Haus, Hof und Geräthschaften gerichtlich versteigert

und der arme, kleine Hans mußte mit seiner weinenden Mutter das schöne, väterliche Haus verlassen und bei einer alten Base vorläufig eine finstere Kammer beziehen: „Wo mir war, als sei ich plötzlich aus dem Himmel in die Hölle gekommen!" sagt er in seiner Lebensbeschreibung.

Die verlassene Frau wurde aber von Allen mit warmer Theilnahme und großer Achtung behandelt, denn sie hat sich mit ihrem unmündigen Knaben ritterlich durchgeschlagen und kein Gnadenbrod essen wollen. Von seinem Pathen, einem kinderlosen Oheim, fiel dem kleinen Hans ein Legat von 1600 Livres zu. Die Mutter, welche unterdessen bei einem Bruder gewohnt, kaufte mit diesem Gelde ein kleines, einstöckiges Haus in der Zeughausgasse, dem Großvater gegenüber, nahm Kostgänger und brachte sich auf diese Weise „mit Ehren" durch, wie man damals zu sagen pflegte. Hans aber, der ein reichbegabter, lebhafter Bube war, der sollte was Tüchtiges lernen, damit er bald sein Brod verdienen und die Mutter unterstützen könne; er wurde also zum Candidaten Martin in die Schule geschickt. In seiner Biographie entwickelt er ein Bild dieser Schule, das unwillkürlich an Thomas Platters Schulen, aus der Zeit der Bachanten, erinnert. Wir theilen davon Folgendes mit:

„Der Lehrer, Candidat Martin, dem die Schüler den „Spottnamen „Speck-Marti" gegeben, schlief täglich hinter „seinem Pulte ein, was uns Buben natürlich Anlaß zu den „muthwilligsten Streichen gab, die allemal damit endeten, „daß die Haselruthen auf den Fingern der Schüler spielten, „welche dem erwachenden Lehrer am nächsten stunden. Da „die Rede davon war, man wolle mich studieren lassen, so „befleißigte ich mich um so mehr in der Schule; allein außer

„dem Schreiben und Rechnen muß der Unterricht schlecht „gewesen sein, denn ich kam nicht weiter, obschon ich in der „dritten, also der obersten Klasse war und Latein hätte lernen „sollen. Der mürrische Speck-Marti behandelte mich hart; „ich wurde oft bestraft, fast immer ungerecht, wie es mir „schien, und als er mir ein Mal zu Dutzenden Streiche auf „die hohle Hand versetzte, knickte ich im Zorne die Ruthe bei „einem Schlage entzwei, was den Magister so sehr in Har- „nisch brachte, daß er mir mit der zersplitterten Ruthe so „arg ins Gesicht schlug, daß mir das Blut aus dem einen „Auge über die Backe quoll. Schreiend lief ich davon und „von nun an war ich nicht mehr zu bewegen, diese Schule „wieder zu besuchen.

„In der Privatschule bei Johannes Braun, dem Gründer „der deutlichen, damals so allgemein bewunderten, deutschen „Mülhauser Schrift, gefiel es mir besser. Dieser freundliche, „alte Schreibmeister war mir gut, ich erhielt bei ihm den „ersten Unterricht im Französischen und bemühte mich, seine „schönen Züge nachzuahmen; und wenn er dann mit mir „zufrieden war, zeichnete er mit seiner Feder einen seiner „schönen, künstlichen Züge auf mein Heft, was der größte „Triumph seiner Schüler war.

„Unsere Wohnung in dem neugekauften, kleinen Hause „bestund aus einer geräumigen Wohnstube im Erdgeschoß, „einer kleinen Küche daneben und einer Kammer, wo ich „meine Schlafstätte bekam, in der mir bald als Bettgenosse „ein Kostgänger beigesellt wurde; dieser, ein Buchbindergeselle „Namens Pfähler, aus Straßburg, war ein guter, ordent- „licher Mensch und hat mich manches Nützliche gelehrt.

„Meine Mutter ernährte uns mit den Kostgängern und

„mit ihrer Hände Arbeit und ich wurde angehalten, außer „der Schule ihr mitzuhelfen; zu diesem Zwecke lehrte man „mich Triemen knüpfen zu kleinen Schlingen, die auf den „Bleichen zum Aufspannen der Baumwollentücher verwendet „wurden. Ich erlangte bald eine solche Fertigkeit bei dieser „Arbeit, daß mein Tagewerk auf 500 solcher Schlingen „festgesetzt wurde; das Tausend wurde mit 10 Sols be„zahlt, und wenn ich dann an den Tagen, wo keine Nach„mittags-Schule war, ein oder mehrere Tausend über meine „Aufgabe zusammen bringen konnte, so überließ mir meine „Mutter das dafür Erlöste als Taschengeld. Ich habe es „nie vergessen, wie glücklich mich das Bewußtsein machte, „meine Mutter mit meiner kleinen (damals aber reichlich „erachteten) Arbeit unterstützen zu können!"

Um diese Zeit wurde die gute Tante Anthony auf unsern kleinen Hans aufmerksam, und zwar auf folgende Weise. Eines Morgens als sie im Ladenstübchen an ihrem Spinnrade saß, ist der Ladendiener Franz-Sep, der die Eisenstangen im Laden so leicht und behend handhabte, als wären es Spazier-Stöckchen, zu ihr gekommen und fragte: „Habt Ihr nicht einen kleinen Thaler in der Kasse, Frau Zunftmeisterin?"

„Wozu?" fragte die Tante zurück.

„Der kleine Hans ist da und möchte seine kleine Münze wechseln, damit er drüben an der Gant vor Cladens Hause ein — ich weiß nicht mehr was für ein Ding kaufen kann."

„Was hat denn der kleine Hans an Cladens Gant zu kaufen?" sagte die Tante kopfschüttelnd und ging mit Franz-Sep in den Laden, wo unser Hans in fieberhafter Hast seine

kleine Münze auf dem Ladentisch zusammenzählte und freudig ausrief: „Es sind gerade drei Livres!“ o bitte, bitte, Frau Zunftmeisterin, gebt mir einen kleinen Thaler dafür! Der Gantriefer hat versprochen zu warten, bis ich wieder komme, und mein Geld ausgewechselt habe.“

„Aber was willst Du an der Gant kaufen?“

„Ein Clavier, ein Clavier, Frau Anthony!“

„Ein Clavier für drei Livres!“ entgegnete lachend die Tante, indem sie den kleinen Thaler aus der Losung nahm. „Ich glaube Du bist nicht recht bei Sinnen, Hanselemann!“

„Doch, doch, Frau Anthony. Der Gantriefer hat gesagt, er wolle es um drei Livres ausrufen!“ rief Hans und lief so schnell er konnte mit seinem kleinen Thaler zum Laden hinaus. Die Tante ging ihm nach.

Vor Cladens Hause stund allerlei alter Grümpel zum Verganten da, unter andern auch eine kleine Spinette, ein Kästchen ohne Füße, nur mit zwei Octaven, an dem die halben Saiten fehlten: „Aber, Kind, sagte die Tante, was willst Du denn mit diesem Hackbrette machen?“

„Darauf spielen will ich,“ entgegnete der Bube in energischem Tone, indem er triumphirend gegen den Gantriefer seinen kleinen Thaler in die Höhe hielt.

„Spielen! kannst Du denn Clavier spielen?“

„Ich wills lernen, Frau Anthony,“ der Pfähler hat gesagt, wenn ich ein kleines Clavier hätte, so wolle er mich das „Ut, Ré, Mi“ singen und spielen lehren.“

Aber schon hob der Gantriefer das wurmstichige Kästchen in die Höhe und rief mit seiner kreischenden Stimme: „Wer gibt mehr als drei Livres dafür!“ Niemand bot. — „Drei Livres zum ersten — drei Livres zum andern Male!“ hieß

es wieder. Die Tante winkte mit den Augen und „D—rei Livres — drei Livres zum . . . .

„Dritten Male!“ wiederholte Hans außer sich und zitternd vor Freude, warf jubelnd seinen kleinen Thaler auf den Tisch, umfaßte das kleine Instrumentchen mit beiden Armen und eilte dann so schnell und so glücklich damit heim, als ob er den Stein der Weisen gefunden hätte.

Die Tante hat die drei sous par livre bezahlt und von diesem Augenblicke an mit besonderem Interesse die Ausbildung des jungen Knaben überwacht. Der überglückliche Hans aber mag uns nun selbst sagen, wie er sein heißersehntes Instrumentchen benützet hat:

„Als ich mit meiner Spinette, die ich aus meinem zu„sammengesparten Sackgelde bezahlt, so fröhlich nach Hause „kam, half mir Pfähler sie wieder brauchbar zu machen, gab „mir Anleitung zum Spielen, lehrte mich das Ut, Ré, Mi „lallen und fortan sang und klimperte ich früh und spät, „und konnte es gar nicht satt werden mit meiner Katzenmusik.“

Um diese Zeit kam ein junger Theologe aus Hanau hieher, der sich mit einer Nichte der Tante verheirathete und dem die Tante den kleinen Hans empfohlen; darüber steht in seiner Selbstbiographie:

„Ums Jahr 1784 erschien mir ein neuer Glücksstern, „der Theologe Wilhelm Mäder kam hieher und wurde als „Helfer am Pfarramt ernannt. Er übernahm die Bildung „einiger Knaben aus guter Familie. Wohlwollende Freunde „und meiner Mutter Bruder bewirkten, daß auch ich zu diesem „vorzüglichen Unterrichte zugelassen wurde; ich konnte ihn „einige Jahre hindurch benützen und diesem vortrefflichen

„Lehrer verdanke ich die wenigen Kenntnisse, die den Grund „zu meinem Fortkommen legten. Er schenkte mir seine Liebe, „obwohl er mich zuweilen „Schafskopf" nannte, und in „spätern Jahren entspann sich zwischen ihm, seiner liebens„würdigen Gattin und mir ein Freundschaftsband, das nur „mit dem Tod der Theuern endete."

So verstrichen die Jahre; vom Studieren konnte nun seit dem Tode seines Gönners (von dem er die 1600 Livres geerbt) für unsern Hans keine Rede mehr sein; der Mutter Gesundheit war durch Gram, Kummer und angestrengte Arbeit abgezehrt und Hans sollte nun sobald als möglich Brod für sich und die vor der Zeit alt gewordene Mutter verdienen. Diese faßte den Entschluß, mit einem Meister-Gesellen das Handwerk ihres Mannes wieder anzufangen, damit es Hans später fortführen könne; er wurde unterdessen in einem Handlungshause als sogenannter Comptoir-Junge aufgenommen, damit er auch die Handlungsgeschäfte verstehen lerne. Den Kostgängern wurde aufgesagt, der Webestuhl in der Wohnstube aufgestellt, die Mutter schlief in der Kammer und unser Hans durfte sein Reich im Dachstübchen aufschlagen, worüber er uns folgendes sagt:

„Unter dem Dach des einstöckigen Hauses befand sich „ein Vorsprung, eine Art Erker mit drei Fenstern, die einer „Kammer, worin ich einquartiert worden, Licht gaben. In „diesem Dachstübchen verlebte ich drei zufriedene Jahre; meine „Freistunden und Abende brachte ich damit zu, die Bücher „zu lesen, die mir Helfer Mäder borgte, auch zuweilen „schenkte, und mit Musik-Uebungen. Zwar genügte mir die „kleine Spinette längst nicht mehr, indessen obschon kümmerlich

„besaitet und immer verstimmt, diente sie mir doch um die „Finger zum Spielen zu gewöhnen und kleine Melodien ein„zuüben. Meine Lust an der Musik wurde bald zur Leiden„schaft; ich lallte wo ich ging und stand und Abends in „meiner Kammer klimperte ich dazu, gleichviel ob mißtönend „oder nicht; allein täglich fühlte ich mehr den Drang nach „einem Instrumente, das der ungeregelten Stimme nachhelfen „könne. Wie aber zu einem ordentlichen Clavier gelangen, „da ein solches wenigstens 200 Livres kosten würde, während „damals mein ganzes Vermögen kaum so viel Sols aus„machte? Ich berieth mich hier und da, sann hin und her, „wie mir könnte geholfen werden? Da fiel mir mit einem „Male ein, wie ich noch im väterlichen Hause als kleiner „Bube mit den gegenüber wohnenden Knaben des Färbers „Hartmann, manchmal Pfeifen aus einer alten Orgel ge„nommen und damit auf der Gasse herum trompetet hatte. „Die Orgel stund als unnützes Geräthe droben in der Ecke „einer finstern Kammer, es fuhr mir wie ein Blitz durch den „Kopf: „Diese Orgel muß ich besitzen!“ Herr Hartmann „ist gutmüthig und wohlwollend, und er wird mir das Fa„milienstück (sie stammte von seinem Großvater, der Pfarrer „in Illzach gewesen) um einen billigen Preis überlassen! „Den 19. November 1787 schloß ich den Handel und habe „das Datum sorgsam aufgezeichnet, es war ja Elisabethtag! „und mein erstes Geschäft. Ich kaufte die Orgel um 22 „Livres, da ich aber nur 12 Livres im Vermögen hatte, so „begehrte und erhielt ich Credit für die fehlenden 10 Livres, „die ich bald zu erwerben hoffte, indem ich bereits ange„fangen, Musikalien um Bezahlung abzuschreiben. Am Abend „des besagten 19. Novembers, als am heiligen Elisabeth-

„Tage, stund meine Orgel, ein altes, mit Schnitzwerk ver„ziertes Buffet, im Erker eingerichtet! Aber, o weh! die „meisten zinnernen Pfeifen fehlten und die hölzernen lagen „bunt durcheinander, auch der Blasbalg war schadhaft, und „es war unmöglich, auch nur von einem einzigen Stoße einen „Ton herauszubringen. Betroffen, aber nicht entmuthigt, „brachte ich die Nacht schlaflos mit Plänen zu, wie mein „übrigens so schönes Instrument könnte brauchbar gemacht „werden, fand aber keine andere Aushülfe, als daß ich selbst „Hand an's Werk legen müsse, um wenigstens eines der „Register, die der Positiv enthielt, wieder brauchbar herzu„stellen. Mehrere Nächte brachte ich damit zu, den Blasbalg „auszuflicken, das Werk auseinander zu legen, zu reinigen „und am nächsten Sonntag hatte ich es so weit gebracht, „um mein „Dudeln" (wie es meine Mutter nannte) wieder „beginnen zu können und war nun wieder der glücklichste „Mensch auf Gottes Erdboden. Denn fortan konnte ich „meinen Hang für die Musik nach Herzenslust befriedigen."

„Durch Tante Anthony hatte der Musiklehrer und Or„ganist unserer Kirche, Ermendinger, von meiner Orgel gehört „und wollte den 14jährigen Virtuosen und sein Instrument „kennen lernen. Er besuchte mich und, o wie glücklich! stimmte „meine Orgel und richtete mir den Discant eines zweiten „Registers wieder ein; er fand Vergnügen an der kleinen „Orgel, besuchte mich manchen Abend und gab mir jedes „Mal eine Musiklektion, wogegen ich ihm für seine Schüler „Musik kopirte, was mir von nun an ein neues Einkommen „verschaffte, denn es dauerte nicht lange und ich bekam von „mehreren Dilettanten Musik abzuschreiben, wofür man mir „einen Batzen per Seite bezahlte. Meister Ermendinger selbst

„fand es bequemer, mir dieses Geschäft zu überlassen, das „ihn langweilte, denn in jener Zeit war gedruckte Musik in „Mülhausen eine große Seltenheit. Bald kam es dazu, daß „ich wöchentlich zwei Abende Unterricht von Ermendinger „empfing, die ich ihm gänzlich mit Musikabschreiben bezahlte, „ja mein Lehrer mußte mir bei der Abrechnung fast jedes „Mal noch ein paar Livres herausgeben."

„Nach dieser langen Abschweifung über mein oft kindisches „Treiben mit der Musik möchte ich nur noch erwähnen, daß „mein Orgeln mir die Nachbarn meistens günstig machte, „insonderheit den gegenüber wohnenden Bürgermeister Johann „Michael Spörlin (mein nachheriger Großvater), und daß „in den Sommer-Abenden, wo es Sitte war, daß die Leute „nach dem Nachtessen, Alt und Jung, auf den Gassen auf „und ab spazierten, man mir die Ehre erwies, meinem „Dudeln zuzuhören. Da erscholl zuweilen ein „Bravo!" „öfter aber auch Spötteleien, wodurch ich mich aber nicht „stören ließ, sondern nur desto kräftigere Akkorde fassend, „guten Muthes in die Tasten griff."

„Gebt Acht, Frau Tochter, sagte der Großvater zu Tante Anthony, ob dieser brave Bube in seinem beharrlichen Fleiß nicht ein tüchtiger Mann werden wird! Na, ich mag es seiner guten Mutter von Herzen gönnen, und sie hat es wohl verdient, daß Gott sie in ihrem Sohne segnet."

Und der Segen ist nicht ausgeblieben. Hans machte sich so beliebt bei seinem Prinzipal und zeigte so viel Tüchtigkeit im Handel, daß nach vollendeter Lehrzeit sein Prinzipal ihm den Vorschlag machte, das Wollenweber-Handwerk nicht anzufangen, wo er unter dem Drucke des Zunftwesens doch

seine Flügel nicht würde entfalten können und lieber als Commis mit einem Gehalt von 600 Livres noch ein Jahr in seiner Handlung zu bleiben. Darüber sagt Hans: „So „bescheiden war unser Haushalt, daß ich mit dieser Summe „ganz unbesorgt mit meiner Mutter leben konnte, auch erkannte „ich in den Handlungsgeschäften meinen eigentlichen Beruf."

„Indessen befleißigte ich mich, größere Tüchtigkeit in den „Geschäften zu erlangen und das Zutrauen meiner Prinzipale „zu verdienen. Durch die im Nachbarlande ausgebrochene „Revolution wurde das klingende Geld von Tag zu Tag „seltener; die Käufer hatten nur Assignats anzubieten, und „wenn man verkaufen wollte, so mußte man sich damit be- „gnügen, obschon man sich das für den Arbeitslohn noth- „wendige baare Geld nur mit Mühe dafür verschaffen konnte. „Es war aber keine andere Gelegenheit da, die Assignats „auszuwechseln, als sie in den hiesigen Comptoirs, in den „Kaufläden oder in den benachbarten Orten herum anzubieten. „Dieses Geschäft war mir aufgetragen; fast jede Woche be- „suchte ich zu Pferde die umliegenden Städtchen, um Ab- „nehmer für unsere Assignats zu finden. Im Jahre 1791 „ritt ich an einem Sonntag nach Gebweiler, es war ein „herrlicher Sommermorgen; ich stieg im Wirthshaus zum „Ochsen ab, gegenüber der in der Mitte der Stadt gelegenen „Klosterkirche, deren schöne, gothische Bauart ich bewunderte, „als eine Chaise angerollt kam, in welcher zwei junge Mül- „hauser Damen mit Hrn. Nicolas Dollfus saßen. Während „ich nun auf dem kleinen Platz beim Wirthshause herum- „spazierte, mich besinnend, wo ich meine Assignats feil bieten „könnte, und mitunter die Kirche betrachtete, näherte sich mir „Herr Dollfus, mich erkennend. Im Gespräch mit ihm kramte

„ich gleich aus, weßwegen ich da war und von ihm vernahm „ich, er sei mit den Damen blos um spazieren zu fahren „nach Gebweiler zum Mittagessen gekommen; ich bat um die „Erlaubniß, mit ihnen am gleichen Tische sitzen zu dürfen, „und so war die Bekanntschaft geschlossen, die zur Folge hatte, „daß mich Herr Dollfus am andern Morgen zu sich rufen „ließ und mir eröffnete: „Es habe ihn bedünkt, als sähe ich „gerne die Welt, er biete mir eine Stelle in seinem neu er„richteten Etablissement (der Tapetenfabrik) an, wo ich Ge„legenheit finden würde, öftere Reisen in entfernte Länder „zu machen. Nichts konnte mir erwünschter sein, doch kam „mir der Antrag so unerwartet, ja bedenklich vor, und ob„gleich das mir angebotene Salarium (1200 Livres, das „bis 1800 steigen sollte) meine kühnsten Ansprüche überstieg, „so erbat ich mir doch einige Tage Bedenkzeit.“

„Mein besonderer Gönner, Hr. Bürgermeister Blech, bei „dem ich mir Rath erholte, wünschte mir Glück zu der Ge„legenheit, mich auf Reisen ausbilden zu können. „Denn „das, meinte er, sei die beste Schule für den jungen Kauf„mann, um Menschen und Geschäfte kennen zu lernen. Nur „müsse der junge, unerfahrene Reisende sehr vorsichtig sein, „und sich wohl hüten durch gewisse freundschaftliche Ver„bindungen, die sich auf Reisen oft verführerisch darböten, „auf schlimme Abwege zu gerathen; hingegen desto eifriger „suchen, mit anerkannt ehrbaren und sittlichen Menschen in „nähere Verbindung zu kommen.“ Auch meine Mutter und „die Oheime wünschten sich und mir Glück zu der vortheil„haften Stelle, und der Contract wurde im Juli 1791 auf „vier Jahre geschlossen.“

„Kaum bei meinem Hrn. Nicolas Dollfus eingetreten,

„so sagte er mir, ich hätte mich auf eine Reise durch ganz „Italien vorzubereiten, und solche in einigen Monaten anzu- „treten. Man wisse zwar, daß dort die Wände der Zimmer „fast aller Orten gar wohlfeil mit Handmalereien verziert „würden, allein meine Aufgabe sei in den größeren Städten „das Tapezieren einführen zu suchen und somit unserm Hause „neue Absatzquellen zu verschaffen. Wahrlich eine Aufgabe, „die dem 17 jährigen Knaben, der nie von dem ärmlichen „Heerd der Mutter, nie von ihrer Seite gewichen war, wie „eine Centnerlast vorkam! Trotz meinem gewöhnlichen Muth „fühlte ich mich dennoch viel zu schwach, um das, was man „von mir begehrte, leisten zu können. In einem fremden „Lande, der Sprache gänzlich unkundig, und wo mir Sitten „und Lebensweise, so wie die Art Geschäfte zu führen völlig „unbekannt waren! Erst jetzt sah ich ein, welch großer, wichtiger „Wirkungskreis mir bevorstand, und wie das kindische, spie- „lende meines bisherigen Treibens nun aufhören müsse, denn „auch jetzt erst erkannte ich den Ernst meines Berufes und „der eingegangenen Verpflichtung."

„Es sollte für Alles Rath werden, antwortete der neue „Prinzipal auf meine Bedenklichkeiten. Zuerst müsse ich suchen „italienisch zu lernen; und Herr Aubin, ein hübscher, junger „Mann aus Frankfurt, und mein College, etwas älter als „ich, der bereits eine Reise durch Deutschland gemacht, sollte „mir alle nöthige Anleitung zum Reisen geben und mir mit „gutem Rath an die Hand gehen. Ich arbeitete mich nun „eifrig und ungesäumt ins Geschäft ein und sah mich nach „einem Sprachmeister um; aber in Mülhausen, wo doch seit „dreißig Jahren Industrie betrieben wurde, gab es nur einen „Menschen, der Italienisch verstand, nämlich Herr Helfer Witz

„(Oberlins Tochtermann), welcher gewöhnlich Privatunterricht „im Rechnen ertheilte, der sich aber willig zeigte, mir die „verlangte Sprachlection zu geben, und als die Zeit meiner „Abreise herannahte, zweifelte ich schon nicht mehr, daß ich „mir zur Noth in Allem werde aushelfen können.“

„Ich dachte, es werde meinen lieben Söhnen interessant sein „zu wissen, wie mir das glückliche Loos zu Theil geworden, „ihnen ein Etablissement übergeben zu können, dem wir unsern „jetzigen Wohlstand verdanken, und dem ich ein halbes Jahr„hundert lang meine ganze Thätigkeit gewidmet habe. Darum „erzählte ich so ausführlich, wie ich zufällig, aber gewiß auch „durch den Rathschluß der Vorsehung, die von Kindheit auf „so gnädig über mir gewaltet, mit Herrn Nicolas Dollfus be„kannt geworden, und in die Tapetenfabrik eingetreten bin.“

„Indessen übte ich mich unabläßig im Clavierspielen und „füllte alle meine Freistunden damit aus, aber wie früher „die kleine Spinette, so wollte mir jetzt auch meine Orgel „nicht mehr genügen, und doch konnte ich von meinem jetzigen „Einkommen nicht so viel erübrigen, um mir ein ordentliches „Piano anzuschaffen. Henry in Thann verfertigte kleine, „aber gute Claviere mit fünf Octaven um den billigen Preis „von 200 Livres und ich faßte den Entschluß, bei Bekannten „in der Nachbarschaft das Capital zu entlehnen, was mir zuvor„kommend bewilligt wurde, und so war mir die große Freude, „noch während einigen Monaten vor meiner Abreise endlich „mein Clavier nach Herzenslust genießen zu können!“

Den ersten November 1791 trat unser Hans muthig seine erste große Reise an, sie ist dem lebhaften, jugendlichen Greise, sowie die zweite nach Spanien, immer in lieber,

lebendiger Erinnerung geblieben, und er hat sie für seine Nachkommen ausführlich beschrieben; ich wollte sie auslassen, aber es liegt so viel originelle Geistesfrische und Gemüthlichkeit darin, daß ich nicht umhin kann, einige Auszüge daraus mitzutheilen, wäre es auch nur um unsere verwöhnte, junge Welt daran zu erinnern, wie schwierig und mit wie viel harten Entbehrungen und Gefahren verknüpft damals das Reisen gewesen; wie einfach und genügsam unsere Vorfahren gelebt, und wie es ihnen nur durch angestrengten Fleiß, Arbeit und Beharrlichkeit gelungen, in der Vaterstadt die Industrie zu gründen, welcher Mülhausen seine jetzige Größe und seinen Reichthum verdankt:

„In St. Gallen wartete meiner ein Hr. Maulaz, der „Italien schon einige Male bereist hatte, in seiner Gesellschaft „sollte ich die Reise auf gemeinschaftliche Rechnung machen. „Es war mir erwünscht, diesen erfahrenen, jungen Mann „zum Mentor zu haben, und ich überließ mich unbedingt „seiner Leitung, seinetwegen mußte ich einige Tage in „St. Gallen bleiben, und ich konnte unterdessen mich in der „Stadt umsehen. Lebhaft wurde ich Neuling ergriffen, als „ich in die reich verzierte und bemalte Abteikirche kam, aber „noch mehr erstaunte ich über die reiche Ausstattung der „bischöflichen Bibliothek, so viele Bücher (!), es bedünkte mich, „ich würde nirgends Prächtigeres zu sehen bekommen.“

„In einer Art Diligence lieferte uns der Mailänder „Bote schnell an den Fuß des Splügen, wo wir im schmutzigen „Tusis ein schlechtes Nachtlager fanden. Am folgenden Morgen „wurden die Reisenden und ihr Gepäck auf Maulthiere ge„packt, es lag tiefer Schnee und nur mit unsäglicher Mühe „konnten sich die armen Thiere durcharbeiten. Das Grauenhafte

„der Viamala, wo der schmale Pfad an überhangenden Felsen „über dem schauerlichen Abgrund kaum die Breite des Saum„thiers hatte, erschütterte mich gewaltig, denn nur ein Fehl„tritt, und man wäre rettungslos verloren gewesen. Fast „erstarrt erreichten wir die Höhe des Bergpasses, aber es „dauerte nicht lange, als uns beim Heruntersteigen laue „Frühlingsluft erquickend entgegen hauchte vom lieblichen Thal „Chiavenna herauf. Eine herrliche Fahrt auf dem Comersee „machte mich leicht den mühsamen Ritt über die Viamala „vergessen, Italiens Himmel belebte mich neu. In Como „fand Maulaz seine Post-Chaise, das war mir wieder neu, „so bequem und rasch fortzurollen, und ich war wie bezaubert „als wir in Mailand einfuhren und im palastähnlichen „Albergo Imperiale abstiegen! Es schwanden mir die Sinne, „als ich vom Lohnbedienten geleitet, die schönen, breiten „Straßen durchwanderte und den majestätischen Dom zu sehen „bekam. Die guten Empfehlungen, womit ich versehen war, „verschafften mir als Schweizer überall eine freundliche Auf„nahme und ich gewann Muth und Vertrauen, als mir „Antonio Crivelli, der erste Tapetenhändler, mit dem ich in „Berührung kam, eine ordentliche Bestellung ertheilte, und „meine Muster lobenswerth fand."

„Die weitere Reise rückte langsam vorwärts, weil Maulaz „in allen kleinen Städten zu thun hatte und ich hingegen „mich vergeblich nach Tapetenhandlungen umsah, die nirgends „existirten. In Modena und Parma zeigte ich meine Muster „bei Hofe, Duque, Marchési, Conti u. s. w., aber ohne „Erfolg, man bewunderte, lobte il buon gusto, aber bestellte „nichts. Dadurch kam ich in eine sonderbare Gemüths„stimmung, entmuthigt durch mein vergebliches Bemühen nach

„Geschäften und den unnützen Zeitverlust, aber auch in immer „steigender Begeisterung über dem vielen Schönen, das an „mir vorüberging, indem ich die müßigen Tage mit Betrachten „der Merkwürdigkeiten in den Städten zubrachte."

„In Florenz, wo Maulaz Wochen lange bleiben mußte, „trennte ich mich von ihm und gleitete in munterer Gesell„schaft den Arno hinab auf einer Barke, wo zu meinem Er„götzen fast die ganze Zeit über die lärmende Mora gespielt „wurde. In Pisa gelandet, wagte ich einen Ausflug nach „Luca, wo ich durch ein kleines Geschäft belohnt wurde. In „Livorno fand ich im Hause des dänischen Consuls, Herrn „Ulrich, eine ungemein liebevolle Aufnahme, die mir um so „lehrreicher geworden, weil ich, um Maulaz zu erwarten, „14 Tage in Livorno verweilen mußte, und täglichen Zutritt „bei der freundlichen Frau Ulrich fand (eine geborne Pasteur „aus dem Waadtlande). Die treffliche Freundin wollte dem „jungen, unerfahrenen Reisenden eine zweite Mutter sein, „und gab mir Lebensregeln mit auf den Weg, von denen ich „stets eine heilsame Anwendung machen konnte."

„In Livorno ward ich von der Ansicht des Meeres und „von dem mit mehreren Hundert Schiffen angefüllten Hafen „mächtig ergriffen. Durch Ulrichs Empfehlung konnte ich „an Bord einiger Kauffahrer gelangen und sogar einer Kriegs„Fregatte, die auf der Rhede vor Anker lag. Eine neue, „unbekannte Welt eröffnete sich vor meinen Augen. Alles „was ich in der kurzen Zeit von kaum zwei Monaten gesehen, „gefühlt, gelernt und erfahren hatte, kam mir so befremdend „vor, daß ich mich zuweilen in ein Feenland versetzt glaubte, „besonders wenn ich in einsamen Stunden meine jetzige Lage „mit der einförmigen Existenz verglich, in der ich im engen

„Kreise mit meiner Mutter gelebt, ich fühlte mich glücklicher
„als noch nie, und nur Eines trübte mein Wohlbehagen, daß
„ich nämlich nur so spärliche Bestellungen bekam; denn auch
„in Livorno, wo sich jedoch in zwei Magazinen englische Ta=
„peten befanden, erhielt ich nur unbedeutende Aufträge.""

Ende Januar (1792) kam unser glücklicher Hans nach Rom, wo er wieder so Vieles zu sehen und zu bewundern fand. Dort trennte er sich von seinem Gefährten Maulaz. In Neapel machte er die Bekanntschaft eines ältern, französischen Reisenden, Delarosière, der sich freundlich des jungen, unerfahrenen Jünglings annahm, und mit dem Hans auch noch nach Venedig gegangen. Ueber seinen Aufenthalt im wunderschönen Neapel sagt er uns folgendes:

„Es glückte mir in Neapel zwei Tapetenlager zu grün=
„den, überdieß gewährte mir mein dortiger Aufenthalt wieder
„neue, hohe Genüsse. Ich wohnte einer großen Oper im prächtig
„beleuchteten Theater St. Carlo bei, und hatte mehrere Nächte
„das erhabene Schauspiel einer Eruption des Vesuvs vor
„Augen, dem wir Reisende auf der platten Bedachung der
„Osteria stundenlang nach Herzenslust zusehen konnten. Wir
„sahen außer der leuchtenden Rauchsäule, die dem Krater
„entstieg, streckenweise den glühenden Lavastrom sich in der
„Richtung nach Pompeya ergießen, aber das genügte uns
„nicht. Ein Vorschlag zur Ersteigung des Vulcans an seiner
„ruhigen Seite wurde beschlossen, und ich Unbesonnener
„stimmte mit ein. Etwa ein Dutzend Wagehälse ritten wir
„auf Maulthieren bis zum Einsiedler, wo der feurige La-
„crimæ Christi wächst, von dort mußte über Schlacken ge=
„schritten, und endlich durch knietiefe, oft heiße Asche die

„Höhe erklommen werden. Ein scharfer, stets heftiger werdender „Wind erschwerte noch das Aufsteigen, und nur mit Noth „gelangten wir an den weitgeöffneten Schlund, in dessen Tiefen „es tobte und krachte, und wo die aufsteigenden Rauchwolken „vom Winde auf unsere Seite getrieben uns mehrere Male „ganz mit Asche umhüllten. Kaum an den Rand des Kraters „gelangt, traten die Meisten, und ich voran, den Rückzug „wieder an. Wir mußten oft auf allen Vieren abwärts „rutschen und gelangten endlich fast besinnungslos, an Händen „und Füßen wund, Augen, Ohren und Nasen mit Asche an= „gefüllt, bei der Einsiedelei an. Dort fanden wir labende „Erfrischung und auf hartem Boden ein ruhiges Nachtlager. „An den folgenden Tagen konnten wir Alle uns frohen Sinnes „des bestandenen Abenteuers erinnern."

„Langsam, stets mit Vetturini fahrend, gelangte ich mit „Delarosière über Ancona und Loretto, wo das heilige Häus= „chen der Mutter Gottes besichtigt wurde, nach Ferrara. „Wir schifften uns hier auf dem Po nach Venedig ein; dort „fesselte wieder noch nie Gesehenes meine Aufmerksamkeit. „Im scudo di framia, am Hauptkanal ohnweit dem hohen „Ponte Rialto, dem einzigen in seiner Art, konnte ich aus „meinem Fenster die Schiffe, groß und klein, hinein und „heraus segeln sehen und mich an dem Hin= und Herfliegen „der schlanken, schwarzbedeckten Gondeln ergötzen. Unheimlich „aber war es mir in den düstern, engen Gassen, in denen kein „Rad sich umdreht, kein Laut sich hören läßt, wo, wie in einem „Labyrinth, die Männer in Mäntel gehüllt und die Frauen „mit schwarzem Schleier bedeckt, geistermäßig sich hin und her „bewegen. Aber um so lieber verweilte ich auf den freien Räumen „beim Dogenpalast und auf dem wunderbaren Markusplatze.

„In Venedig hatte ich die Freude, ein halbes Dutzend „Bestellungen zu erhalten, von eben so viel Quincallieri, „welche Tapeten als Nebenartikel hielten, auch traf ich hier „zum ersten Mal auf meiner ganzen Reise tapezierte Zimmer, „sogar in meinem Gasthofe, an!“

Von Venedig schiffte sich unser junger Freund nach Triest ein, trat seine Heimreise über Turin und Genf an, und besuchte dann noch einige andere Schweizerstädte. Seine Mutter war ihm bis Basel entgegengereiset, wie man damals zu sagen pflegte, und am 20. Juni 1792 schloß sie ihren einzigen, lieben Sohn wieder in die Arme. „Ich, sagt Hans, „in blühender Gesundheit, denn rein hatte ich mich erhalten, „Sie, die Gute, etwas leidender als ich sie verlassen, aber „glücklich mich, ihren einzigen Trost wieder zu haben!“

„Mit freudiger Rührung betrat ich unsere ärmliche „Wohnung wieder; nicht verwöhnt durch alle die Herrlich„keiten, die ich bewundert und genossen, meinen kindlichen „Sinn brachte ich unverändert zurück, und das kleine Haus „war mir jetzt um so viel lieber geworden, da ich es sorgen„freier mit meiner theuern Mutter bewohnen konnte! Ich „konnte nun mein Dachstübchen mit einer Stube im ersten „Stocke vertauschen, welche, obschon im hintern Theil des „Hauses und etwas finster, weil man nur durch einen „engen, dunkeln Gang dazu gelangen konnte, dennoch ein „ordentliches Zimmer abgab. Fenster und Thüre wurden „neu hergerichtet; die Wände tapezierte ich selbst, mein Probe„stück (!), das saubere, von der Mutter angezogene Bett, „meine eichene Commode mit dem Aufsatz als Bücherschrank „(die noch aufbewahrt bleibt), mein Piano, ein mit Marmor-

„papier beklebtes Tischchen und vier Strohsessel bildeten „mein Mobiliar, auf das ich mir im Vergleich mit meinem „frühern Logis schon etwas einbilden konnte. Ich verlebte „in diesem Zimmer stille vergnügte Stunden, später besonders, „im täglichen Umgang mit meinem treuen Freund Terne.“ *)

Wenn aber damals ein Bürgerssohn von einer weiten Reise heimkehrte, so war das alle Mal ein bedeutendes Ereigniß unter der gesammten Bürgerschaft, und als Frau Ursula, Hansens Mutter, ihrem Sohne bis Basel entgegenreisete, da sprach man auf allen Bänklein der Stadt von der großen Neuigkeit, besonders freuten sich die Bewohner der Zeughausgasse auf den jungen Nachbarssohn, der ihnen Allen so lieb geworden, den sie aufwachsen gesehen, und dessen Ausbildung sie mit warmer Theilnahme begleitet hatten.

Der Großvater hatte eine wahre Herzensfreude am ersten Besuch des jungen Reisenden und er äußerte gegen den Großpapa: „Es habe ihm ordentlich wohl gethan den vernünftigen, praktischen, jungen Menschen sprechen zu hören, der habe von seinen Reisen mehr Lebensweisheit heimgebracht, als der Weltverbesserer Heinrich mit seinen Schwindeleien.“

Worauf der Großpapa seufzend erwiderte: „Es giebt verschiedene Naturen, lieber Herr Bürgermeister, energische praktische, und schwärmerische träumende. Wir können sie nicht ändern, sondern Gottes Geist muß beide umwandeln und heiligen, damit sie die Aufgabe erfüllen können, wozu der Herr sie geschaffen hat.“

*) Terne hatte Mormann als Hofmeister bei den Söhnen des reichen Fabrikherrn ersetzt.

„Auch für Marie hatte es einen eigenen Zauber, wenn Hans ihr von dem unvergeßlichen Jugendlande erzählte, besonders vom schönen Mailand, von seinem milden, blauen Himmel, den hellen, breiten Straßen und dem prachtvollen Dome. Da fühlte sie sich wieder in die alte Heimath versetzt und wie schöne Traumgestalten zogen die Erinnerungen ihrer Kindheit und die geliebten Gestalten der verklärten Eltern an ihr vorüber.

Hans aber hatte in der Tapetenfabrik alle Hände voll zu thun, man war so zufrieden mit seiner Reise gewesen, daß er im November des besagten zwei und neunziger Jahres eine zweite unternehmen mußte, und zwar nicht nur Italien allein, sondern sogar Spanien sollte der junge Mann bereisen. Darüber sagt er uns wieder folgendes:

„Um diese Zeit fand ein Ereigniß statt, welches Mülhausens Industrie mit einer gewaltsamen Störung bedrohte, „indem unsere Stadt und ihr Gebiet ringsum mit französischen Douanen-Bureaux umzingelt wurde; absichtlich den „Verkehr mit dem Nachbarlande und die Zufuhr von Holz „und Lebensmitteln zu hemmen, und dadurch den Anschluß „des kleinen Freistaates an die große, fränkische Republik zu „erzwingen. Zu befürchten war es, daß diese feindselige „Maßregel auch unserm Geschäft sehr nachtheilig sein werde, „wofern die Aufhebung dieser Sperre, für die sich der „Magistrat eifrig verwendete, nicht erlangt oder wenigstens „Transit nach der Schweiz bewilligt werden sollte. Dieser „Letzte wurde gewährt, und meine Abreise erfolgte am „20. November.“

„Schon hatte der Krieg zwischen Frankreich und allen „Nachbarstaaten, die Schweiz ausgenommen, begonnen. In

„diesem neutralen Lande herrschte Ueberfluß an baarem Gelde, „das durch französische Emigranten dahin gebracht wurde. „Dieser Umstand begünstigte meine Geschäfte, welche im Laufe „der Reise, im mittäglichen Frankreich immer schwieriger „wurden; dort fand ich das Land in Gährung durch die „innern Spaltungen, aufgeregt und gedrängt durch den Un- „werth der Assignaten, welche bereits an 20% gegen baares „Geld verloren hatten. In Italien hingegen, wo ich nun „der Sprache mächtig, an die Lebensweise fast gewöhnt, und „an allen Orten Bekannte und Freunde antraf, hatte ich es „um Vieles leichter. Doch gab es dießmal oft wegen dem „Kriege mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen, weil die „Reisenden im Allgemeinen für Franzosen galten, und diesen „das Reisen ungewöhnlich erschwert wurde. Allein mit Hülfe „meiner Bekannten konnte ich diese Plackereien Alle über- „winden und hatte vielfältigen Genuß, besonders in Livorno, „wo ich einige Wochen auf Briefe warten mußte, und wie „früher in der Familie Ulrich die liebreichste, herzlichste Auf- „nahme fand.

„Von Hause hatte ich Ordre erhalten, mein Glück mit „den Tapeten auch in Spanien zu versuchen und den 16. Juli „1793 schiffte ich mich in Genua ein. Zwei Brigantines „vom spanischen Consul befrachtet, sollten einen Cabinets- „Courier nebst zwei schweizerischen Rekruten überfahren, ich „war gleichfalls als Schweizer an Bord genommen, denn „mein Mülhauser Paß war mein Talisman. Widrige Winde „zwangen uns denselben Abend, im Golfe Spezzia Schutz „zu suchen; dann mußten beide Schiffe ostwärts von Corsika „vorbeisegeln und den Weg durch die Meerenge zwischen jener „Insel und Sardinien nehmen. Hier, durch mehrtägige

„Windstille festgehalten, begrüßten uns zwei Schiffe, das eine „eine Galeere, mit Kanonenschüssen und eine Kugel flog über „meinen Kopf. Die Angreifer konnten französische oder Bar- „baresker Piraten sein. Wir hatten genuesische Flagge, aber des „Couriers wegen auch eine spanisch patentirte. In der Ungewiß- „heit, welche Feinde uns bedrohten, durfte weder die eine noch „die andere aufgezogen werden; die genuesische war den Bar- „baresken verfallen, die spanische aber den Franzosen. Man hielt „Rath; es wurde beschlossen, unsere kleinen Stücke herzurichten, „Pistolen, Säbel und Aexte wurden vertheilt. Die Galeere „näherte sich uns rudernd; nach Verlauf einer Viertelstunde „kam eine Kugel aus einer Batterie Sardiniens geflogen und „streifte das Tauwerk unserer Conserva. Dies öffnete dem „Kapitain die Augen, er ließ die spanische und genuesische „Flagge zugleich aufhissen und zog die Segel ein; es waren „sardinische, als Korsaren bewaffnete Kreuzer, die auf fran- „zösische Kauffahrer lauernd uns als eine sichere Beute an- „gesehen, aber in ihrer Erwartung betrogen, uns mit Ver- „wünschungen weiter fahren ließen. Nach diesem Vorfall „hatten wir noch mit Windstille, Stürmen und endlich mit „Wassermangel zu kämpfen und den 4. August, nach einer „17tägigen Fahrt, betrat ich den ersehnten spanischen Boden.

„Die ersten Besuche in dem schönen, industriellen Barce- „lona zeigten mir, wie wenig Geschäfte ich von der Reise „durch Spanien erwarten durfte. Auch sagte man mir, die „politischen Zustände seien der Art, daß sich ein Fremder im „Innern des Landes, wo jeder Reisende für einen Franzosen „angesehen werde, den größten Gefahren aussetze und rieth „mir, nur die Küstenstädte zu besuchen und so viel möglich „die Fahrten zur See zu machen.

„Aber ich wagte es dennoch von Valencia über Alicante „nach Murcia zu gehen. Auf italienische Art gekleidet, ein Netz „um die Haare, einem breiten Hute und in einen leichten „Mantel gehüllt, kam ich ohne Unfall durch. Die Reise „mußte zu Pferd gemacht werden, öffentliche Fuhrwerke gab „es keine, und die Straßen durch diesen wahrhaft paradiesischen „Landstrich befanden sich im elendesten Zustande, was einen „peinlichen Contrast mit dem unvergleichlichen Reichthum des „Bodens bildete, wo in der üppigsten Fülle nebst Kornfeldern „und Reben, ganze Wälder von Oliven-, Citronen- und „Dattel-Bäumen prangten. Ein solcher Palmenwald, den „ich ohnweit Orihuela durchschritt, bot mir eine so erhabene „Natur-Scene an, daß ich mich nie ohne Rührung und Be- „wunderung daran erinnern kann. In einer unabsehbaren „Ebene bildeten die himmelhohen, schlanken Stämme eine „Säulenhalle, in der die zierlichen Blätter und Aeste ein „dichtes, unbeschreiblich liebliches Gewölbe bildeten, die Kühle „und feierliche Stille, die da herrschte, sowie die spärlichen „Sonnenstrahlen, welche hin und wieder durch die grünen „Wipfel drangen, Alles war mir so neu, so herzerhebend, „daß ich nicht widerstehen konnte, in diesem erhabenen Tempel „der Natur mit meinem Führer Mittagsruhe zu halten, von „Dankgefühlen durchdrungen gegen den allmächtigen Schöpfer „solcher Wunder.

„In Cartagena machte ich ein kleines Geschäft mit deut- „schen Glashändlern, die sich dafür bewarben, mir eine Schiffs- „gelegenheit nach Malaga zu verschaffen, denn von Cartagena „aus war es unmöglich, zu Land weiter zu kommen. Leider „mußte ich mit einer kleinen Barke Vorlieb nehmen, die un- „fern der Küste, ohne Patent, mit Mandeln befrachtet, nur

„von einem Patrone und zwei Matrosen bemannt, die Fahrt „machen sollte. Gegen Abend gelangten wir durch die stun„denlange Bucht auf die offene See. Des herrlichen Wetters „froh, meine Cigarre rauchend, spazierte ich auf der Barke „hin und her, als die drei Schiffsleute, den Rosenkranz in „der Hand, das Ave Marie anstimmten, an dem ich ver„muthlich keinen Antheil zu nehmen schien, obwohl ich mich „andächtig stellte. Hier muß ich bemerken, daß man mir „schon in Barcelona den Rath gegeben, wenn ich zu Land „reise, nie zu verfehlen, mit meinem Führer die Messe zu „besuchen, denn so groß war der Haß gegen die gottlosen „Franzosen, die ihren König gemordet und die heiligen Kirchen „entweiht, daß jeder Reisende, der sich nicht als guter Ka„tholik erweisen konnte, vom Volke gesteinigt wurde. Beim „Ave Maria auf der Barke fehlte mir aber der Rosenkranz. „Dies verdächtigte mich bei den fanatischen Schiffsleuten und „es folgte eine Scene, die eben so sehr von dem barbarischen „Fanatismus der Spanier, als auch von ihrer Redlichkeit „zeigt, ein Charakter, der dem der Italiener ganz entgegen„gesetzt ist. Nach dem Gebet hatten sich die Gesichter meiner „Schiffsleute verfinstert und sie murmelten viel unter einander, „wovon ich nichts verstehen konnte. Ich hatte meinen Mund„vorrath in einem Korb in der kleinen Kajüte liegen, bald „nach Sonnenuntergang wollte ich denselben zum Abendbrod „herausholen, erstaunte aber nicht wenig, als ich ihn leer „fand! und auf meine Frage: Wie das zugegangen? die trockene „Antwort erhielt: „Als Franzose bedürfe ich keines „Essens mehr.“ Vergebens berief ich mich auf meinen „Paß und auf meine deutschen Freunde in Cartagena, als „meine Landsleute, welche die Fahrt für mich bedungen

„hatten und betheuerte, daß ich kein Franzose sei, alle meine „Vorstellungen wurden nur stumm und mit drohenden Ge„berden angehört. Es war mir klar, diese Menschen hatten „einen Anschlag auf mein Leben gefaßt. Ohne Waffen, allein „diesen drei kernhaften Männern gegenüber konnte ich nur „Gottes Beistand erflehen, und gelassen mein Schicksal in „seine Hand legen. Nach langem Hin- und Hergehen, so „fern wie möglich von den beim Steuerruder kauernden „Schiffern, setzte ich mich auf ein Tau nieder. Es war eine „helle Mondnacht und ein frischer Wind schwellte die Segel. „Die Kühle ließ mich empfinden, daß einer meiner Strümpfe „über meinem Fuß herabhing; maschinenmäßig stülpte ich den „Pantalon zurück, um meinen Strumpf an die Unterhose „festzubinden. Der Patron, der sich mir genähert, stutzte, „und ergriff dann plötzlich meine Hand mit dem Ausrufe: „Nein, er ist kein Franzose!" und mich für die mir „zugefügte Unbill um Verzeihung bittend, versicherte er, „„denn kein Franzose trägt Unterhosen!" (ver„muthlich als Anwendung des berüchtigten Sansculotismus). „Er bekannte mir nun, mein Verderben sei beschlossen gewesen, „man wollte mich entweder verhungern lassen oder vor der „Ankunft in Malaga über Bord werfen. Gleich nach dem „Ave Maria habe man meine Victualien in's Meer ge„schleudert, denn sie, die Spanier, hätten nichts davon ge„nießen mögen, jetzt sollte ich aber keinen Mangel leiden, „sagte er, und ließ mir sogleich Brod, Melonen und Wein „bringen. Des andern Tages wurde in Almeria gelandet, „dort ließ mir der Patron frischen Vorrath kaufen, und in „Malaga angelangt, verweigerte er hartnäckig die Annahme des „bedungenen Nolo, als Ersatz für das mir zugefügte Unrecht.

„Die Erzählung meines Abenteuers beim englischen Consul, „an den ich empfohlen war, gab Anlaß zu der Bemerkung: „Wie unklug es von meinen Cartagener Freunden gewesen, „mich einem Fahrzeug anzuvertrauen, das, als innländischer „Küstenfahrer, keinem speciellen Patent unterworfen war. „Man besorgte mir nun meine Ueberfahrt nach Cadix auf „einem Schiffe, wo ich volle Sicherheit hatte. Allein die „kriegerischen Umstände verbitterten mir meinen Aufenthalt „in Malaga, wie nachher in Cadix."

Hans erzählt nun noch, wie er in Cadix angelangt, trotz seinem in Spanien vielfach visirten Mülhauser Paß, dennoch in den Palast des Gobernators geführt, dort in eine Art Kerker eingeschlossen worden, und nur durch die Fürsprache eines Herrn Valmas, dem er empfohlen war und der Caution für ihn geleistet, die Erlaubniß erhalten, 14 Tage in Cadix zu bleiben, aber nicht nach Madrid gehen durfte. Er kehrte endlich nach Barcelona zurück, schiffte sich dort auf einer schwedischen Kriegsfregatte nach Genua ein und traf am 20. Mai 1794, nach einer Abwesenheit von 18 Monaten, „reich an Erfahrungen aber arm an Geschäften," wieder in der Heimath ein.

„Hier fand ich, sagt er weiter, die Geschäfte durch die „Sperre in großer Störung, die Versendungen konnten nur „spärlich, des Nachts durch Contrebande vom neuen Haus „aus bewerkstelligt werden, unsere Magazine in der Stadt „waren mit Waaren angefüllt, und es war hohe Zeit, ernste „Maßregeln zu ergreifen und die Mittel und Wege zu er- „sinnen, um dem Uebelstande, so viel möglich war, abzuhelfen,

„und die seit 7 und 8 Monaten rückständigen Bestellungen „abliefern zu können.“

Wir wollen nun den lieben, jungen Mann während dieser schweren, bösen Zeit seine energische Thätigkeit in der Tapetenfabrik entfalten lassen, und uns wieder zum Großvater und zum Großpapa, zu dem Onkel und der Tante Anthony und zu Heinrich und Marie wenden.

IV.

Der Eisenhof.

„Auf daß wir ein stilles, ruhiges Leben führen mögen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit."
1 Thimotheus 2, 2.

Onkel Anthony und seine Martha, „das glücklichste Ehepaar," wie der Bruder Pfarrer sie nannte, hatten unterdessen friedlich im Eisenladen gehauset. Der Herr hatte die Handlung reichlich gesegnet; Anthony war ein kluger Hausvater und die Tante eine treffliche Haushälterin, und obwohl Beide gerne und reichlich wohlgethan und mitgetheilt, so hatten sie doch beim Ausbruch der Revolution bereits ein schönes Vermögen erworben. Allein Empörung gegen die Obrigkeit und die bestehende Ordnung war dem guten Onkel in tiefster Seele zuwider, und da bei den zunehmenden Wirren, in und außerhalb der Stadt, die Geschäfte immer schwieriger und verwickelter geworden und gar mancher Umweg gebraucht werden mußte, um zum Ziele zu gelangen — ja, da ist es dem redlichen Anthony gegangen, wie einst in der Comödie des Doktor Faustus: „Wo der Böse war, da blieb er nicht!" Wo man den geraden Weg nicht mehr verfolgen, nicht offen handeln und gar manche List gebrauchen

mußte, da rief er entrüstet: „Das ist nicht ehrlich und das thue ich nicht!“ Da half kein Ein- noch Zureden: „Ich habe genug für meine Frau und mich, und mehr wollen, wäre Gott versucht!“ hat er geantwortet, hat seine Eisenhandlung einem jungen Mann übergeben, der eine Nichte der Tante geheirathet, und hat sich in der Dreiköniggasse, in einem großen Garten, ein einfaches, aber damals sehr schönes Haus gebaut, das er den Eisenhof genannt.

Der Eisenhof! O wie ist es dort so traut und heimelig gewesen und wie ist in jenem gesegneten Hause das stille, ruhige Leben geführt worden, das der Herr mitten im Gewühl und Streit der sündigen Welt den Seinen zu bereiten weiß! Der Eisenhof war das Band, welches alle Mitglieder der Familie umschloß und zusammenhielt. Im Eisenhof fanden die Trauernden Trost und die Unglücklichen Hülfe und Rath, und wie Wenige nur hat es die Tante verstanden, sich mit den Fröhlichen zu freuen und mit den Weinenden zu trauern. Der Onkel war als Waisenvogt an des Großvaters Stelle getreten, und die Tante Waisen-Mutter geworden. In unserm kleinen Staate gab es damals keine Waisen-Anstalt, sondern die elternlosen Kinder wurden bei ehrbaren Bürgern in die Kost gegeben, und dort im Familien-Leben erzogen. Und diese Waisen Alle hat die Tante auf dem Herzen getragen, überwacht, und für ihr zeitliches und ewiges Wohl gesorgt, sie ließ das ganze Jahr in ihrem Hause für sie nähen und Alle kleiden. Mit dem Bruder Pfarrer hatte sie auch die Blumen-Liebhaberei gemein, und wie im Pfarrgarten, so blühten auch im Eisenhof die schönsten Rosen, Aurikeln und Nelken.

Der Tante Vater, der fünfzig Jahre Pfarrer in

Illzach gewesen, hat besonders den Landbau gut verstanden und darin in seiner Gemeinde manche Verbesserungen eingeführt, auch Medizin hatte er studiert und von ihm hatte die Tante mehrere Rezepte, besonders gegen Kinderkrankheiten geerbt, die sie bis zu ihrem Tode für die Armen zu bereiten wußte. Auch kleine Hausmittel wußte die liebe Frau viele anzugeben, und wenn man sich unwohl fühlte, so hieß es immer: „Ehe ich zum Doktor gehe, will ich doch zuerst die Tante im Eisenhof fragen.“

Die gute Großmutter war gestorben, kindlich und friedlich wie sie gelebt, und in den Umwälzungen und Gefahren jener schweren Zeit, und bei zunehmenden Altersbeschwerden ist es dem Großvater in seinem einsamen Hause, das Marie als Heinrichs Braut ja auch bald verlassen sollte, unheimlich geworden. Er hat sein Haus verkauft und ist in den hellen sonnigen Eisenhof gezogen, wo ihn Tante mit treuer Sorgfalt gepflegt, und wo er sich 'ganz wohl befand, da die Tante von jeher sein Liebling gewesen, sie auch keine Kinder hatte, und es in ihrem Hause so still und so ruhig war.

Den dritten Hornung 1793 wurde der Eisenhof durch die Feier der silbernen Hochzeit eingeweiht. Nach damaliger Sitte hatte der Onkel, wie der Großvater zur goldenen Hochzeit, sich und seine Martha zur silbernen in Oel und in Lebensgröße malen lassen. Die Bilder hingen bis zu ihrem Tode in der Wohnstube, als Kind habe ich sie oft bewundert und als ich die Tante, die ich nicht jung gesehen, ein Mal gefragt: „Warum sie denn so schön gewesen und es jetzt nicht mehr sei?“ da hat sie mir lächelnd mit dem alten Liederverse geantwortet:

„Alle Menschen müssen sterben,
„Alles Fleisch verdorrt wie Heu!"

Und jetzt, da die lieben Bilder durch ein theures Vermächtniß in meine stille Klause gekommen, und ihr Anblick mich erfrischt, wie lieblicher Veilchenduft aus dem Kinder-Paradiese, denke ich oft an die Worte der guten, unvergeßlichen Tante, und mir ist als sage mir der freundlich lächelnde Mund wie damals wieder:

„Dieser Leib, er muß verwesen,
„Wenn er anders soll genesen,
„Zu der großen Herrlichkeit,
„Die den Frommen ist bereit."

Jeden dritten Hornung hielten die beiden Eheleute eine feierliche Morgenandacht miteinander; dann setzte sich die Tante an's Clavier und spielte den Choral: „Wie schön leucht't uns der Morgenstern," und es war rührend, wie noch im späten Alter der Onkel nach dem Gesang seine bräutliche Martha umarmt, und ihr mit innigem Gefühl die Worte wiederholt, die Vater Claudius für seine Rebekka geschrieben hat:

„Ich danke Dir, mein Glück, mein Trost in diesem Leben;
„Ich war wohl klug, als ich Dich fand,
„Doch ich fand nicht, Gott hat Dich mir gegeben,
„So segnet keine andere Hand!"

Der Bruder Pfarrer aber hat jedes Mal die Geschwister mit einem Gedichte, ja manchmal mit recht launigen Knittelversen erfreut, und zur silbernen Hochzeit das Folgende gedichtet:

„Als ich meiner lieben Schwester, Frau Martha Dollfus, am Jubelfeste ihrer 25jährigen Verbindung mit meinem Bruder Anton Spörlin, einen kleinen Strauß anzubieten das unaussprechliche Vergnügen hatte."

„Verschmähe, Theuerste, nicht die ganz geringe Gabe,
„Womit des Bruders Hand heut Deinen Busen schmückt
„Ein kleiner, bunter Strauß! Zwar meine ganze Habe
„In dieser Jahreszeit. Doch wär es mir geglückt
„Die Blumen alle auszuhecken,
„Die noch in kleinen Knospen stecken,
„Und die ich doch recht väterlich gepflegt
„Und gegen die Gewalt des Frostes zugedeckt —

„Du müßtest ganz in Blumen stehen!
„Doch was zu thun? Nicht Alles glücket,
„Was man sich wünscht und was sich schicket,
„Sonst würdest Du jetzt um Dich seh'n
„Was Dir noch fehlt und was allein,
„An diesem frohen Jubelfeste,
„Für Dich und Deine trauten Gäste
„Zu wünschen könnte übrig sein.

„Doch sollten die mit Mutter-Treue Du pflegest um Dich steh'n,
„Wir würden Dich im stolzen Kreise zahlloser Kinder seh'n!

„Und einst, wenn wir in beff'ren Zeiten —
„Gott geb's! — der goldenen Hochzeit Freuden,
„Mit kahlem Haupt, auf schwachen Füßen,
„Doch muntern Sinnes noch genießen,
„Wer zählt dann Deiner Kinder Schaar,
„Die Deine warme Menschenliebe
„Aus freier Wahl und eigenem Triebe
„Dir täglich schuf und neu gebar?

„Mir sei's vergönnt in ihrem Namen des Dankes Zähre Dir zu weih'n,
„Und Jeder, der Dich kennt und liebet, stimmt sicher heute mit mir ein:
„Der Strauß, den Du Dir selbst gewunden, wird nicht wie Blumen schnell vergeh'n,
„Mit ihm geschmückt, wirst Du voll Ehren einst an des Ew'gen Throne steh'n!"

Schrieb's, den 3. Hornung 1793,

Bruder Johannes Spörlin, Pfarrer.

V.

Des Großpapa's Haus.

„Es muß also geh'n."
Matth. 26, 54.

Die Schreckenszeit war losgebrochen; im Januar 1793 blutete der unglückliche König Ludwig der XVI. unter der Guillotine, ihm folgten die Königin, Madame Elisabeth und viele Andere, und bald kam die Reihe auch an die Girondins und an Heinrichs Freundin, Madame Roland. Robespierre und die Jakobiner beherrschten und unterdrückten die Convention Nationale, und die wilden, entfesselten Leidenschaften tobten mit furchtbarer Gewalt in dem armen, schönen Frankreich!

Als Roland, dem es gelungen nach Rouen zu flüchten, wo er sich verborgen hielt, den heldenmüthigen Tod seiner Frau erfahren, verließ er in der Nacht sein Asyl und am andern Morgen fand man ihn mit durchbohrtem Herzen an einen Baum gelehnt, er hatte sich selbst entleibt. Dieses Alles wirkte niederschmetternd auf unsern armen Heinrich — auch sein Leben stund in Gefahr, doch gelang es ihm aus

Paris zu entweichen; aber auf die heftigen Erschütterungen folgte gänzliche Abspannung, und er kam krank und erschöpft ins väterliche Haus zurück. Das war also die Frucht all' seiner Arbeit und all' seines Bestrebens, das der Ausgang des Kampfes, den er vier Jahre lang mit seinen politischen Freunden gekämpft! Der schöne Freiheitstraum war zerronnen und Alles und Alle dahin!

Daheim fand er ebenfalls Alles zerrissen und aufgeregt; die Stadt gänzlich abgesperrt, mit Zollstöcken umringt, vom Hunger bedroht und Handel und Wandel gehemmt. Der Großpapa war in der Schweiz, um beim französischen Gesandten Barthélémy und bei der Tagsatzung Transit für Lebensmittel und Hülfe für die bedrängte Stadt zu erlangen — und Marie?

„Marie, liebes Kind, sagte Tante Anthony zu ihr, täusche Dich nicht, und gieb Dich keiner falschen Hoffnung hin. Heinrich gefällt mir nicht, er hat Fieber und einen bösen Husten. Ich fürchte, er hat wie seine Schwester, die Tante Pfarrerin, die Auszehrung von seiner Mutter geerbt."

Was Marie dazu gesagt, und was sie dabei empfunden, das finden wir in dem Briefe ausgedrückt, den sie dem Großpapa nach Zürich geschrieben:

„Lieber, guter Großpapa!

„Du bist frei, liebes Kind, völlig frei!" mit diesen Worten schließen Sie Ihren letzten, lieben Brief, der mich tief ergriffen und zu Thränen gerühret hat. „Du bist frei, ganz frei, Marie, denn ich kann keinen Anspruch auf Lebensglück mehr haben, und bald werden alle meine Hoffnungen mit mir begraben sein!" sagte mir Cousin Heinrich, indem

er mir zum Willkomm die brennend heiße Hand gereicht. Aber ihr lieben Leute, Vater und Sohn, habt Ihr denn vergessen, daß der Liebe Band stärker ist als Schmerz und Tod? Ja, ich bin frei, Niemand bedarf meiner mehr, die gute Großmutter ist eingegangen zur ewigen Ruhe; und der Großvater ist bei der herzigen Tante im Eisenhof so gut verpflegt und so wohl aufgehoben, daß ich neben der trefflichen Hausfrau eine vollkommene Null für ihn geworden bin.

In Ihrem Hause aber, lieber Großpapa, ist jetzt der arme Heinrich, krank an Leib und Seele, einsam und verlassen, und die alte Dorothe versteht wohl seinen Leib zu pflegen, aber nicht sein wundes, tief erschüttertes Gemüth zu trösten und aufzurichten. Und auch Sie, lieber Großpapa, sind alt und kränkelnd, und bei Ihrer schweren Aufgabe und dem dunkeln umwölkten Himmel über Ihrem Hause und über unsrer guten Stadt, thut Ihnen Kindes-Liebe und kindliche Pflege Noth, und so lassen Sie mich denn zu Ihnen in Ihr Haus ziehen, und Ihre Tochter und Heinrichs treue Schwester sein bis zum letzten Athemzuge! Was die Zukunft bringen und was Gott über uns verhängen wird? Ich weiß es nicht, aber das fühle ich klar, es ist Gottes Hand, die mich so fest und innig mit Euch verbunden hat und ich muß Euch lieben, für Euch leben, Euch helfen und trösten, so viel in meinen Kräften steht! Sagen Sie nicht Nein, lieber Großpapa, Sie dürfen es nicht thun. Als ich der Tante Anthony meinen Entschluß gesagt, hat sie mich mit den Worten: „Gott segne Dich, Marie!“ in ihre mütterlichen Arme geschlossen. Der Großvater sagte wohl: „Er hätte es anders für mich

gehofft und gewünscht, aber er hat doch meinen Entschluß gebilligt und mir seinen Segen dazu gegeben.

Tante Anthony und Dorothe haben den Cousin Heinrich recht bequem im Saale eingerichtet, wo er in's Grüne sieht und mehr Licht und Sonne hat, als in seinem finstern Zimmer. Ach, er ist nicht mehr zu erkennen, einsilbig, in sich gekehrt und einem finstern Trübsinn verfallen; der Winter ist vor der Thür und wir dürfen ihn in den langen Abenden nicht so allein lassen. Gestern bin ich mit der Tante den ganzen Abend mit der Arbeit bei ihm gesessen, und er ist nach und nach wieder ganz gemüthlich, ja auf Augenblicke sogar heiter geworden. Als wir fortgegangen, hat er uns die Hände genommen und in seiner herzgewinnenden Weise gesagt: O Dank, daß Ihr gekommen seid, es ist mir wieder wohl geworden in Eurer lieben Nähe!

Die Freude der guten Dorothe hätten Sie sehen sollen, als ihr die Tante gesagt, ich würde zu Ihnen ziehen, und sie solle das Gaststübchen für mich einrichten: „O, Gott Lob und Dank, rief die treue Seele, daß wir Jungfer Marie zur Hülfe bekommen, denn es wartet Schweres auf unsern alten Herrn, die Frau Pfarrerin geht nicht gut, und der junge Herr ist kränker als wir Alle meinen."

Ach, ja, lieber Großpapa, Heinrich ist leider sehr krank, und die Tante Pfarrerin auch, aber sie hat Frieden, denn, wie sie gestern sagte: „Christus ist ihr Leben und Sterben ein Gewinn!" Und Heinrich? Noch wagte ich nicht diese Saite zu berühren, aber Madame Roland, so hoch sie auch stund, hat ihm in dieser Hinsicht doch viel geschadet. Nun, Gott sei Dank, daß Sie künftige Woche wieder kommen, lieber Großpapa, ich

ziehe dann mit meinen sieben Sachen in das traute Stübchen in ihrem Hause, und unserer vereinten Liebe wird es ja gelingen, Glauben und Frieden für unsere armen Kranken zu erbeten. Wir können es ihm nicht geben, aber Gott sind alle Dinge möglich und er kann ja auch Heinrich wieder gesund machen, wenn es sein heiliger Wille ist. — Ach, Großpapa, es wäre so schön, wenn er wieder genesen könne! und Gott ist so gnädig und barmherzig, daß ich nicht alle Hoffnung aufgeben kann. Sollte aber auch das Schwerste auf uns warten: „Wenn der Herr tragen hilft, so wird auch das Schwere leicht", hat mir die gute Frau Lavater gesagt.

„Grüßen Sie alle meine lieben Verwandten; mein kurzer Aufenthalt in Zürich nach der Großmutter Tode, und besonders die Bekanntschaft der Familie Lavater ist mir zum großen Segen geworden."

„Leben Sie wohl, mein lieber, theurer Großpapa, Gott befohlen und auf baldiges Wiedersehen, — ich bin und bleibe

Ihre treue, liebende Tochter

Marie."

Marie brachte ein neues frisches Leben in das einsame ausgestorbene Haus, und wenn der gute Großpapa todmüde von den endlosen Unterhandlungen auf der Kanzlei heimgekommen, da hat ihm Mariens heiteres, jugendliches Walten unendlich wohl gethan. Kehrte er aber nach einer längern Abwesenheit, von einer Reise aus der Schweiz zurück, da sprang ihm Marie so freudig entgegen, fiel ihm so kindlich liebend um den Hals, daß der alte Mann ordentlich ver-

jüngt mit seinem Herzenskinde wurde, und sie nur: „Die Blume seines Alters“ nannte.

Wenn sie aber die Blume und der Trost des alten Vaters gewesen, so war ihre Gegenwart die Lebenssonne des kranken Sohnes. Sie wußte ihn so sanft und sinnig zu pflegen, mit so viel zartfühlender Liebe zu umgeben, und den gebeugten Muth mit so herzlichen Worten aufzurichten, daß sein wundes Herz nach und nach zu heilen, ja wieder zu hoffen begann. Nach seinen langen heimathlosen Reisen, und den Schreckenstagen in Paris, that ihm das stille, gemüthliche Familienleben so wohl; die Ruhe, die ihn umgab, beschwichtigte sein aufgeregtes Gemüth und wirkte wohlthuend auf seinen kranken Körper zurück. Er konnte es sich selbst nicht erklären, aber trotz seiner großen Schwäche und dem immerwährenden Husten hatte er sich noch nie so glücklich gefühlt, und in dieser Stimmung war er ungemein liebenswürdig und voll Dank und Liebe gegen Marie.

„Ach, Großpapa, sagte sie eines Tages, wenn es nur immer so bliebe! Wir sind jetzt so friedlich beisammen — aber die Zukunft macht mir bange.“

„An einem schönen Sommerabend freuen wir uns der erquickenden Kühle, obschon wir wissen, daß wir am folgenden Tage „des Tages Last und Hitze“ wieder tragen müssen, erwiderte der Großpapa. Und so laß uns jetzt, liebe Marie, diese stille Ruhezeit dankbar aus Gottes Hand annehmen; und wenn die bösen Tage kommen, so wird der Herr uns Kraft verleihen.“

„Aber, Großpapa, kann denn Heinrich nicht wieder gesund werden? ach, ich sehe wohl, er hofft und wünscht es jetzt so sehr.“

„Wie Gott will, liebes Kind, um Eines wollen wir ihn bitten, daß unser lieber Kranker und wir Alle selig sterben mögen, dann kann uns der Tod nicht scheiden und wir finden uns Alle wieder daheim bei dem Herrn!“

Marie brach in Thränen aus, dann sagte sie mit einem tiefen Seufzer: „O, warum läßt mich denn dieser Trost so kalt? Warum möchte ich lieber an Heinrichs Hand durch dieses Leben gehen, und warum kann ich mich nicht auf das ewige Wiedersehen freuen?“

Der Großpapa faßte tröstend die Weinende bei der Hand und sprach mit bewegter Stimme: „Mein gutes Kind, wir wandeln hier im Glauben und der ist leider schwach, darum müssen wir Alle beten: „Ich glaube, lieber Herr, hilf meinem Unglauben!“ Und Er thut es so gerne und wird auch Dir die Gnade schenken, das Herz über das Irdische hinweg, zum himmlischen, unsichtbaren Vaterlande erheben zu können.“

Bald nachher, im Frühling 1794, starb des Großpapas geliebte Tochter, die Tante Pfarrerin, an der Auszehrung. Monate lang hatte sie ihren nahen Tod vorausgesehen und ihn mit christlicher Ergebung, ja mit seltener Sterbensfreudigkeit erwartet. Sie hatte Heinrich als neugebornes Kind aus den Armen der sterbenden Mutter empfangen, ihn mit besonderer Liebe umfaßt und er war von Jugend auf das Kind ihrer Sorge und stillen Fürbitte gewesen. Als er krank von Paris zurückgekommen, verlangte sie, daß er sie besuchen sollte, so oft es seine Kräfte und die Witterung gestatten würden. Er that es willig und ist jedes Mal, zwar traurig und nachdenkend, aber doch auch ergebener und milder von ihr gekommen. Besonders tief hat ihn

das letzte Abendmahl ergriffen, welches die Sterbende aus den Händen ihres tief gebeugten Gatten empfangen, und an dem alle ihre Lieben, auch der alte Großvater und der Großpapa Theil genommen. Der kranke Heinrich stund auch um das stille, selige Sterbebette, obschon er das heilige Mahl nicht mit genießen wollte, das ihm ja schon längst nur ein leeres Ceremoniel geschienen; aber ohne daß er wußte wie und warum, nahte auch er sich unwillkürlich dem Sakramente, und aß von dem Brode und trank aus dem gesegneten Kelche — und das Gebet der treuen Schwester, des frommen Vaters und der liebenden Braut ward erhört, und wie einst der Lydia, so hatte der Herr in diesem feierlichen Augenblicke auch unserm Heinrich das Herz aufgethan!

Zu Aller Freude und Verwunderung schien aber Heinrich im Frühling wirklich besser zu werden und neu aufzuleben, er konnte sogar wieder arbeiten und seinem guten, durch der theuern Tochter Tod tief betrübten Vater eine schwere Last abnehmen, indem er für ihn einen Theil der Schreibereien auf der Kanzlei, und die Briefe nach Paris und der Schweiz besorgte. Was sonst in seinem innern Leben sich bewegte, darüber sprach er sich nicht aus; aber Marie verstand ihn ohne Worte, sie fühlte, daß ein anderer Geist ihn beseelte, und mit dieser Ueberzeugung kam ein stiller Friede über sie; auch in Heinrichs Herzen erwachte mit den Kräften die freundliche Hoffnung wieder, und die Beiden wurden so heiter und gemüthlich bei einander, daß die alte Dorothe meinte: „Zwischen diesen Kindern müsse der Herr Stadtschreiber nothwendig getröstet und wieder glücklich sein!" Doch seufzte auch die treue Dienerin: „Ach, wenn es nur

immer so bliebe!“ denn der Herr Doktor hatte ihr gesagt: Dieses Bessersein ändert nichts an der Krankheit und ist vorübergehend. Die Lungen sind angegriffen und der junge Mann wird früher oder später an der Auszehrung sterben, wie seine Mutter und Schwester daran gestorben sind.“ Nun in Gottes Namen, denn, einmal müssen wir ja Alle sterben, und wenn ihn nur der alte Herr nicht überlebt, und die liebe Jungfer Marie bei uns im Hause bleibt, so müssen wir zufrieden sein.“

Heinrich hatte aus seines Vaters Bibliothek zwei große in-Folio-Bibeln genommen, eine deutsche mit Luthers Erklärungen und eine lateinische und „saß oft Stunden lang darüber“, hatte Dorothe Marien hinterbracht; und als Marie eines Abends das zwölfte Capitel im Evangelium Johannes gelesen, und Heinrich droben im Saale mit großen Schritten auf- und abgehen und fast ununterbrochen husten hörte, da hat sie wehmüthig aber mit inniger Ergebung gesprochen: „Ja, es muß also gehen!“ Das Waizenkorn muß ersterben, sonst kann es keine Frucht bringen und wir müssen unser irdisches Leben verlieren, um das ewige zu gewinnen.“

VI.

Hans und Elisabeth.

„Und er gewann sie lieb."
1 Moses 24, 67.

Wir haben unsern Hans in voller Thätigkeit in der Tapetenfabrik verlassen, und finden ihn nun wieder unter einem andern Chef und einer neuen Firma, in demselben Geschäfte interessirt und mit einem Gehalt, das alle seine Hoffnungen übersteigt. Er sagt uns darüber Folgendes:

„In meiner jetzigen günstigen Lage und dem verlängerten „Aufenthalt in der Heimath konnte ich nun neben der Be„sorgung der Geschäfte unseres Hauses auch gesellschaftlichen „Umgang pflegen. Einem Freunde schloß ich mich be„sonders an. Es war der junge Theologe Terne aus „Freiberg in Sachsen gebürtig, welcher den Söhnen des „Hrn. J. D. als Erzieher vorstand. Er wurde bald mein „vertrautester Freund, und das Band der Liebe, das uns „umschloß, lebt nach einem halben Jahrhundert noch so „lebhaft wie damals in unsern Herzen fort, obgleich dieser „Freund als Pastor in seinem Vaterlande mir nur durch „seine Briefe nahe bleibt.

„Mit Terne verlebte ich bei Pfarrer Mäder viele ge-
„nußreiche Stunden. Eine neue Aera meines Lebens be-
„gann nunmehr. Zeuge von einem beneidenswerthen, häus-
„lichen Glück, gab ich manchmal in meinem Herzen der
„Sehnsucht Raum, auch eines solchen Glückes theilhaftig
„zu werden. Zuerst aber, und ehe ich im Ernst daran
„denken konnte, mich um eine Lebensgefährtin zu bewerben,
„mußte ein lang genährter Wunsch und eine heilige Kindes-
„Pflicht erfüllt werden; die Gläubiger meines Vaters mußten
„befriedigt, seine Ehre wieder hergestellt sein und die tief-
„gekränkte Mutter mußte den Trost erhalten, fortan allen
„Menschen ohne Scheu begegnen zu können."

Durch seine rastlose Thätigkeit und mit Gottes Hülfe konnte der wackere junge Mann bald diese heilige Schuld bezahlen und nun sagt er wieder: „vermochte ich nicht
„länger dem Drange meines Herzens zu widerstehen, und
„wagte es, dem Vater meiner Auserwählten meine Absicht
„auf seine Tochter Elisabeth zu eröffnen!"

Diese Elisabeth, oder Lise wie man sie nannte, war eine Enkelin des Großvaters und die älteste Tochter des Pfarrers Johannes. Unter allen Blumen, die er gepflegt und groß gezogen, war sie die schönste und Lieblichste geworden, und nach dem Tode ihrer zweiten Mutter ist sie die Seele des Pfarrhauses, und der Trost und die Freude des schwer geprüften Vaters gewesen, an dem sie mit inniger Liebe und Verehrung hing: „Ich hatte sie, sagt Hans, bei Pfarrer
„Mäder, von einer Seite kennen gelernt, die mich unauf-
„löslich an die edle Seele fesselte. In ihrem Besitze er-
„kannte ich die höchste Stufe meines Glückes auf Erden.

„Schon längst hatte ich gesucht mit ihrem Vater, dem wür-
„digen Pfarrer Spörlin, bekannt zu werden; täglich
„mußte ich ja ein halbes Dutzend Mal an seinem Hause
„vorbei. Ich bat ihn, mir aus seiner Bibliothek Bücher zu
„leihen, diese wechselte ich oft und konnte zuletzt bemerken,
„daß ich seine Achtung gewonnen. Am 20. November
„1795 übergab ich ihm einen Brief an die geliebte Tochter,
„in welchem ich ohne Hehl Gutes und Arges, was ich von
„mir selbst hielt, nebst dem, was ich ihr sein wollte, aus-
„sprach. Ich wagte es um eine Antwort, ehe ich reisen
„sollte, zu bitten. Allein in Ungewißheit über mein Loos,
„mußte ich den 6. Dezember abreisen — mit schwerem Herzen,
„Gott weiß es!"

Ein ehrlicher Antrag ist doch wenigstens immer einer ehrlichen Antwort werth, sagte der Großvater zur Tante Anthony. Warum thut denn Lise so zimpern und läßt den armen, jungen Mann ohne Antwort abreisen. Er ist ein tüchtiger Mensch, rechtschaffen und brav, und der Pfarrer sagte mir gestern, daß er durchaus nichts gegen diese Heirath einzuwenden habe.

„Lise meint, sie könne nicht heirathen."

„Und warum denn nicht, wenn's beliebt?"

„Weil ihr Vater und ihre Geschwister sie jetzt so nöthig haben, will Lise daheim bleiben, die Mutter ersetzen und dem jungen Mann, der ihr sonst recht gut gefällt, lieber entsagen."

„Entsagen! das sind so überspannte, neumodische Ideen, Frau Tochter, auf die ich nicht viel gebe. Lise muß ver-

nünftig werden, und sich besser besinnen, denn wir haben genug an einem Roman in der Familie!"

Der fragende Blick in den schönen, ausdrucksvollen Augen der Tante mochte wohl sagen: „Was für ein Roman?" denn der Großvater fuhr ärgerlich fort: „Nun, ich meine die lange Geschichte mit Marie und dem armen Heinrich, die kein Ende nimmt. Marie muß ihr ganzes Jugendleben da aufopfern und am Ende eine alte Jungfer bleiben. — Der Großvater konnte aber die alten Jungfern nicht leiden und wollte keine in der Familie haben und doch sind wir in der letzten Zeit unsere drei gewesen!

„Nun, erwiderte die Tante, Marie thut ihre Pflicht willig und gerne, und wenn sie auch eine alte Jungfer bleiben sollte, so kann sie deßwegen doch selig sterben. Lise will auch treu ihre Kindespflicht erfüllen und ich kann ihr nicht Unrecht geben, denn wenn sie das väterliche Haus verläßt, so sind ihre Geschwister Salomele und Michel, und besonders ihr guter Vater sehr zu beklagen."

„Der Pfarrer muß wieder heirathen."

„Zum dritten Male, Herr Vater!"

„Und warum denn nicht, Frau Tochter? Wir sind nun einmal Menschen von Fleisch und Blut, und können nicht mit den seligen Geistern leben. So lange Lise daheim ist, denkt ihr Vater gewiß nicht ans Heirathen, geht sie aber fort, so ist er sozusagen gezwungen es wieder zu thun und wer weiß, ob er nicht tief im Herzen sich gerne dazu gezwungen sieht? Er ist ja noch in seinen besten Jahren, kaum 49 alt, und wie gesagt, auch bei seinem geistlichen Amte doch nur ein Mensch und kein Engel, Frau Tochter."

Die Tante schwieg stille, denn sie mochte wohl denken,

daß der Großvater die Wahrheit gesagt; aber sie ist auch jetzt wieder des Bruder Pfarrers Vertraute, sein Trost und seine Hülfe gewesen, und während Hans in der weiten Welt herumgereiset, hat sie daheim seiner und seines Herzens Wunsch nicht vergessen und treu über seine Zukunft gewacht.

Von seiner dritten Reise nach Italien, die Hans mit so schwerem Herzen angetreten, will ich noch folgenden Auszug geben: „Diesmal sollte die Reise mit Turin beginnen, gute „Bestellungen erwarteten mich dort. Ich hatte Eile dahin „zu kommen, aber ach! schon wieder kamen mir die kriege„rischen Umstände in die Quere, die mich schon oft belästigt „hatten und mir auch jetzt wieder ein arges Hinderniß „bereiteten.

„Mühsam überstieg ich den mit tiefem Schnee bedeckten „Paß über den großen St. Bernhard, so mühsam war der „Ritt, daß unsere Caravane, obschon am frühen Morgen „von Martinak aufgebrochen, das Hospicium doch erst bei „der Nacht erreichte. Am folgenden Morgen in Aosta an„gelangt, dachte ich sogleich nach Turin abzureisen, aber der „Gouverneur, der meinen Paß visiren sollte, war andern „Sinnes, in barschem Tone befahl er: „Ich müsse über den „Berg zurück, denn ohne das Visa des sardinischen Ge„sandten in Bern könne kein Schweizer die Staaten seiner „Majestät betreten. Dem Postmeister war zugleich Ordre „gegeben, mich ohne weitere Umstände zurück zu spediren. „Vergebens bat ich um die Erlaubniß, mir einen Paß „aus Turin, wo ich Freunde hätte, die für mich gut „sprechen würden, zu verschreiben. Der Gouverneur blieb „unerbittlich; aber der Posthalter war mitleidiger, er rieth

„mir: Bis St. Remy an den Fuß des Berges zurückzu„gehen; dort könne ich bei einem seiner Freunde mich ver„borgen halten, und unterdessen wolle er im Geheimen „einen Brief von mir nach Turin befördern. Damit aber „der Gouverneur keinen Argwohn schöpfe, müsse ich meine „Effekten auch mit nach St. Remy nehmen."

„In einer düstern Kammer harrte ich in diesem elenden „Dörfchen, vier lange, lange Tage auf die Rückkehr meines „Boten. Stumm, in einen Mantel gehüllt, armselig ge„nährt, und des Nachts auf hartem Boden schlafend, brachte „ich diese Zeit ganz als Gefangener zu. Ich jauchzte laut „auf, als mir die Depesche zukam, und triumphirend ver„langte ich nun in Aosta das Visa des Gouverneurs, der „nicht wenig betroffen schien, mich jetzt mit einem Paß aus „der Staatskanzlei versehen, wieder vor sich zu erblicken!"

„Diese, meine letzte Geschäftsreise durch Italien, wo „ich an allen Orten wie zu Hause war und überall Freunde „hatte, ging übrigens nach Wunsch von Statten. Zu Haus „wachte mein treuer Freund Terne über meine Herzens„Angelegenheit, er schrieb mir oft, man gedenke meiner „in der Familie der Geliebten mit vieler Theilnahme; im „Eisenhof, wo er oft hinkam, erkundige man sich jedesmal „nach mir und finde Wohlgefallen an seiner Erzählung von „meiner Reise. Diese Berichte machten mir meine lange „Abwesenheit und Ungewißheit erträglich."

„Mein Aufenthalt in Livorno wurde mir zu einem so „schönen Feste, an welches ich mich stets mit dem größten „Vergnügen erinnere, und auch jetzt mit wahrer Lust die „lieblichen Tage, die ich dort verlebte, wieder erzähle: Mit „meinem Vetturino bei der gewohnten Herberge (ganz nahe

„bei Ulrichs Wohnung) angelangt, fand es sich, daß alle „Zimmer besetzt waren; man empfahl mir einen Gasthof, „der mir nicht zusagte, ich ließ den Wagen stehen, um mich „bei meinem Freunde Ulrich zu berathen. Dieser, ohne mir „zu antworten, schickte nach meinem Vetturino, und das Gast„zimmer, das ich selbst tapeziert hatte, wurde mir freund„lich zur Herberge angewiesen. Eine volle Woche genoß ich „den vertraulichen Umgang dieser lieben gastfreundlichen Fa„milie. Der geistreichen, wohlwollenden Freundin blieb meine „Liebe für Lise nicht lange ein Geheimniß, und täglich gab „dies Anlaß zu den muntersten Scherzen, denen am Abend „vor meiner Abreise noch die Krone aufgesetzt wurde."

„Ein kleiner Kreis von Verwandten und Bekannten ver„sammelte sich fast jeden Abend bei Ulrichs; ich hatte Alle „kennen gelernt, diesen Abend sollten sie da speisen. Ein nie „gesehener Gast saß neben mir bei Tische; das Gespräch „wurde munter und belebt, die schelmische Signora Jenny „(Frau Ulrich) flüsterte mir ins Ohr: mein Nachbar sei „ein guter Musikus, ich solle ihn ersuchen zu singen. Eine „Mandoline wurde herbeigebracht; der Gast erhob sich und „in freien, schön gereimten Versen entfloß dem schnell be„geisterten Munde eine Erzählung von einem jungen Reisenden, „der eine Menge toller Streiche ausgeführt, die seltsamsten „Abenteuer erlebt, zuletzt aber durch eine verfehlte Liebschaft „zur Verzweiflung gebracht, und endlich durch eine uner„wartet gute Botschaft glücklich das Ziel seines Herzens„wunsches bei einem Freunde erreichte. — Eine gute Weile „gewahrte ich nicht, daß der Spaß auf mich gemünzet, und „daß es ein Improvisator war, der die Aufgabe erhalten, „die Gesellschaft auf Unkosten meiner Person zu unterhalten.

„Der geschickte Maestro hatte die Scene so glücklich und „so geistreich ausgeführt, daß ich zuletzt vor Freude und „Ueberraschung außer mir, meine liebe, boshafte Freundin „Jenny geradezu umarmte! was zu neuen Scherzen Anlaß „gab, unter denen die Gesellschaft bis zum frühen Morgen „beisammen blieb und dann fröhlich von einander schied.

„Am 10. April 1796 erreichte ich glücklich die geliebte „Heimath wieder, nachdem ich von Venedig aus noch einen „Ausflug über München, Regensburg und Frankfurt ge„macht.

„Ich hatte befriedigende Bestellungen erhalten und unser „Geschäft wäre in gutem Gange gewesen; allein bei der „Sperre und den immer schärfern Maßregeln, welche die „Douanes-Administration gegen uns verordnete, sahen wir „voraus, daß die Versendung unserer Waare geradezu un„möglich sein würde; überdieß war keine Aussicht, daß sich „die kritische Lage unserer Stadt bald verbessern werde und „so wurde beschlossen, das ganze Etablissement auf franzö„sischen Boden zu verlegen. Die Comenthurei in Rixheim „wurde summissionirt, und sobald sie von der Regierung „an uns abgetreten sein würde, sollte die Fabrik dort in „Thätigkeit treten.“

„Daß ich bei meiner Heimkehr über den Geschäfts„Angelegenheiten die wichtigste, die meines Herzens, nicht „versäumte, versteht sich von selbst.

„Pfarrer Spörlin war ein großer Blumist, seine „Sammlung Aurikeln und Nelken hatte in Mülhausen ihres „Gleichen nicht. Bei meinen vorjährigen Besuchen kam „diese Liebhaberei mitunter auch zur Sprache, und ich er„fuhr, daß er einige Citronenstämmchen zu besitzen wünsche.

„Ehe ich Italien verließ, verschaffte ich mir ein halbes „Dutzend, nebst den Früchten, die sie bringen sollten; sie „machten Freude und dieses kleine Geschenk, das ich mit „einer Tabaksdose vom Lava des Vesuvs begleitet, gab mir „neuen, gütigen Zutritt nicht nur im Hause der Geliebten, „sondern auch im Eisenhof, wo der Großvater beim Sohn „Anthony wohnte und wo Vater Spörlin sich mit seinen „Kindern jeden Abend einfand. Mit Terne brachte auch ich „viele Abende dort zu, wir spielten Clavier und mit seiner „schönen Stimme sang Terne muntere Lieder, an denen sich „die Gesellschaft, und besonders der alte, ehrwürdige Groß„vater ergötzten. Diese Harmonien wiederhallten in Elisabeth's „Gemüth, und weil der freundliche Familienkreis seinerseits „mir sein Wohlgefallen bezeugte, so unterlag es keinem „Zweifel mehr, daß das ernste Ja, welches man im fro„stigen Wintermonat nicht auszusprechen wagte, mir jetzt „im wonnigen Lenz mit Liebe zugedacht sei und daß Elisabeth „bereit war, mich damit zu beglücken, wenn ich sie wieder „darum bitten würde. Den 16. Juni 1796 in des Vaters „Garten an der Sinne, knüpfte sich unter seinem Segen „das Band, welches durch gegenseitige Achtung, Vertrauen „und innige Liebe unsere Seelen bindet!

„Selige Tage verfloßen uns nunmehr bis zum achten „August, dem Tage der Trauung. Vater Spörlin „segnete in der Stephanskirche die Ehe der guten, geliebten „Tochter mit rührender Rede ein. Der Feier wohnten viele „theilnehmende Verwandte und Freunde bei, und ihr Gebet „begleitete das junge Paar.

„Der greise Großvater hatte im Eisenhof das Festmahl „bereiten lassen, wo der herzensgute Onkel Anthony und

„die, an Mutter Stelle, verständig waltende Tante dem Feste „vorstunden, auch meiner Mutter war dabei eine Freude und „ein Genuß zu Theil, welche die Arme bei dem kümmer„lichen Loos, das ihr vor wenig Jahren noch beschieden war, „nie geahnet hätte.

„Eine Geschäftsreise nach Deutschland sollte stattfinden, „ich schlug vor dieselbe gleichzeitig als Hochzeitsreise zu „machen mit dem Erbieten, 1 Dritttheil der Unkosten auf „meine Rechnung zu nehmen, was allerseits bewilligt wor„den. Am 14. August rollte der bequeme Reisewagen nach „Straßburg, wo mein Weibchen einige Rasttage zum Be„sehen der Merkwürdigkeiten, desgleichen in Karlsruhe und „Stuttgart, fand, um dann in Frankfurt eine Woche zuzu„bringen, und daselbst mit Bekannten und Freunden die „schönen Herbsttage zu genießen. Lise hatte den größten „Genuß am vortrefflichen Theater. Von Frankfurt ging's „dem schönen Rheinufer entlang nach Cöln, dann durch „das damals unwegsame und unwirthliche Westphalen; wir „mußten um unsern Hunger zu stillen, oft nur mit Pumper„nickel und Schinken Vorlieb nehmen; dann kamen wir „nach Cassel, Hannover und Hamburg. Hier blieben wir „wieder eine Woche bei guten Freunden, die lieblichen Um„gebungen der belebten Seestadt und besonders Ifflands „herrliches Spiel genießend. Von Lübeck aus machten wir „einen Ausflug nach Travemünde, wo eine Fahrt auf „offener See mein Weibchen sehr ergötzte; aber auch der „Leckerbissen, der frischen Dorsden gedenken wir oft noch; „diesen schmackhaftesten aller Seefische, dem zu Liebe, um „ihn frisch vom Netze zu genießen, die Hamburger Lecker-

„mäuler in zahlreichen Schaaren oft die 10 Meilen lange „Fahrt nach Travemünde machen.

„Durch das dürre Heideland über Magdeburg gelangten „wir nach Leipzig, einem neuen, genußreichen Ruhepunkt; „von da wollten wir über München und Augsburg nach „Hause; allein wir durften es nicht wagen, uns dem Kriegs= „Schauplatze, der über jene Gegenden verbreitet war, zu „nahen, und so mußten wir unsern Weg wieder über Frank= „furt nehmen, von wo wir über Stuttgart glücklich und „ohne Gefahr die Schweiz erreichten. Beim Herabfahren „von Liestal nach Basel sahen wir am andern Rheinufer „unsere, unter Moreau zum Rückzug gezwungene, Armee „mit dem Feinde im Handgemenge.

„Beim Eintritt in Frankreich fanden wir die Straßen „dicht mit Truppen überfüllt. Wagen, mit Verwundeten „angefüllt, fuhren nach Rixheim. Die Comenthurei war „in einen Spital umgewandelt worden, wodurch unsere „Absicht, dieses Nationalgut zu kaufen, vor der Hand mußte „aufgegeben werden.

„Mein Schwiegervater hatte sich während unserer Reise „wieder verheirathet; in einem für uns eingerichteten Stüb= „chen, und an seinem Tische brachten wir die Wintermonate „zu, bis sich ein eigener Herd für uns einrichten ließ. Diesen „fanden wir in der Nachbarschaft, in einem kleinen Häuschen „mit Garten, das wir allein bewohnen und wo wir unsern „kleinen Haushalt im folgenden Frühling anfangen konnten.

„Im Laufe des Winters wurde der Spital in der Comen= „thurei aufgehoben, und wir kauften dieselbe von der fran= „zösischen Regierung um 25,200 Livres. Im Mai 1797

„erhielt ich den Auftrag, die nöthigen Vorkehrungen zu „treffen, um die Gebäude zum Bedarf der Fabrik und zu „den nöthigen Wohnungen einzurichten. Mit Eifer legte „ich Hand an's Werk, und von nun an begab ich mich „täglich nach der Commenthurei, um den Tag über dorten zu „schalten und zu walten, und am Abend raschen Schrittes „zum Weibchen zu eilen, bei welchem das ruhige Beisammen-„sein eine gewaltige Störung erlitten.

„Ich mußte mich nun unausgesetzt erjagen, um das Ziel „zu erreichen, das wir uns vorgesetzt hatten, nämlich die „Fabrikation noch vor dem Winter im neuen Etablissement „in geregelten Gang zu bringen. Eine Aufgabe, welche „nicht leicht zu erfüllen war, denn es gab gar Vieles zu „verändern und auszubessern, mehrere Wochen vergingen „damit, nur die unsägliche Menge von Unrath wegzuschaffen, „der vom Erdgeschoß bis unter die Dächer in allen Ge-„bäuden angehäuft lag. Indessen es gelang, und gegen „Ende Juni waren schon einige Plätze in Bereitschaft, um „Geräthschaften aufnehmen zu können.

„Die meiste Arbeit erforderte die Farbküche, zu deren „Einrichtung ich Loffler von Bern herbeigerufen. Dieser „Colorist stand im Rufe, die grüne und blaue Kupfer-„präcipitate schöner als sonst Niemand darstellen zu können. „Durch ihn lernten wir das schöne „vert de près" liefern, „das lange Zeit einen Hauptartikel des Verkaufs abgab und „reichlichen Gewinn brachte.

„Im Juli 1797 gab uns Gott das erste Pfand unserer „Liebe, und wir hatten das Glück, die Seligkeit der Vater- „und Mutter-Freuden zu genießen! Die holde Kleine gedieh

„zusehends an der Mutter Brust, und jeder Tag erneute „die elterliche Lust am herzigen Töchterlein!

„Nach vollständiger Genesung der Wöchnerin wandelten „wir am 1. September mit unserm ganzen Haushalt nach „R....., wo ich unsere Wohnung zur Aufnahme bereitet „hatte. Zur Zeit des Commenthurs hatte der Oberver„walter da gewohnt. Die vier Zimmer im Erdgeschoß mit „der Küche und dem feuerfesten Gewölbe daneben (den ehe„maligen Archiven), dem schönen Keller, den vier Kammern „auf dem Boden und dem Brunnen im Hausgang, bildeten „eine so bequeme Wohnung, daß ich Alles unverändert „lassen konnte, und nur die kahlen Wände der Stuben mit „Tapeten überkleidete. Die junge Hausfrau fand sich bald „behaglich in ihrer neuen Wohnung, und was ihr besonders „behagte, war der schöne große Garten mit den acht hohen „Tannen*) in der Mitte, die größte Zierde desselben, und „die mit Spalierbäumen eingefaßten Quadrate zur Gemüs„Pflanzung, nebst dem geräumigen, mit den besten Obst„Arten wohl besetzten Baumgarten. Hier fand Lise ein „weites Feld zur Zerstreuung und Versorgung für Küche „und Vorrathskammer. Jedoch mußte zuvor Ordnung im „Garten geschaffen werden, denn im Verlauf der sechs oder „sieben Jahre, während denen das Gut einer gänzlichen Ver„wahrlosung und Raubsucht preisgegeben war, hatte sich im „Garten Alles so verwildert, daß es viele Zeit und An„strengung bedurfte, um ihn wieder nutzbar zu machen. So „waren z. B. die schönen, breiten Wege im Gemüsgarten „dermaßen mit Unkraut bewachsen, daß sie mußten abgemäht

*) Sie stehen jetzt noch die ehrwürdigen Bäume — für Enkel und Urenkel ein Denkstein der rastlosen Thätigkeit des guten Vaters.

„und mit dem Pfluge umgefahren werden, um sie wieder „gangbar zu machen.

„In jener Zeit, wo wir den täglichen Umgang mit den „lieben Eltern und Freunden entbehren mußten, verdankten „wir es unserm kleinen Lusi, dem Engelskinde, daß uns „das einsame Landleben gleich im ersten Winter heimelig „geworden und wir schätzten uns um so glücklicher in un„serer Commenthurei, als gerade damals die Bewohner von „Mülhausen in stets wachsender Aufregung lebten, weil „immer mehr durch die Sperre gedrängt und belästigt, „ein Theil der jungen Bürgerschaft oft stürmisch die Ver„einigung mit dem mächtigen Nachbarstaate begehrte und „sich in Clubs versammelte. Die Verwirrung wuchs drohend, „bis endlich die Obrigkeit im Jänner 1798 die Bürgerschaft „in der Stephanskirche zusammenrief, wo fast einstimmig „beschlossen wurde: man wolle französisch werden. „Hierauf erfolgte dann die Vereinigung mit großer Fest„lichkeit. Ich befand mich während dieser Festlichkeit in „Paris und dort wurden sämmtliche Mülhauser zu einem „Gastmahl eingeladen, um sich der neuen Ordnung der „Dinge in der Vaterstadt zu freuen. Herr Michael Hofer, „nachmaliger Maire von Mülhausen, führte den Vorsitz; es „wurde tüchtig gezecht und auf das Wohl der neugebornen „Franzosen getrunken: la grande République a déclaré „dans son traité d'union (article 1) les Citoyens de „Mulhouse français nés! Mancher der Gäste wäre jedoch „lieber ein freier Schweizer geblieben, als die damalige Frei„heit Frankreichs zu genießen; er durfte es aber nicht sagen, „auch sah man ein, daß das Ende des kleinen Freistaates un„ausweichlich gekommen sei, und hoffte eine ersprießliche Zukunft.

„Während meiner Abwesenheit wohnte Lise mit der „Kleinen im Eisenhof, wo sie das Vereinigungsfest desto „besser mitansehen konnte, weil die beiden Onkels, Anthony „und Sebastian, besonders dabei in Anspruch genommen „wurden.

„Nach meiner Zurückkunft von Paris genossen wir, uns „selbst genügend, einige Monate hindurch das Glück unseres „einsamen Beisammenlebens. Im Frühling erfreuten uns „Besuche aus der Stadt, besonders aber sehr oft derjenige „des geliebten Vaters Spörlin, dessen lebhafter, munterer „Geist uns jedes Mal Erheiterung und Belehrung spendete. „Hebels liebliche Dichtungen im Volksdialekt erhielt der „Vater immer im Manuscript, und so wie ein neues dieser „naiven gemüthlichen Lieder in seinen Händen war, eilte er „damit nach der Commenthurei, um sie uns vorzulesen. Wir „verlebten so ein glückliches Jahr, ich mit Eifer mich den Ge„schäften widmend, Lise im Hause und im Garten beschäftigt, „wo die Kleine im Spätsommer um die Mutter herum„trippelte, und eines Tages mit wilden Kastanien spielend, „steckte sie eine davon in die Erde, diese keimte und im „Frühling entsproß ein Stämmchen, das zum kräftigen Baume „heran gewachsen, an den sich seit dem frühen Tode der „herrlichen Tochter wehmüthige, aber heilige Erinnerungen „knüpfen, die nie aus unserer Seele verschwinden werden.

„Gemüthlich verfloß der Winter. Hoffnungsvoll sahen „wir einer zweiten Entbindung entgegen und den 17. Mai „1799 wurde unser Hans geboren!"

In den drei folgenden Jahren hatte unser junger Freund einen harten Kampf zu bestehen. Politische und kriegerische

Ereignisse wirkten hemmend auf die Geschäfte. Mißhelligkeiten unter den Associés und Intriguen von einer andern Seite hatten den Credit der neugegründeten Fabrik untergraben. Das Geschäft sollte aufgelöst oder einem reichen Gläubiger übergeben werden, den Hans nicht achten konnte, und der den tüchtigen jungen Mann gerne als Commis im Geschäft behalten hätte. Hans aber blieb fest, und obschon er in der ganzen Familie für einen Wagehals und Träumer gehalten wurde, bestand er darauf, die Fabrik und Commenthurei allein zu übernehmen; es gelang ihm wider alles Erwarten, und nach drei Jahren unausgesetzter Mühe, Arbeit und Beharrlichkeit hatte er alle Schwierigkeiten überwunden, das Geschäft wieder in guten Gang gebracht, und das Schifflein, dem der Untergang gedroht, wieder flott gemacht.

Er schreibt 1802: „Ein so glückliches Resultat konnte „als Beweis dienen, was ausdauernde, gut geleitete Arbeit „vermögen; auch ließen mir jetzt die Männer, die meinen „Muth früher getadelt, vollkommene Gerechtigkeit widerfahren. Als alleiniger Besitzer der schönen Industrie, auf „die ich seit eilf Jahren alle meine Kräfte verwendet, und „in der ich mit voller Zuversicht einen sichern Erwerb für „die Zukunft zu finden hoffte, durfte ich nun wieder frei „aufathmen, nach den drei kummervollen Jahren, in denen „mir und meiner guten Lise das Leben so sauer geworden „war. In dem harten Kampfe hatte das edle Weib eine „Treue und Charakterstärke bewiesen, die nichts erschüttern „konnte.

„Und nun noch ein kurzer Abschnitt aus dem Familien„leben. Unsere drei Kinder, Lise, Hans und Sophie, wuchsen

„gesund und erfreulich heran unter der treuen Pflege der „nunmehr vollauf beschäftigten Mutter. Durch einige Tisch„genossen, Angestellte in der Fabrik, deren Zahl sich schnell „vermehrte, hatte die Hausfrau viel Arbeit und eine schwere „Aufgabe erhalten. Die stets muntere Schwester Salome „verweilte oft in der Commenthurei, sich mit uns des Lebens „zu freuen. Auch meine gute Mutter war zu uns gezogen, „glücklich durch das Glück ihrer Kinder und stolz auf die „blühenden Enkel.

„Leider traten aber nur allzubald wieder trübe Tage „ein, denn als meine liebe Frau in einer neuen Schwanger„schaft schon weit vorgerückt war, erkrankte schwer der theure „Vater, genas jedoch nach einigen Wochen; allein ein Rück„fall endete schnell das Leben des edlen Mannes, den „17. Juni 1803, nachdem Lise drei Tage früher unsern „Fritz geboren, und so mußte die Gute, im Wochenbette „festgehalten, des Trostes entbehren, vom sterbenden Vater „den letzten Segen zu empfangen! Des frommen, würdigen „Seelsorgers Tod erregte allgemeine Theilnahme in seiner „ihn mit warmer Verehrung liebenden Gemeinde, aber sein „Verlust lastete besonders schwer auf der tief gebeugten, „trauernden Wittwe mit ihren zwei unmündigen Kindern!“

VII.

Das Vereinigungs-Fest.

„Schicket Euch in die Zeit."
Römer 12, 11.

„Gott machet es wie Er will, beides mit den Kräften des Himmels und mit denen, die auf Erden wohnen und Niemand kann seiner Hand wehren und sagen: Was machst Du?
Daniel 4, 32.

Unsere kleine Republik konnte nicht länger fortbestehen; der Großpapa, der mit dem französischen Gesandten Barthélémy in vertrautem Briefwechsel stund, reiste zu wiederholten Malen nach der Schweiz auf die Tagsatzung. In Paris suchten unsere Gesandten seit dem neunten Thermidor (dem Sturze Robespierre's), mit verdoppeltem Eifer Freiheit des Handels und Aufhebung der Sperre zu erlangen; aber so oft sie irgend einen Vortheil bei der Regierung errungen, wurde dieser von den Deputirten des Oberrheins wieder gelähmt, da hieß es unter Anderm in einem Gutdünken: „Mülhausen sucht sich nur auf Unkosten des Departements zu bereichern; für die Erleichterung seines Handels müssen die Straßen mit vielen Unkosten unterhalten werden; seine

Fabriken entziehen dem Ackerbau 500 Arbeiter, und pflanzen Unsittlichkeit und Bettelei in die Provinz; auch wurde die Stadt des Schleich- und Assignatenhandels beschuldigt." (Grafs Geschichte der Stadt Mülhausen, Buch XIV.)

Wie in ganz Frankreich, so war auch unsere Bürgerschaft in zwei entgegengesetzte Parteien, Patrioten und Aristokraten, getheilt. Das jüngere Geschlecht wünschte, wollte und betrieb die Vereinigung mit Frankreich aus allen Kräften. Durch täglichen Verkehr mit der Umgegend, durch häufigen und längern Aufenthalt in Paris hatte unsere Jugend zu viel französische Luft eingeathmet, um nicht der Schweiz entfremdet zu werden; auch hofften die jungen Männer von der Verbindung mit Frankreich neuen Aufschwung für Handel und Industrie, und ahneten wohl damals schon die künftige Größe der kleinen Vaterstadt, in ihren Clubs wurde viel gegen die Sperre und gegen die Obrigkeit vorgebracht. Die Alten aber, Bürger und Patrizier, besonders die Handwerker und ihre jungen „Bürger-Söhne" bildeten die Partei der Aristokraten. Die Bürger schimpften über die Fabrikanten und Clubisten, nannten sie „Citoyens" und wollten ihre Unabhängigkeit und der Stadt Güter durchaus nicht „an die Franzosen verkaufen," wie sie sagten. Und es bedurfte von Seiten des Magistrates viel Klugheit, Umsicht, Geduld und Festigkeit, um den Conflikt zwischen den gährenden Elementen zu verhüten. Allein so lange es möglich war, beschloß unsere unerschütterliche Obrigkeit, gestützt auf die große Mehrzahl der Bürgerschaft: „Auszuharren, und in Geduld und Stille unser ferneres Schicksal abzuwarten." Und während der Schreckenszeit und den gewaltsamen Umwälzungen schätzten

uns unsere elsässischen Nachbarn glücklicher bei unserer Sperre, als sich bei „ihrer Freiheit und Gleichheit, bei ihren Kriegslasten und dem verbotenen Gottesdienst.“

Ein Strahl der Hoffnung tauchte wieder auf, als Barthélémy, des Stadtschreibers Freund und der Stadt Gönner, ins Direktorium ernannt worden; allein seine Herrlichkeit dauerte nicht lange, er wurde verbannt und nun war an einen Handelsvertrag und Aufhebung der Sperre nicht mehr zu denken, denn Frankreich hatte ganz unumwunden erklärt: „Es werde keine fremden, eingeschlossenen Länder auf seinem Gebiete mehr dulden.“ Da beugte der Großpapa das greise Haupt und schrieb bei seinem letzten Besuche auf der Tagsatzung: „Wir haben gethan, was wir konnten. Die lieben „Eidgenossen bewundern unsere Ausdauer, aber sie können „nichts mehr für uns thun, und uns bleibt nichts anders „mehr übrig, als in Demuth uns Gottes Willen zu „unterwerfen!“ (Grafs Geschichte der Stadt Mülhausen. Buch XIV.)

Bei seiner Rückkehr sagte der Großpapa zum Großvater: „Wie es auch kommen möge, lieber Herr Bürgermeister, so bleibt uns der Trost, daß wir unsere Pflicht gethan.“

Aber der alte Bürgermeister schüttelte entrüstet den Kopf und erwiderte stolz: „Nein, Gevatter Stadtschreiber, ich unterwerfe mich nicht! unser Herrgott wird mich alten Mann ja bewahren, unter einer fremden Herrschaft zu sterben und wie ein Heide, ohne Sang und Klang*) begraben zu werden!“

---

*) Damals waren in Frankreich die Kirchen geschlossen und das Läuten der Glocken verboten; ohne Gottesdienst leben und sterben

Der Herr aber gewährte dem alten Manne diesen letzten Wunsch. Im Frühjahr 1797 ward er zu seinen Vätern versammelt; bei seinem Begräbniß wurde nicht nur mit dem Sterbeglöcklein, sondern dem ehrenfesten Bürgermeister zu Ehren, mit allen Glocken geläutet, und der Sarg in der Stephanskirche vor den Altar gestellt; um denselben sang die versammelte Schuljugend das schöne, alte Sterbelied: „Valet will ich dir geben, du arge, böse Welt." Den Text seiner Leichenrede: „wie sich ein Vater über Kinder erbarmet, so erbarmet sich der Herr über die so Ihn fürchten," (Psalm 103—13) hatte der gute Großvater noch selbst gewählt. Möge sein Andenken unter seinen Nachkommen im Segen bleiben!

„Die Sonne des neuen Jahres (1798), sagt der Ge-„schichtschreiber unserer Stadt, M. Graf, sollte nicht lange „mehr über der alten Schweizerstadt Mülhausen leuchten, „das Jahrhunderte lang mit seltenem Muth seine Unab-„hängigkeit behauptet, und auch in der letzten Zeit wieder „die alte Standhaftigkeit und Ausdauer bewiesen. Am „letzten Tage des Jahres predigte Pfarrer Mäder über die „Worte: „Es ist alles eitel" (Prediger 1—2), und „am Neujahrstage nahm Pfarrer Richard den Text: „Es „ist mir sehr Angst, aber laßt uns in die Hand „des Herrn fallen, denn seine Barmherzigkeit „ist groß!" (2 Samuel 24, 14.) — „Wir können uns „nicht mehr halten und müssen uns anschließen an das

---

zu müssen, erschreckte aber die alten, ehrwürdigen Väter am meisten. Sie nannten es ohne „Sang und Klang" begraben werden, weil in unserer Stadt bei jedem Leichenzuge die alten Begräbnißlieder gesungen und mit dem Glockenklang begleitet wurden.

„siegreiche Frankreich!“ riefen die Einen frohlockend, und „freudig in die Zukunft blickend, in der sie „das glückliche, „goldene Ziel“ ihrer Wünsche zu erreichen hofften. „Wir „können uns nicht mehr halten!“ klagten die Andern, er„schrocken über das Neue, Ungewisse, und wehmüthig zurück„blickend in die Vergangenheit der trauten Heimath, an die „sich alle ihre Jugend-Erinnerungen knüpften. Den 3. Januar „hatten der große Rath und Vierziger, die Anschließung „mit einer Mehrheit von 97 Stimmen gegen 5 beschlossen, „und die gesammte Bürgerschaft auf den folgenden Tag „eingeladen, sich in der Stephanskirche zu versammeln.

„Den 4. Januar Morgens um 9 Uhr zogen die Bürger, „600 an der Zahl, von ihren Zünften in die Kirche, der „ganze Magistrat war bereits dort in feierlicher Sitzung „beisammen. Tiefe Stille herrschte, als Bürgermeister Jo„hannes Hofer ihnen eröffnete: „Wie durch die mißlungenen „Unterhandlungen mit der französischen Regierung, und „die bedenkliche Lage der Stadt wenig Hoffnung sei, „daß Mülhausen seine Unabhängigkeit werde erhalten „können, wie aber jeder Bürger seine Meinung für oder „wider die Vereinigung, frei und offen, in kurzer Rede, jetzt „sagen solle.“

„Der alte Posamentierer Eck, der schon im vierziger „Kriege gedient, und in den fünfziger Jahren die Rechte „seines Handwerks muthig vertheidigte, sagte: „Gnädige „Herren, wenn ich wüßte, daß wir nur um einen Mann „stärker wären als die Franzosen, so würde ich sagen, wir „wollten uns wehren, so aber, weil wir die Schwächern „sind, stimme ich dafür, daß wir uns ergeben.“ Schmerber, „ebenfalls alt, und nie beim Gottesdienst fehlend, sprach

„mit einem Seufzer: „Was man nicht ändern kann, nehm' „man geduldig an!" und Schlumberger, Glaser und Seckel„meister, auch von Jahren gebeugt, lehnte sein Haupt an „eine Säule und weinte! In diesem Sinne wurde abge„stimmt; die große Mehrzahl war gegen die Vereinigung, „aber alle vernünftigen Leute fühlten, daß man dem Druck „der Umstände nicht länger widerstehen könne, und mit 595 „Stimmen (5 nur hatten zum Abwarten gestimmt) wurde „beschlossen: „Man wolle französisch werden!" Ein beson„derer Courier überbrachte diesen Entscheid unserm Gesandten „nach Paris.

„Den 18. Januar kam Herr Metzger von Colmar als „französischer Commissarius, mit den nöthigen Vollmachten „versehen, hier an, um mit fünf Mitgliedern des Magi„strats den Vereinigungs-Traktat abzufassen. In diesem „wurden die Bürger von Mülhausen, Illzach und Moden„heim als „Citoyens français nés" erklärt. Der Stadt „Neutralität bis zum allgemeinen Frieden verlängert, und „dieselbe bis zum Frieden von allen Requisitionen, Ein„quartierungen und vom Kriegsdienste freigesprochen. Wer „nicht französischer Unterthan werden wollte, konnte sich mit „seinem Vermögen nach der Schweiz oder sonst wohin be„geben, und hatte drei Jahre Zeit, seine Angelegenheiten „zu berichtigen. Alle Häuser, liegende Güter und Capitalien „der Stadt, sowie die Waldungen, Häuser und Grundbe„sitzungen des deutschen und Maltheser-Ordens, und was „das Capitel von Arlesheim und die Abtei von Lützel noch „in der Stadt besessen, waren der Gemeinde als rechtmäßiges „Eigenthum zugesprochen.

„Eine vom großen Rathe eingesetzte Commission hatte

„einen weisen Vorschlag über die Anwendung der Gemeinde-„güter *) entworfen. Ein Reservefonds sollte gebildet, „Spital, Schule und Kirche reichlich begabt werden, und „mehrere Männer, sowohl weltliche als geistliche, die ihre „Aemter verloren, eine Entschädigung erhalten. Aber „der böse Geist der Empörung und Verwirrung war leider „in unserer Stadt nun auch Herr und Meister geworden, „und die Obrigkeit hatte alle Gewalt verloren. Am 20. „versammelten sich die Bürger in stürmischer Bewegung. „Jede Zunft ernannte zwei Bürger, um den Vorschlag der „Commission zu verbessern. Und so wurden dem Spital „nur 9000 Francs jährliche Einkünfte gelassen; der vor-„geschlagene Reservefonds auf 78000 Francs heruntergesetzt; „der Stadt Güter sollten verkauft und der Erlös unter die „ganze Bürgerschaft vertheilt werden. Die Entschädigung „für Beamte wurde ausgestrichen, nur dem Herrn Stadt-„schreiber 10,000 Francs für seine vielfachen, der Stadt „geleisteten Dienste bewilligt, ein Beweis, in welcher Ach-„tung der Mann gestanden. Auch das Waisenhaus blieb „unangetastet. Mit vieler Mühe erlangte man ein Capital „von 20,000 Francs für Kirche und Schule. „Wir brauchen „keine Pfaffen mehr, eine gute Erziehung ist hinlänglich!“ „schrieen Einige in der Bürgerversammlung. Nur drei „Pfarrer, zwei deutsche und ein französischer, wurden bei-„behalten, fünf Pfarrer verloren ihre Stelle. Einige an-„gesehene Bürger kauften die beiden Kirchen zum Scheine, „damit sie als Privat-Eigenthum angegeben, und so dem „allgemeinen Verkauf konnten entzogen werden. — Den

---

*) Der Stadt Vermögen betrug ohngefähr zwei Millionen.

„15. Hornung wurde endlich die seit mehr als 5 Jahre be-
„standene Sperre wieder aufgehoben.

„In der französischen Kirche wurden die Gemeindegüter „verkauft. Es war im Kleinen ein Nachspiel des Verkaufs „der französischen Nationalgüter. Zünfte, Mühlen, Schützen- „häuser, Aecker, Wiesen und Reben sind alle verkauft, die „Häuser und Gärten des Johanniter- und deutschen Ordens „zerstückelt und nur die Waldungen beibehalten worden. „Bei der Liquidation, die mehrere Jahre dauerte, wurde „der Antheil auf Bürger, Bürgerinnen und Kinder berechnet, „ein einfacher Theil belief sich auf 250 Franken. Bitter „wurde später diese Austheilung des Gemeindegutes beklagt, „welche den Zerfall aller öffentlichen Anstalten nach sich „zog.“ (Grafs Geschichte der Stadt Mülhausen Buch XIV, Abschnitt II, „Die Vereinigung mit Frankreich.“

Dem Großpapa ward der Auftrag gegeben, dem regierenden Bürgermeister von Zürich in einem besonderen Privat-Schreiben die Vereinigung der Stadt mit Frankreich anzuzeigen, und im Namen aller Bürger den lieben Eidgenossen unsern warmen Dank auszusprechen für die treue Bundeshülfe, womit sie während mehr als zweihundert Jahren in jeder Noth und Gefahr uns so brüderlich beigestanden. Allein, wenn ihm auch, wie die Chronik sagt, „das Herz dabei blutete,“ so wußte er doch als Mann und als Christ sich in das Unabänderliche zu fügen, er nahm es mit Ergebung an aus Gottes Hand und sprach: „Der Herr macht es wie Er will, wir können ihm nicht wehren, und sagen: Was machst Du?“ Was ihn aber am meisten schmerzte, das war der freche Unglaube, welcher verbunden mit dem Freiheitsschwindel, alle Bande des kirchlichen und gesell-

schaftlichen Lebens zu zerreißen und das allgemeine Wohl zu untergraben drohte. Nachdem er mit den andern Mitgliedern der Commission vergebens versucht das Gemeingut der Stadt zu retten, zog er sich gänzlich zurück und wollte unter der neuen Regierung kein öffentliches Amt mehr bekleiden. Getrost blickte er hinauf in die ewige Heimath, wo die Ruhe wohnt, wo Gerechtigkeit und Frieden einander küssen, und die keine Gewalt der Erde ihm entreißen konnte: „Aber," pflegte er oft wehmüthig zu sagen, „ich habe doch meine irdische Vaterstadt immer noch herzlich lieb, wenn ich mich schon so sehr nach der himmlischen sehne."

Indessen hatte der Herr, wenn auch unter manch' schwerem Kreuze, dem alten Manne in seinem Hause eine stille Friedensinsel bereitet, wo er sich erholen und ausruhen konnte, wenn draußen Sturm und Wetter tobten. Heinrich konnte nach dem Ausspruche der Aerzte noch längere Zeit leben, aber auch unerwartet schnell von hinnen scheiden; sein Befinden war abwechselnd; in den guten Tagen konnte er, wie schon gesagt, wieder arbeiten, seinem Vater manch' schwere Last abnehmen, und sich nebenbei mit literarischen Arbeiten beschäftigen, war er aber leidender, so bedurfte er Ruhe und der sorgfältigsten Pflege. Und so ist, nach des Großvaters Tode, Marie seine Gattin und liebevolle, unermüdliche Pflegerin geworden. Im engen Familienkreise, ohne irgend eine Festlichkeit in eben der alterthümlichen Stube des hintern Rathhauses, wo zur Zeit der goldenen Hochzeit der Cousin Heinrich zuerst an seinem Cousinchen Gefallen gefunden, hat Pfarrer Johannes den Bund der zwei Herzen eingesegnet zum ewigen Leben. Im Eisenhof hatte die Tante vom blühenden Myrthenstock für Marie

den Brautkranz gewunden, und der Onkel Pfarrer hatte ihr aus seinem Garten einen Strauß von Rosenknospen gebracht, denen er noch die ersten Blüthen der Citronen-Bäumchen zugefügt, welche Hans für ihn in Italien gekauft. „Und das," hat mir die Tante erzählt, „ist Mariens einziger Brautschmuck gewesen!" Aber des armen Heinrichs Glück und dankbare Freude, des Großpapa's tiefe Rührung, und besonders Mariens stille, ruhige Fassung und ihr klarer, heiterer Blick — ja, das war schön und herzerhebend anzusehen. Und wie viel auch der gute Großvater vor seinem Tode gegen diese Verbindung geeifert, so hätte er doch, wenn er noch da gewesen, wie wir, das liebe Kind in die Arme geschlossen, und mit uns erkennen müssen: „Wie in unserer Schwachheit des Herrn Kraft so mächtig sein kann!"

Und nun begann für die drei, Vater, Sohn und Tochter, ein so trauliches, gemüthliches Still-Leben, daß Heinrich meinte: „Und wenn er auch nicht krank geworden, und ihm sonst Alles nach Wunsche gegangen, so hätte er sich doch gewiß nicht so glücklich gefühlt wie jetzt!"

Worauf der Großpapa erwidert: „Wenn wir hienieden schon den Segen des Leidens erkennen müssen, wie wird es erst dort oben sein, wo wir Alles im Lichte erblicken werden, was uns hier auf Erden dunkel und unerforschlich war!"

Selbst die leidige Politik, die damals auch in unserer Stadt die Eintracht so mancher Familien gestört, konnte im Hause des Großpapa's den Frieden nicht trüben. Dem Großpapa war, wie wir schon wissen, das neue, fremde Element und Regiment in tiefster Seele zuwider, aber weil er darin Gottes Willen erkannte, so beugte er sich in Demuth

und „schickte sich in die Zeit," und darum grollte er auch dem Sieger und den Andersdenkenden nicht, und wenn in seiner Gegenwart bald über die Franzosen geschimpft, oder von andern Nationen mit Verachtung und Feindschaft gesprochen wurde, so antwortete er ernst und beschwichtigend: „Unter allerlei Volk, wer Gott fürchtet und recht thut, der ist Ihm angenehm." (Apostelgeſ. 10, 35.) Wir leben in einer schweren Zeit, und müssen zu allem Uebel, das uns auferlegt ist, nicht noch das Größte hinzufügen, indem wir uns unter einander hassen und anfeinden."

Heinrich hingegen war trotz seiner deutschen Natur und deutschen Bildung dennoch ein warmer französischer Patriot; er liebte Frankreich wie sein heimathliches Vaterland, und schwärmte selbst mit seinen schwindenden Kräften noch immer für dessen Größe und Freiheit. Aber er verstand und ehrte auch das entgegengesetzte Gefühl des alten, ehrwürdigen Vaters, das er mit keinem Worte verletzte. Und zwischen Beiden stund Marie, der Trost und Friedensengel des Hauses, und lenkte sanft Heinrichs Sinn und Gedanken von der Politik hinweg, auf das Eine das Noth thut, auf das ewige Jenseits, dem er mit schnellen Schritten entgegenging. Ihre treue, aufopfernde Liebe, ihre stille Heiterkeit waren eine immerwährende stille Predigt für den kranken Heinrich, und unter diesem milden, segensreichen Einfluß wurde der Trost des Evangeliums immer lebendiger in seinem Herzen. Auch thaten ihm, dem ehemaligen Schüler Lessings und Wielands, Herders und ganz besonders Schillers ideale Schriften wohl, und wenn er sich so oft an Mariens kindlich frommem „Gott-Vater-Glauben" (wie er ihn nannte) stärken und aufrichten konnte, — ja, da

war es ihm als hätte der Dichter ganz eigens für seine Marie die Worte geschrieben:

„Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.“

Nun müssen wir aber auch noch das sogenannte Reunionsfest betrachten, das zum Sittengemälde jener Zeit gehört, und von dem in unserer Stadt Mülhausen so lange gesprochen, und uns Kindern so viel davon erzählt worden ist. Theatralische Feste und Umzüge waren damals an der Tagesordnung, und so kam es ganz von selbst, daß auch in unserer Stadt ähnliche Anstalten zum bevorstehenden Feste getroffen wurden, so sehr sie auch dem ernsten und praktischen Sinne der Väter widerstrebten. Allein in der langen fünfjährigen Sperre waren alle Vergnügungen und besonders das Tanzen verboten gewesen, und wir dürfen es unserer damaligen Jugend nicht verargen, wenn sie nun frei aufathmete, freudig die neue Ordnung der Dinge begrüßte, und mit jugendlichem Uebermuthe der guten, alten Zeit den Rücken wandte.

Alle und Alles wollte mithelfen und Theil nehmen an dem großen Feste! Cousine Mareile (des Onkel Bastians Tochter) sollte das Sinnbild der alten Schweizerstadt vorstellen und in der malerischen Bernertracht mit den langen Zöpfen, den bauschigen, weißen Aermeln, und den silbernen Ketten am schwarzsammten Mieder, überreichte sie dem französischen Commissarius die Schlüssel der Stadt auf einer silbernen Platte. Vier weißgekleidete Jungfrauen, mit breiten, dreifarbigen Gürteln, trugen auf einem weißen Atlaskissen die französische Constitution. Vier andere den Vereinigungs-

Traktat, und wieder andere den Hut des Präsidenten, die Stempel der Stadt, Blumenkörbe, Eichenkränze u. s. w. Im Ganzen, sagt Hr. Mieg in seiner Chronik, waren 110 weißgekleidete Jungfrauen, 120 Mädchen und 180 Knaben am Zuge. Das neugeborne Töchterlein des Commandanten unseres Freicorps, wurde als erste geborne Französin, von ihren zwei Pathinnen und von einer Ehrenwache umgeben, ebenfalls im Zuge durch die Stadt getragen, und ihr zu Ehren heißt die alte Schulgasse heutigen Tags noch „rue Henriette."

Am 15. März fand das große Fest statt, vom herrlichsten Wetter begünstigt; 15 Kanonenschüsse kündigten es am frühen Morgen an. Die Freikompagnie, 230 Mann, und französisches Militär stunden unter Waffen. Viele fremde Gäste von nah und fern begleiteten Herrn Metzger, der im Namen der französischen Regierung Besitz von der Stadt nehmen sollte. Er wurde am Thore feierlich vom Magistrat empfangen, dann bewegte sich der Zug unter dem Donner der Kanonen durch die vornehmsten Straßen der Stadt. Auf dem Stephansplatze nahm Herr Metzger die Schlüssel und die roth und weiße Fahne der Stadt in Empfang, und überreichte unserm Freicorps eine schöne National-Fahne, auf welcher der erste Artikel des Vereinigungs-Tractates in Gold gestickt war. Bürgermeister Hofer entledigte die Gemeinden von Illzach und Modenheim aller Verpflichtungen gegen die Stadt; dann wurde in die Brunnenschaale, des ehemaligen alten Stockbrunnen, eine tiefe Grube gegraben, sechs geharnischte Männer schleuderten die Statuten und der Stadt Wappen hinein, zerrissen die Stadt- und Zunft-Fahnen, zerschlugen sie mit Schwertern, warfen sie in die

Grube und pflanzten den Freiheitsbaum, eine junge Linde, darauf. Wehmüthig schied der Magistrat von einander; unser alter Chronikschreiber, M. Mieg, der auch Mitglied der Regierung gewesen, sagt: „Einige Minuten verflossen in stillem Nachdenken, dann reichte man sich die Hand, es wurde brüderlich Abschied genommen und Jeder ging mit der Ueberzeugung weg, daß er sein Amt nach Pflicht und Schuldigkeit verwaltet. (Siehe M. Miegs Geschichte der Stadt Mülhausen. Erster Theil, Seite 376.)

Auf dem Rathhause und der Schneiderzunft wurden die Mahlzeiten gehalten; von den vielen Toasten, die uns die Chronik aufbewahrt, wollen wir nur die drei folgenden wieder geben:

Le Citoyen Metzger:

A la République française!

„Puisse-t-elle étendre sur tous les peuples son influence bienfaisante; elle saura conserver par sa sagesse, la gloire qu'elle a acquise par sa valeur!“

Décharge générale d'artillerie.

Le Citoyen Hofer, Bourguemestre:

A l'union des Mulhousois et des français!

„L'amitié resserre les noeuds que formaient la nature.

Décharge générale d'artillerie.

Le Citoyen Pfeffel, membre du Jury d'instruction:

A la Paix!

„Que ses résultats cousolants viennent bientôt s'unir au sentiment de nos victoires!“

Douze coups de canons et demi! sagt der witzige, alte Chronikschreiber.

Abends wurde die Stadt beleuchtet und auf den Zünften getanzt. Die Munizipalität, bestehend aus einem Präsidenten, vier Adjunkten, dem Friedensrichter, und das Handlungs-Tribunal traten sofort in Wirksamkeit. (Grafs Geschichte der Stadt Mülhausen, Buch XIV, pag. 107.)

Bei seinem Freunde, dem Pfarrer Johannes, war unser elsässischer Dichter Pfeffel abgestiegen, um dem Feste beizuwohnen, ihn begleitete sein Sekretär, der junge Theologe J. J. Rieder aus Straßburg, der Allen, jung und alt, herzlich lieb, ein treuer Freund der Familie geworden, und für uns jüngere Nachkommen bis zu seinem Tode der liebe, gute Papa Rieder geblieben ist. Bei dem Feste wollte aber der blinde Pfeffel Alles selber sehen, wie er zu sagen pflegte — und mit seiner lebhaften Phantasie stund wirklich die Außenwelt, aber wohl viel schöner als in der Wirklichkeit, lebendig vor seinem inneren Auge da. Nach dem Festmahle ist nun Pfeffel mit der ganzen Pfarrer-Familie in den Eisenhof gegangen, um mit einbrechender Nacht die Beleuchtung der Stadt zu bewundern, besonders aber das schöne Mülhauser-Rad am Rathhause mit der feurigen Inschrift: „La petite République de Mulhouse, repose dans le sein de la grande République française!“

„Und so sind wir heute sammt und sonders, Citoyens und Citoyennes, und mit unsern elsässischen Nachbarn Eins, und Brüder und Schwestern geworden!“ sagte Tante Anthony in ihrer muntern, gemüthlichen Weise, indem sie den verehrten Pfeffel herzlich willkommen hieß.

„Wir, die wir Jesum Christum kennen, haben ja unser Bürgerrecht im Himmel, liebe Frau Anthony, und sind

durch Gottes Gnade Citoyens und Citoyennes des cieux geworden. Und es bedarf keines Reunionsfestes, um die Christen aus allen Nationen im Glauben und in Liebe zu vereinigen!" entgegnete Pfeffel mit warmem Händedruck, und die Tante hat diese Worte nie vergessen und sie immer im Herzen bewahret.

Bald darauf ist der gute Großpapa, der fromme und getreue Knecht, eingegangen zu seines Herrn Freude und Alle, selbst die weinende Marie und der trauernde Heinrich, haben dem alten, lebensmüden Manne die ewige Ruhe von Herzen gegönnt. Der kranke Heinrich aber sollte in ein wärmeres Klima und unter einen milderen Himmel, verordneten die Aerzte, und da Mariens Oheim das Geschäft ihres Vaters in Mailand übernommen hatte, und Heinrich eine kleine Beschäftigung darin angeboten, so ist er mit seiner treuen Pflegerin nach Italien, in Mariens schönes, unvergeßliches Jugendland gezogen. Ihre Abreise ließ eine schmerzliche Lücke im Familienkreise zurück, aber auch ferne blieb Marie mit ihrem reichen Herzen dennoch Allen in der alten Heimath, in warmer Liebe, nah und innig verbunden, und ist besonders mit Tante Anthony immer in vertrautem Briefwechsel gestanden.

Und so wollen wir denn den Großeltern, dem Großpapa, Cousin Heinrich und der lieben Marie, die uns nicht begleiten werden ins neue Jahrhundert — Lebewohl sagen mit Vinets Trost und Glaubensworten:

„Vous n'êtes pas perdus,
Vous nous avez devancés!"

VIII.

Erinnerungen aus den Kinderjahren.

„Ich denke der alten Zeit,
an die vorigen Jahre."
Psalm 77, 6.

Das Vaterhaus.

Meine ersten Erinnerungen führen mich in's freundliche Pfarrhaus zurück, in des Vaters Blumengarten und in die trauliche Wohnstube, wo der Vater in seinem grünen Lehnstuhle saß, mich auf den Schooß genommen und einzelne Verslein aus Hebels allemanischen Gedichten auswendig gelehrt — wovon mir noch „Der Samstig het zum Suntig g'seit" (Sonntagsfrühe) und „Es g'fallt mer numme Eini" (Hans und Vrene) im Gedächtniß geblieben sind. Dem Vater sagte ich die Verslein willig nach, und wenn ich sie einmal auswendig wußte, wiederholte ich sie ihm so oft er es mich thun hieß; sollte ich sie aber Jemand anders, besonders Fremden vorsagen, so antwortete ich kurz „Nei, will i nit!" Weil ich gar klein und schwächlich war, so hat mir der gute Vater nie die Ruthe gegeben, sondern mich

zur Strafe hinter dem grünen Kachelofen auf den Boden gelegt, und wenn er mich hinlegte, so blieb ich auch ganz ruhig liegen und versprach bald: „brav zu sein und zu folgen.“ Legten mich aber die Mutter oder die große Schwester Sälmy auf den Boden, so sprang ich sogleich wieder auf und rief trotzig: „Un i will i doch nit!“ so daß man, wenn der Vater nicht da war, doch die Ruthe nehmen mußte, um meinen Trotzkopf zu brechen.

Während Schwester Lise mit ihrem jungen Gatten Johannes auf der Hochzeitsreise in Deutschland war, hatte der Vater mein gutes Mutterchen geheirathet; diese hatte ihm zuerst einen Johannes geboren, den man Jean oder Jeany genannt, weil wir ja schon einen Hans in der Familie hatten; dann kam noch ein kleines Brüderlein, ein bildschönes Kind mit großen, dunkelblauen Augen, die „himmelten“, wie mir die Rothhus-Bäsi oft erzählte, und das an den eingeimpften Pocken gestorben ist. Und endlich bin auch ich zur Welt gekommen. Um meine Geburt zu feiern, hatte der große Bruder Michel ein Bild gemalt, wo über dem Grabmal des kleinen Brüderleins zwei Engelein schwebten, die ein Kindlein in einem himmelblauen Tuche hielten, auf dem geschrieben stand: „Il est remplacé!“ Das Bild wurde eingerahmt und hing lange in unserer Wohnstube; es ist schon längst den Weg alles Irdischen gegangen, steht aber immer noch lebendig vor meinem inneren Auge da; denn daß mich die Engelein vom Himmel gebracht, darauf that ich mir nicht wenig zu Gute, und so oft Jemand das Bildchen betrachtete, rief ich stolz: „Und ich bin das Kindlein im Tuche!“

Weil das kleine Brüderlein an den eingeimpften Pocken

gestorben, so ließ der Vater Kuhpocken von Zürich kommen, und weil ich eines der ersten Kinder war, die in unsrer Stadt mit Kuhpocken geimpft worden, und die Blattern sehr schön waren, so wollte der Onkel Doktor (mit dem Suvarofhute und der Meerschaumpfeife im Munde) von meinen Pocken nehmen, um andere Kinder davon zu impfen; allein ich schrie so entsetzlich und wehrte mich so unbändig mit Händen und Füßen, und weil Mutterchen so ängstlich war, so mußte der gute Onkel Doktor sein Vorhaben aufgeben. Er hat es mir aber nie vergessen können, denn er hätte gar zu gerne von meinen Kuhpocken gehabt, und hat mich deßwegen sein Leben lang „das Teufele" genannt. Und wenn ich oft so trotzig und eigensinnig war und in jenes nervöse Schreien verfiel, das der armen Mutter so viel Noth gemacht, so hat sie mich mehr als ein Mal damit beschwichtigen können, indem sie mit dem Finger auf Michels Meisterstück gewiesen und ganz ruhig gesagt: „Wer hätte aber auch denken können, daß die Engelein ein solches Teufele vom Himmel bringen würden!"

Ich war noch nicht volle drei Jahre alt, als der theure, allgemein verehrte Vater starb. Aus jener Zeit ist Alles dunkel und wirr in meiner Erinnerung und nur ein Bild recht lebendig geblieben, wie ich nämlich den Vater mit gefalteten Händen und dem breiten, schwarzen Band um die weiße Mütze im Sarge liegen sah. Wer uns zwei Kinder, noch vor dem Begräbniß, zu dem offenen Sarge geführt, weiß ich nicht mehr, aber die dunkle Stube, in der er gestanden, die weinenden Menschen im Hause und vor Allem des Vaters stille, verklärte Gestalt haben einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck in meinem

Kinderherzen zurückgelassen. Bei dem mehrere Jahre älteren Jeany ist dieser Eindruck noch viel lebhafter und segensreicher gewesen, und er hat oft gesagt: „Des Vaters Bild sei wie ein Schutzgeist mit ihm durch's Leben gegangen."

Tante Anthony nahm Jeany und mich auf einige Zeit in den Eisenhof, dann sind wir mit der armen Mutter zu ihrer Schwester, der guten Tante B. . . ., nach Basel gegangen, im Herbst wieder zurückgekehrt, und haben ein altes, ehemaliges Pfarrhaus bezogen, das Onkel Hans, Mutterchens treuer Bruder, nach der Reunion, der Stadt abgekauft und für seine trauernde Schwester zur Wohnung eingerichtet hatte. Dort hatten wir keinen Garten und keine Blumen mehr, aber wenn auch für uns Kinder des Vaters Haus das verlorne Paradies geblieben ist, so hatte des Herrn Gnade uns ein anderes im Eisenhof geöffnet, wo die verlassene Wittwe mit ihren Waisen mit zartfühlender, warmer Liebe aufgenommen und umgeben wurde.

Papa Oberlin.

Zwei Töchter von Pfarrer Oberlin hatten junge Mülhauser Theologen geheirathet; die eine den Pfarrer Graf, der in Rußland als Missionar gewirkt, die andere Herrn Helfer Witz, der früher an unserer Kirche ein Amt bekleidet, und nach der Reunion Lehrer an der Knabenschule geworden, aber dem ungeachtet doch immer „der Herr Helfer" geblieben ist.

Einmal, ich weiß nicht mehr wann — aber lange nach des Vaters Tode muß es doch nicht gewesen sein, denn

Mutterchen ging noch in tiefer Trauer und auch ich trug mein schwarzes Röckchen noch — als ich eines Abends mit Jeany vor dem Hause spielte, sahen wir einen hagern Mann, schwarz gekleidet, mit einem breiten Strohhut auf dem Kopfe, auf einem Esel zum Thor hereinreiten; neben ihm schritt ein tüchtiger Steinthaler Bauer, der einen Knotenstock in der Hand hatte und einen Nachtsack trug. Neugierig liefen wir, mit den andern Kindern auf der Gasse, dem ungewöhnlichen Reiter nach, der freundlich grüßend an uns vorbei ritt und um die Ecke in die Ziegelgasse einbog. Da rief Jeany plötzlich: „Das ist gewiß der Papa Oberlin aus dem Steinthal; der kommt, um seine Töchter zu besuchen! Der Herr Helfer hat uns viel von ihm erzählt und gesagt, daß er bald kommen werde.“

Wenn aber unser Jeany Etwas mit den Worten bekräftigte: „Der Herr Helfer hat's gesagt,“ so waren das allemal „Propheten-Beeren,“ wie Mutterchen sagte, und kein Mensch durfte es wagen daran zu zweifeln — und also mußte der Reiter auf dem Esel der Papa Oberlin sein, denn der Herr Helfer hatte es gesagt — und er ist es auch wirklich gewesen!

Am andern Morgen schickte sich Jeany eben an, um mit seinem Schulsack zu seinem lieben Herrn Helfer in die Schule zu gehen, als der ehrwürdige Pfarrer Oberlin mit seiner Tochter, Frau Witz, in unsere Stube trat. Er begrüßte Mutterchen mit einigen liebevollen, tröstenden Worten. Sie sank weinend in des Vaters Lehnstuhl, und Frau Witz faßte theilnehmend ihre Hand. Papa Oberlin aber führte Jeany und mich vor das Bild des seligen Vaters, legte seine Hände segnend auf unser Haupt und

betete laut mit feierlicher Stimme, dann verbeugte er sich schweigend gegen die Mutter und ging mit seiner Tochter wieder fort.

„Warum hat er uns die Hand auf den Kopf gelegt?" fragte ich ganz verwundert den stille sinnenden Jeany.

„Er hat uns gesegnet!" erwiederte er mit hervorströmenden Thränen, indem er sich der weinenden Mutter in die Arme warf.

Nachmittag ist der gute Papa Oberlin wieder gekommen, hat sich lange mit Mutterchen unterhalten, Jeany ein Buch, und mir Bilder aus der biblischen Geschichte gebracht. Er hat mich auf den Schooß genommen und so zutraulich gemacht, daß, wenn er nur ein Bischen länger geblieben wäre, ich ihn treuherzig gefragt: Was segnen sei? warum er uns gesegnet habe? und warum Jeany und die Mutter darüber geweint?

Aber alle Warum des Kinderherzens und die oft so schmerzlichen der späteren Jahre beantwortet ja die ewige Liebe mit den einfachen Worten: „Zu deinem Heil!" Und so hat auch mich der Herr, im Laufe meines Lebens, die Bedeutung und die Kraft jenes Segens immer besser verstehen und tiefer empfinden gelehrt!

Die großen Geschwister.

Es war ein eigenes aber inniges Verhältniß zu den großen Geschwistern, welche die beiden Waisen des verehrten Vaters mit treuer Liebe im Herzen trugen. Schwester Lise, die treffliche Hausfrau und Mutter meinte, wie sie oft zu sagen pflegte: „daß wir auch ihre Kinder seien!" Sie

ließ uns oft im Sommer in die Commenthurei holen, wo wir uns mit den kleinen Neffen und Nichten nach Herzenslust im großen Hof und im Garten herum tummelten. Ganz besonderes Vergnügen machte uns der Pfau im Hofe, der uns zu Gefallen manchmal das Rad schlug, oder eine seiner schönen Federn fallen ließ, die wir mit nach Hause nahmen und gleich einer Siegestrophäe über den Spiegel steckten. Im Garten vergnügte uns der Springbrunnen unter den acht hohen Tannen, in dem die rothen Goldfischlein schwammen und uns das Brod aus der Hand schnappten, und vollends der große Weiher mit den vielen Karpfen, das kleine Badhäuschen und der Kahn, in dem uns zuweilen der große Bruder Michel oder der Garte-Sepele auf dem Weiher herum ruderten! Ja, das war eine Lust und Herrlichkeit, von der wir daheim noch lange sprachen und uns den ganzen Winter durch wieder darauf freuten!

Schwester Sälmy, die große, schöne Schwester, war für mich das Ideal aller Schönheit und Vollkommenheit! Im Vaterhause war ich ihr Liebling und sie der Gegenstand meiner immerwährenden Bewunderung. Trug sie doch, nach damaliger Sitte, auch am schlichten Hauskleide eine von jenen langen Schleppen, die mir so wohl gefielen, und wenn sie dann, mir zum Gefallen, diese Schleppe aus dem Bande, mit dem sie aufgeschürzt war, herunterfallen ließ und in der Stube oder im Garten damit „schleppte", da war ich außer mir vor Freude und versicherte: daß wenn ich einmal groß sei, ich ganz gewiß auch „schleppen" werde. Und doch hat mich der Herr recht säuberlich ohne Schleppe durch's Leben gehen gelehrt.

Nach des Vaters Tode ist meine liebe Sälmy zu Schwester Lise gezogen, wo sie sich bald darauf mit einem liebenswürdigen, jungen Manne aus Zürich vermählt, der als Associe ins Tapetengeschäft eingetreten war. An der Taufe ihrer Erstgebornen, der kleinen Louise, habe ich etwas wie Eifersucht gefühlt, und es war das erste Mal, daß ich in den schönen Hallen und auf der breiten, steinernen Treppe der Commenthurei nicht fröhlich herum gesprungen bin — und doch hatte die gute Schwester uns Kinder mit Gugelhopf und Chocolade regalirt.

Der große Bruder Michel, ja, der hatte die Engelein gemalt, die mich auf die Welt gebracht, und stund schon deßwegen bei mir in großem Ansehen. Er war zuerst Reisender, und dann auch Associe in der Commenthurei ge worden, und als er mir einmal von Paris eine große männliche Puppe, einen Mamelucken gebracht, da meinte ich, er sei der beste und reichste Bruder von der ganzen Welt! Auch war dieser Mamelucke mit den weißen Pumphosen, den gelben Stiefeln, dem scharlachrothen mit Gold verbrämten Westchen, und dem bunten Turban, eine merkwürdige Erscheinung in unserer Kinderwelt, und Gespielen und Nachbarskinder drängten sich herzu, um ihn zu betrachten und zu bewundern. Es hieß sogar: des Kaisers Kammerdiener sei auch ein Mamelucke und akurat wie der meinige gekleidet! Ich durfte aber die schöne Puppe nur an Sonn- und Feiertagen haben; die übrige Zeit hielt sie mein verständiges Mutterchen im Glas-Känsterle (Kästlein) verschlossen. War ich aber unartig, was leider oft geschah, so blieb auch an diesen Tagen der Mamelucke hinter seiner

Glasthüre stehen, und hat mich dann mit seinen schwarzen Korallenaugen recht wehmüthig angesehen.

Später hat mir Michel aus Deutschland wunderschöne Bilderbücher gebracht, die mir bald lieber geworden als der Mamelucke. Und so tief prägen sich des Kindes Eindrücke der Seele ein, daß jetzt noch alle diese Bilder frisch und lebendig vor ihm stehen, während die trefflichen Meisterwerke, die ich in späteren Jahren mit dem lieben Bruder in den Bildergallerien von Wien und München sah, beinahe in meiner Erinnerung verblichen sind. Ein Buch, in dem alle Völker der Welt in ihren verschiedenen Trachten und Farben abgebildet sind, hat mir besonders viel zu schaffen und zu denken gemacht, und ich verdanke ihm die ersten Begriffe der Erdkunde. Aber mein grünes Büchlein, welches ich so nannte, weil es einen schönen, hellgrünen Einband hatte, ist mir doch von Allen das liebste gewesen. Am Fenster einer Laube hatten wir einen kleinen, käfigartigen Erker, in dem der verstorbene Herr Pfarrer seine Tauben fütterte, wir nannten ihn „Guckehirle.“ Dort saß ich oft Stundenlang, wie ein Schneider mit untergeschlagenen Beinen, und vertiefte mich in die Erzählungen meines grünen Büchleins — und ich könnte das kleine Mädchen mit dem braunen Lockenköpfchen noch malen, das unter einem blühenden Hollunderstrauch eingeschlafen und so betäubt geworden, daß es erst spät in der Nacht, von seinen Eltern, ganz bewußtlos gefunden wurde! Und so oft ich jetzt noch einen blühenden Hollunder sehe, fällt mir unwillkürlich das Mädchen aus dem grünen Büchlein wieder ein. In diesem kleinen Erker habe ich später Raff's Naturgeschichte, Campe's Kinderfreund, Robinson Crusoe, und noch andere mehr,

recht eigentlich verschlungen, besonders lebte und fühlte ich mit den Kindern des Kinderfreundes, Karl, Fritz, Lottchen und Luise.

Schwester Sälmy mit ihrem Manne und drei Kindern, und Bruder Michel, der auch eine schöne junge Frau und zwei herzige Mädchen hatte, verließen im Mai 1809 ihr Vaterland, und zogen in die große Kaiserstadt Wien, wo sie auch eine Tapetenfabrik gegründet haben. Ich weinte lange bei ihrer Abreise und äußerte gegen Jeany: „Da uns der liebe Gott schon den Vater genommen, so hätte er uns doch wohl die großen Geschwister noch lassen können."

„Ach, entgegnete er, das verstehst Du nicht. Die Geschwister sind ja nicht verloren, sondern nur nach Wien gezogen, und der Herr Helfer hat gesagt, daß im Himmel die frommen Leute Alle wieder zusammen kommen."

„Ja, meinte ich, das geht aber noch lange, und es wäre doch viel besser, wenn Sälmy und Michel noch in der Commenthurei wohnten."

„Ei, Schwester Lise, und der Schwager, Dein Göte (Pathe) die sind ja alle Beide noch in der Commenthurei," tröstete Jeany.

Und es hat mich wirklich getröstet, denn Schwester Lise war mir sehr lieb — und der Schwager? O! der ist ein guter, treuer Göte gewesen — Gott lohne es ihm!

„I ha ne gueter Göti g'ha,
Er hat au sini Fehler g'ha,
S' macht nüt, mer denke nüme dra,
Er said: „I bi jetz frei dervo,"
S'isch nie us bösem Herze cho!"

„I ha ne gueter Göti g'ha,
Er schloft un luegt mi nüme a,
Und het so gern si Gote g'ha!
Er said: „Will's Gott, mer werde scho
Im Himmel wieder z'säme cho."
(Hebel-Agathe an der Bahre ihres Pathen.)

Die Frau Bürgermeisterin.

Sie ist Jeany's Pathin gewesen, eine ausgezeichnete, würdige Frau; ihr Mann, obschon er kein öffentliches Amt mehr bekleidete, ist auch nach der Reunion in hohem Ansehen gestanden und bei der ganzen Bürgerschaft immer der wohledle und wohlweise Herr Bürgermeister geblieben. Da aber die Kinder überhaupt eine sehr feine Beobachtungsgabe besitzen, so hatte auch das würdevolle Wesen und der vornehme Anstand der Frau Bürgermeisterin, Jeany und mir einen großen Respekt eingeflößt. Die edle Frau hatte ihre wohlwollende Freundschaft für den seligen Vater, auf seine Wittwe und Waisen übertragen; sie lud uns oft in ihren schönen, großen Garten ein, und wir durften manchmal mit ihr spazieren fahren — in der großen Kutsche, wo der Bediente hintenauf stund! und das ist immer ein Ereigniß von Bedeutung, und ein großes Fest für uns gewesen.

Jeany war ein stiller fleißiger Bube, ein geborner Pfarrer, wie Onkel Anthony behauptete, bei dem es Herzenssache geworden, daß der sinnige Knabe mit der Zeit den Vater an unserer Kirche ersetzen sollte. Ich hingegen bin ein arger Trotzkopf und Wildfang, und in meinem Thun

und Lassen kein Bischen vornehm gewesen. So hatte ich einmal eine große Vorliebe für den Schustergesellen Natzi gefaßt, der in der Werkstätte des Nachbars Grumler arbeitete, und mir rothe lederne Schuhe für meine Puppe gemacht hatte.

Es war im Sommer, und vor dem breiten Fenster der Werkstätte ein Laden, auf dem gewöhnlich Schuhe und Stiefel zum Verkauf ausgestellt waren, nun kletterte ich für mein Leben gern auf diesen Laden, kauerte darauf und unterhielt mich mit meinem alten Freunde Natzi, oder hörte den Geschichten zu, die er den andern Gesellen von seiner Wanderschaft erzählte, wovon mir aber nur der Name des Schinderhannes, der oft vorgekommen, im Gedächtniß geblieben ist. Mutterchen mußte indessen doch finden, daß die Schuster-Gesellen eben keine passende Gesellschaft für ihr wildes, kleines Mädchen seien, denn sie verbot mir ernstlich, in die Werkstätte zu gehen, oder auf den Laden zu sitzen; allein ich gehorchte nicht, und so oft Mutterchen ausging und ich mich unbewacht glaubte, saß ich auch wieder auf meinem Throne; ich wurde wiederholt bestraft, bekam sogar die Ruthe — Alles vergebens, und unsere treue Therese, die mich hüten sollte, meinte: „Der Natzi müsse es mir angethan haben, denn ich sei ganz versessen auf ihn!“ Und er war doch nichts weniger als schön, der arme Natzi, in den schmutzigen Hemdärmeln, dem ledernen Schurze, seiner großen, rothen Nase und dem langen Zopfe, der immer, ich weiß nicht warum, kerzengerade aufrecht in die Höhe stund.

An einem Montag war Mutterchen in „der Wochen-Compagnie“, Therese im Waschhaus beschäftigt, Jeany schrieb seine Aufgaben, und ich saß wieder auf dem Laden bei

meinen lieben Schustergesellen. Natzi hatte mir aus einem Stückchen buntem Leder ein Pantöffelchen geschnitten, Zwirn und Nadel dazu gegeben, und seelenvergnügt, wie eine Königin, schusterte ich emsig an meinem Meisterstück, als die Frau Bürgermeisterin beim Laden vorüberging.

Ich sehe sie noch vor mir im weißen Bazinkleide und der zierlichen Spitzenhaube, wie sie verwundert stehen geblieben, und auf den großen, grünen Sonnenschirm gestützt, mich mit ihren großen Augen ernst angeblickt hat, endlich sagte sie: „Aber, Gretle! Wenn Dich Dein Vater hier sitzen sähe, was würde er wohl sagen?“ und ist dann fortgegangen, ohne ein Wort mehr zu sprechen.

Ich wurde feuerroth, warf dem erstaunten Natzi mein Pantöffelchen vor die Füße, sprang vom Laden herunter, lief nach Hause, versteckte mich im Alkoven und weinte bitterlich. Ich habe lange geweint, nicht nur weil ich mich vor der Frau Bürgermeisterin geschämt, nein, besonders auch darum, weil ich ungehorsam gewesen, und zum ersten Mal gefühlt, daß ein unsichtbares Auge über uns offen steht und uns bewacht.

Als ich Abends mit Jeany unsere Milchsuppe aß, fragte ich ihn: „Du, sieht uns denn der Vater aus dem Himmel?“

„Freilich sieht er uns, erwiederte er, und der Herr Helfer hat gesagt, wenn wir Beide fromm sind, so freue sich der Vater mit den Engeln, im Himmel über uns. Ja, und der liebe Gott sieht nicht nur Alles was wir thun, sondern er weiß sogar Alles, was wir denken.“

Ich schwieg stille und habe die Worte der Frau Bürgermeisterin Niemand erzählt, selbst der Tante im Eisenhof nicht, der ich sonst Alles gesagt; aber sie sind mir im Herzen

geblieben, und wenn man mir eine Welt angeboten, so wäre ich doch nicht wieder auf den Schusterladen gesessen. Der gute Natzi aber hat wahrscheinlich gedacht: „Wie doch das arme Menschenherz von Jugend auf so unbeständig und wankelmüthig ist.“

Unsere Katze und unsere Schwalben.

Wir hatten des Vaters Katze aus dem Pfarrhaus in unsere neue Wohnung mitgenommen; ein schönes Thier, das meine unzertrennliche Gefährtin wurde, während Mutterchen und Jeany sich nicht viel mit ihr abgaben, und sie nur werth hielten, weil es eben des Vaters Katze gewesen. Mich nannten sie neckend die „Katzenmutter.“ Diese meine Sympathie muß aber aus des Vaters Familie auf mich übergegangen sein, denn auch der Vater theilte sie, und hatte selbst unsere Baus groß gezogen, sie folgte ihm überall, kannte seine Stimme, und sprang ihm schmeichelnd entgegen, wenn er heimkehrte; schäfterte er im Garten an seinen Blumen, so saß die Baus im Grase und luegte so aufmerksam zu, als ob sie die Blumenzucht auch lernen wollte; und wenn der Vater mich im Lehnstuhle auf den Schooß nahm und Hebels Verslein auswendig lehrte, so war Baus auch dabei, drückte die Augen zu und schnurrte zufrieden Ron=Ron dazu. Im Eisenhof gehörten die Katzen ordentlich zu den Hausgenossen, und es war dort gewöhnlich eine ganze Familie beisammen, Mutter, Kinder und Großkinder, die alle ihren eigenen Namen hatten. Ja, selbst der ernste Onkel Bastian, des Großvaters Ebenbild, wie sie sagten, hatte einen schönen, weißen Kater, der sich ihm, wenn er

an seinem Sekretär schrieb, schmeichelnd über den Nacken legte — was mich, so oft ich es mit ansehen konnte, jedes Mal königlich vergnügte.

Und so ist es denn kein Wunder, wenn auch ich die Katzen, und besonders unsere alte Baus herzlich lieb hatte; sie gab es mir redlich zurück, ließ sich mitunter geduldig von mir quälen, hockte mit mir ins Guckehirle, wenn ich im grünen Büchlein studierte, und half mir im Winter hinter dem großen, grünen Ofen meine Aufgabe im französischen Wörterbüchlein auswendig lernen; und jede Maus, die sie gefangen, legte sie ehrerbietig vor meine Füße, ehe sie sich erlaubte, den Braten zu verzehren. Ja, die Roth-hus-Bäsi behauptete sogar: „Die treue Baus habe mir einmal das Leben gerettet!“ Um das zu erzählen, muß ich aber etwas weit ausholen:

„Wie alle Katzen, so lag auch unsere alte Baus für ihr Leben gern auf den weichen, guten Betten, und mit dem ihr eignen Instinkt wußte sie auch, daß weder Mutterchen noch Jeany sie auf dem ihrigen geduldet hätten, und kam deßwegen immer nur zu mir aufs Bett. Das wollte aber die Mutter auch nicht leiden, und verjagte die arme Baus, so oft sie dieselbe auf meinem Bette erblickte. Diese aber war, nach der Katzen Art und Weise, listig und schlau, und versteckte sich, besonders im Winter, oft unter meinem Bette, und wenn dann alle schliefen, so kam sie leise auf mein Bett und bettete sich schmeichelnd auf meine Füße — und ich weiß nicht, wer dann zufriedener eingeschlafen, ich oder die Baus? Kam dann Therese früh Morgens in die Stube, so schlich Baus sachte und unbemerkt wieder hinaus.

Nun bekamen aber Jeany und ich die Masern, er war dabei geduldig, ruhig und folgsam, ich hingegen unruhig, ungeduldig und widerspenstig, und muß mich wohl erkältet haben, denn der Ausschlag trat zurück, und ich lag aufgeschwollen und bewußtlos da. Man hatte mich den ganzen Abend mit warmem Flanell gerieben, aber ohne Erfolg, und die Rothhus-Bäsi wachte an meinem Bettchen. In der Nacht kam die bekümmerte Mutter, um zu sehen, wie es mir gehe; sie wurde unwillig, als sie die Baus auf meinem Bette gewahrte und sagte ärgerlich:

„Ei, so jagt doch die Katze fort, Bäsi!"

„Nein, nein, Frau Pfarrerin, wir wollen sie liegen lassen. Schon zwei Mal habe ich sie auf den Boden gethan, und zum dritten Mal ist sie wieder gekommen, und hat mich so beweglich angesehen, daß ich nicht den Muth hatte, das gute Thier wieder fortzujagen — es ist ja des seligen Herrn Pfarrers Katze gewesen, und wer weiß, ob es dem armen Thiere nicht eingegeben ist?"

„Aber Bäsi, wie könnt Ihr nur so abergläubisch sein?"

„Weiß nicht, ob ich abergläubisch bin, Frau Pfarrerin. Aber so viel ist gewiß, trotz aller angewandten Mittel sind des Kindes Füßchen immer eiskalt und wie leblos geblieben, seit aber die Baus darauf liegt, fangen sie an allmählich wieder warm zu werden. Darum wollen wir sie liegen lassen, denn ich habe immer gehört, daß natürliche Wärme viel wirksamer als die künstliche sei."

Ob es nun die natürliche Wärme der Baus, oder die künstliche des Flanells gewesen, die mein Blut wieder in die gehörige Wallung gebracht? das weiß ich nicht. Jedenfalls war es Gottes Gnade, denn ich wurde wieder warm,

verfiel in einen starken Schweiß, und mit Tagesanbruch eilte die Rothhus-Bäsi vor Mutterchens Bett und rief freudig: „Unser Gretele ist krebsroth, die Masern sind wieder herausgekommen, und Gottlob! das Kind ist gerettet!“

„Die treue Seele hat mir das wohl hundert Mal erzählt, und ist steif und fest dabei geblieben, daß ich ohne die natürliche Wärme der Baus nothwendig gestorben wäre — und dadurch ist mir natürlich meine Katze immer lieber geworden.

Im alten Haus, welches wir bewohnten, war ein großmächtiges Vorhaus (Hausflur) mit ziegelrothen Steinplatten belegt, und mit zwei großen Fenstern mit kleinen, runden in Blei eingefaßten Scheiben. Es war unser Spiel- und Tummelplatz, und Nachbarskinder und Gespielen kamen am liebsten zu uns, weil wir ein so großes Vorhaus hatten, wo man ungestört „Versteckerli's,“ „Blinde Mus“, „Das bucklige Männle“ u. s. w. spielen konnte. Im Frühling nisteten einmal Schwalben über einem der großen Fenster des Vorhauses. Wir freuten uns kindisch darüber, sahen oft Stundenlang dem kunstreichen Bau des kleinen Nestes zu, und lebten bald mit den lieben, geflügelten Gästen, wie mit alten Hausgenossen. Wir streuten ihnen Brosamen und Futterkörnlein, jubelten, wenn die kleinen Vögelein flück geworden, die Flügelein regten, und endlich davon fliegen konnten; auch ließen wir den ganzen Sommer ein Fenster offen, damit sie ungestört aus und ein fliegen konnten. Zogen sie aber fort, dann war der Winter vor der Thür, und wir trugen Sorge, daß ihr Nest nicht beschädigt werde; und wenn sie mit dem warmen Frühlingswehen wiederkehrten,

da ging der frohe Jubel von Neuem an, und Eines rief vergnügt dem Andern zu: „Denk', unsere Schwalben sind wieder da!"

„Das sage ich Dir, rief Jeany eines Tages, als Baus lauernd unter dem Neste saß, und lüstern nach den kleinen Schwälblein blickte, die lustig zwitscherten und die Flügelein regten — das sage ich Dir, wenn Deine Katze eines von unsern Schwälblein frißt, so schlage ich sie todt!"

„Ei, warum nicht gar, Hanselemann, sagte die Rothhus-Bäsi, die mit Therese im Vorhaus Wäsche plättete — Art läßt nicht von Art, und die Katze nicht vom mausen. Baus ist ein unvernünftiges Thier und kann nicht begreifen, daß sie nur Mäuse und keine Vögel fangen darf."

„Ach, sagte Therese lachend, unser Jeany schlägt die Baus nicht todt, das verspreche ich Euch, Bäsi. Er wäre mir der rechte Held dazu! Aber wenn es der Morand einmal im Zorne thut, so solls mich nicht wundern. Früher war unsere Baus keine Diebin, aber seit einiger Zeit klagt Morand: „sie fische die Forellen aus dem Behälter, habe der Gluckhenne ein Küchlein genommen, und als Rose, die Köchin, letzthin Tauben gerupft, habe Baus eine davon gepackt und sei damit durchgegangen — und wenn sie nun auch noch anfängt, die Vogelnester auszunehmen, so stehe ich nicht mehr für ihr Leben."

Erschrocken nahm ich meine Baus auf den Arm, und habe ihr die eindringlichste Moralpredigt gehalten, sie schmiegte sich schmeichelnd an mich an, und leckte mir die Wange, blickte aber dabei so listig und verstohlen nach dem Schwalbenneste, daß die Rothhus-Bäsi sagte: „Ich hätte tauben Ohren gepredigt!"

Der gute Onkel Hans, dem unser altes Haus gehörte, hatte eine große Landwirthschaft und den besten Gasthof im Oberrhein, der weit und breit berühmt gewesen; er war auch Postmeister und hatte fast immer 15 bis 20 Pferde im Stalle. Der große Hof mit den Wirthschaftsgebäuden, Ställen, Remisen, Scheunen u. s. w. stieß an unsere Wohnung, eine Hinterthüre führte auf diesen Hof, und dort hatten wir Kinder unsere Welt und tausend Freuden. Da waren die beiden schönen Kuhställe mit den stattlichen Schweizerkühen, wo Klaus, der Melker, mich und die Baus mit kuhwarmer Milch regalirte, so oft wir zum Melken kamen. Der Taubenschlag, in dem mir die Tauben das Futter von der Hand fraßen. Der Schweinstall mit den Spanferkeln, die uns im Hofe nachliefen und am Rocke zupften. Der ungeheure große Misthaufen, auf dem die zahlreiche Hühnergemeinde, Enten und Gänse und der kollernde Trutthahn mit seinen Hennen ihr Wesen trieben. Der Fischbehälter, in dem wir zuweilen ein Fröschlein fingen, und von den Krebsen in die Finger geklemmt wurden. Der geräumige Heuboden, auf dem wir „Versteckens" spielten, und das Waschhaus, wo wir mit Wasser und Kleye allerlei Unfug trieben. Da war ferner die Weintrotte (Kelter), von der herab Jeany uns predigte, unsere Puppen taufte, und den jungen Spatzen, die wir zu Tode gefüttert, die Leichenrede hielt; oder auf der wir auch Comödie spielten und uns mit dem weißen tafftenen Schäferkleide*) schmückten, in dem Mutterchen

*) Es war mit Rosabändern eingefaßt, und die kleinen, runden Hütchen mit den flatternden Bändern, die man jetzt wieder trägt, sind akurat wie jenes Schäferhütchen war, wir nannten es auch „das Pamela-Hütchen."

in ihrer Jugend Gellerts Galathe vorgestellt. In den Remisen ließ uns Morand, der Stall- und Meister-Knecht, zuweilen in die Kutschen, Postchaisen und großen Diligencen steigen, und das war jedes Mal eine ganz besondere Lust; oder er hat uns aus den Pferdeschweifen langes Roßhaar gezogen, an das wir kleine Glasperlen anfaßten und Ringe, Kreuzlein, Hals- und Armbänder daraus verfertigten.

Und wenn im Sommer die wälschen Schnitter aus der Gegend von Belfort kamen, Abends ihre Patois-Lieder sangen, (die uns um so besser gefielen, weil wir kein Wort davon verstanden haben) in der Scheune tanzten und jodelten, den Erntekranz auf dem letzten Kornwagen brachten, und wir dann auch von den guten „Erntekü̈chlein“ bekamen; ja, das war wieder eine neue Freude und eine Lust, von denen unsere armen, verweichlichten Stadtkinder jetzt keine Ahnung haben können. O! alle diese Kinderscenen gehen jetzt wie ein Panorama wieder an mir vorüber, so daß ich meine arme Baus und ihr tragisches Ende beinahe vergessen habe.

Also unsere Baus, die zuerst immer daheim geblieben, und ein stilles, heimeliges Busi gewesen, die hatte sich mit der Zeit im großen Hofe so eingewöhnt, daß sie alle Schliche und Wege wußte, eine arge Diebin geworden, und den Morand, den Klaus und Rose, die Köchin, gegen sich aufgebracht hatte: „Und schau, Kind, sagte die Rothhus-Bäsi zu mir, mit den Menschen ist es, unzusammen gezählt, wie mit Deiner Katze. Wenn man der Leidenschaft ihren Willen läßt, so ist die Sünde Meister, und man kann dann so wenig vom Bösen lassen, als unsere Baus vom stehlen.“

Eines Morgens hörten wir Theresen im Vorhaus heftig schelten, Jeany und ich eilten hinaus, und siehe da, Baus

hatte eines von den jungen Schwälblein erwischt, und als es Theresen gelungen, es ihr wieder zu entreißen, hatte sie das arme Thierchen bereits todt gebissen. Meine arme Baus wurde nun tüchtig geschlagen, was mir aber weher gethan als ihr, sie war das nicht gewohnt, und entfloh scheu zum Dachfenster hinaus.

Die alten Schwalben flatterten verschüchtert hin und her, Jeany klagte um das todte Vögelein, das er bedauernd in der Hand hielt, und ich schluchzte in meiner Herzensangst, denn ich meinte Schuld an dem Verbrechen zu sein, das mir Therese vorhielt: „Weil ich die Baus so arg verwöhnt und immer in Schutz genommen, wenn sie Therese strafen gewollt, und weil die Schwalben heilige Vögel seien, die man nicht tödten dürfe, weil sie mit ihren weißen und schwarzen Federn „ein ewiges Leid“ für den Herrn Jesum tragen müssen.“

Den ganzen Tag ließ sich Baus nicht mehr sehen, und als ich Abends mit Jeany auf den beiden Armen von Vaters Lehnstuhl saß, ist sie nicht wie gewöhnlich gekommen, sich zwischen unsere Füße zu legen, ich weinte, und Jeany mit seinem weichen Herzen meinte: „Therese hätte doch die arme Baus nicht so arg schlagen sollen.“ Aber Mutterchen sagte ernst: „Nein, nein, Therese hat recht gethan, Strafe muß sein.“

Auch am folgenden Tage ist Baus nicht wieder gekommen, und als ich am Morgen des dritten Tages sie im Hofe suchen wollte, und die Hinterthüre öffnete, lag meine arme Baus todt vor derselben. Ich stieß einen schmerzlichen Schrei aus, und fing so heftig zu weinen an, daß Klaus und Morand herbei eilten, mich zu trösten suchten, und

mir eine andere Katze versprachen, ich wollte mich aber nicht trösten lassen, und als Therese bedauernd das schöne Thier in die Höhe hob, und indem sie sich bekreuzte, sagte: „Ich hab's wohl gewußt, sie hat sich am Schwälblein versündigt und Strafe muß sein!" Ja, da flüchtete ich erschrocken in der guten Mutter Arme, die mit Jeany auch hinunter gekommen, und die arme Baus ungern verlor — denn es war ja des seligen Vaters Katze gewesen.

Strafe muß sein! o, das klang noch lange in meinem bangen, kleinen Herzen nach, und als wir später in der Kinderlehre, Gerhards schönes Lied: „O, Welt sieh hier Dein Leben," auswendig lernten, und es uns der alte, ehrwürdige Pfarrer Rißler in seiner milden, väterlichen Weise erklärte, da hab' ich ihn recht gut verstanden, denn ich mußte an meine arme Baus denken, die ich nicht vergessen konnte und welche die Strafe so schnell ereilt! Und weil ich mich so sehr vor dem lieben Gott fürchtete, so war ich so froh, daß der Herr Jesus auch meine Strafe auf sich genommen, und am Kreuze für mich getragen hatte.

Der Herr Zunftmeister.

Onkel Anthony, der früher Präsident der Munizipalität gewesen, war unter dem Kaiser Napoleon Maire geworden, und nun die Kirchen wieder geöffnet, die Glocken zum Gottesdienste wieder geläutet, und die Todten nicht mehr „ohne Sang und Klang" zu Grabe getragen wurden, da wollte der Onkel, so viel an ihm stand, die Sonntagsheiligung und die Kirchenzucht auch wieder aufrecht halten. Auf dem Stephansplatze, vor der Kirche, trommelte, schrie

und lärmte man während dem Gottesdienste, Wagen und Kutschen rasselten vorüber, und der Pfarrer mußte oft in der Predigt oder mitten im Gebet, inne halten, bis der Lärm aufhörte. Diesem Uebelstande abzuhelfen, an welchem die alten gläubigen Bürger ein großes Aergerniß genommen, ließ der Onkel bei jedem Gottesdienste wieder, wie vor Altem, an den drei Straßen, die auf den Platz führen, Ketten spannen, so daß kein Wagen mehr darüber fahren, und die Ruhe nicht gestört werden konnte. Darüber spotteten die aufgeklärten Ungläubigen, der Pöbel schimpfte, aber die alte, ehrbare Bürgerschaft war hoch erfreut, und wußte es ihrem wackern Maire herzlich Dank.

Unter diesen war auch der alte Herr Zunftmeister Ulrich, er wohnte auf dem Platze, gerade der Kirche gegenüber; Jahre lang war er schon durch die Gicht in seinen Lehnstuhl gebannt, und weil er meinte, nur in der Kirche könne man wahrhaft beten und dem lieben Gott die gehörige Ehrfurcht erweisen, so hatte er den öffentlichen Gottesdienst gar schmerzlich vermißt. Als nun unter des Onkels Verwaltung auf dem Platze Ordnung gehalten, und es stille geworden, da ließ sich der Herr Zunftmeister, so oft es zum Kirchgange läutete, ans offene Fenster tragen, der Kilwert (Kirchwart) mußte ihm die Nummer und die Verse des Kirchenliedes bezeichnen, das gesungen werden sollte, und wenn dann die Orgel erklang und der Kirchengesang begann, so stimmte der alte Mann an seinem offenen Fenster andächtig und aus vollem Halse mit ein.

Für uns Kinder sind die Ketten keine Hemmung, sondern eine neue Lust und Freude gewesen. Wir schaukelten uns darauf, sprangen darüber weg oder krochen darunter

durch, besonders aber freuten wir uns die ganze Woche, „den Herrn Zunftmeister am Sonntag wieder singen zu hören!“ Wir stunden Wache, bis der erste Ton der Orgel ertönte, stellten uns dann in Reih und Glied, vor des guten Mannes Fenster und betrachteten mit wahrer Herzensfreude den alten Herrn, wie er in seinem Schlafrocke, der hohen, weißen Zipfel-Kappe mit der Brille auf der Nase, dem Gesangbuch in der Hand, mit weit geöffnetem Munde und gellender Stimme, in den Gesang der Gemeinde einstimmte. Er ließ sich aber in seiner Andacht nicht stören, hat sich auch nicht über unsere Neugierde geärgert, sondern gutmüthig gesagt: „Die Kinder müssen auch ihre Freude haben!“

Es giebt jetzt keinen solchen Herrn Zunftmeister mehr! Wohl steht das Haus, das er bewohnte, noch auf dem Platze; aber unsere liebe, alte Stephanskirche ist verschwunden, und ein prachtvolles Gotteshaus erhebt sich an ihrer Stelle. Das Alte ist vergangen und es ist Alles anders, Alles neu geworden. — Wir Alten sind fremd und haben das Heimweh in der Heimath! Aber über dem Wechsel alles Irdischen steht die ewige Gottesstadt, in der uns der Herr das himmlische Bürgerrecht erworben, und wo Er den Seinen die Stätte bereitet hat.

Der Mutter Namenstag.

Sie hieß Magaretha und ihr Namenstag wurde nach dem alten Schweizerkalender immer den 15. Juli gefeiert,

da ich aber auch so heiße, so bekam ich an diesem Tage jedesmal einen Blumenstrauß (Meyen wie wir im Sundgau sagen), und ein kleines Angebinde; zum Frühstück Butter-Wecklein und auf den Abend einen Kirschenkuchen.

Nun fiel es Jeany und mir einmal ein, Mutterchen zu ihrem Namenstag auch zu beschenken, und dazu unser Sackgeld zusammen zu sparen; es war klein, einen Sou wöchentlich, und wenn Jeany ein gutes Zeugniß vom Herrn Helfer bekam, und der gute Herr Willy, der mich deutsch und französisch lesen und schreiben lehrte, nicht über mich zu klagen hatte, so fügte die Tante im Eisenhof für Jeany einen, und für mich einen halben Batzen hinzu. Da aber den Kindern, besonders beim Warten, die Zeit so unendlich lange scheint, so hatten wir unsere Ersparniß nur wenig Wochen vor dem Namenstag angefangen, und am Vorabend des so sehnlich erwarteten 15. Juli, richtig nur 10 Sous zusammen gebracht. Es war freilich nicht viel, indessen zu einem Bande, um den Meyen zusammen zu binden, den wir der Mutter schenken wollten, meinten wir, es werde doch genug sein.

„Aber es muß ein grünes Band sein, schärfte Jeany mir ein, denn grün ist die Farbe der Hoffnung!“

Voll froher Zuversicht eilte ich in die Kramgasse, zu meinem alten Freunde, dem Posamentierer, bei dem ich gewöhnlich sogenannte Sou-Bändele für meine Puppen kaufte, und verlangte ganz stolz: Ein schönes, grünes Atlasband, das aber nicht mehr als 10 Sous kosten dürfe.

„G'horsamer Diener, Mamsellele, ein Atlasband für 10 Sous! man wird Dir Eines malen,“ erwiderte lachend

der alte Krämer. „Aber schau, da ist Eines zu diesem Preise, das Dir den gleichen Dienst thun wird.“

Ich seufzte, denn das Band war gar schmal und dünn, aber doch von schöner, grüner Farbe, — nun Jeany wird wenigstens damit zufrieden sein, tröstete ich mich, konnte mir aber mein geträumtes Atlasband nicht aus dem Sinne schlagen.

Damit unser Geheimniß doch ja verschwiegen bliebe, hatten wir es Niemanden als Theresen anvertraut; diese mußte dem Garte-Sepele sagen, daß er Blumen aus der Commenthurei bringen solle, aber ja nicht für wen. Als ich etwas beklommen mit meinem schmalen Bande heimkam, sagte mir Therese: „Der Garte-Sepele sei heute nicht in die Stadt gekommen, und habe also auch keine Blumen bringen können.“

„Warum sind wir aber auch so arme Kinder und haben keinen Garten, keine Blumen und keinen Vater mehr!“ klagte ich zürnend und weinend.

„Still, still, warnte Therese, die Tante im Eisenhof hat ja die schönsten Blumen in der Stadt, und wenn Du sie darum bittest, so gibt sie Dir gewiß gerne einen Meyen für der Mutter Namenstag.“

„Ja, brummte ich, sie selbst bricht mir nie keine Blumen ab, sie sagt es immer dem Hans-Uri, und der gibt mir nie was Rechtes, keine Rosen, keine Granaten, und ich hätte so gerne Nelken gehabt, denn das waren des Vaters Lieblingsblumen, und nun habe ich gar Nichts, keine Blumen und kein Atlasband!“

Therese tröstete so gut sie konnte und rieth mir, mich an die großen Cousinen im Gasthofe zu wenden, die eben

für ihre Mutter, Tante Gret, Blumensträuße zum morgenden Feste banden: „Geh' nur gleich hin, sagte sie, sie sind im Gewölbe im Hofe, und Cousine Lenele ist so herzensgut, daß sie Dir gewiß einen schönen Meyen machen und Dein Band darum knüpfen wird."

Zögernd und mit schwerem Herzen bin ich hingegangen, und fand die Cousinen im Gewölbe mit Blumen umringt; sie hatten bereits einen wunderschönen Kranz gewunden, auf dem Tische aber lagen zierliche weiße und rosa Atlasbänder und strahlten mir blendend entgegen. Ich drückte mein armes, grünes Bändele fest in die Hand, sagte nicht, warum ich gekommen sei, und lief weinend wieder heim zu Jeany, der auf der Laube saß und seine Aufgabe schrieb.

Schluzend klagte ich ihm unsere Noth und rief: „Und wenn Mutterli morgen bei der Tante Gret die schönen Blumen und Atlasbänder sieht, so kann sie ja keine Freude an unserm grünen Bändele haben, und meint, wir hätten sie nicht so lieb, wie die Cousinen ihre Mutter.

Es zuckte schmerzlich um Jeany's Mund, aber er bezwang sich und sagte, in dem Mentor-Ton, den er gewöhnlich annahm, wenn er mir Moral predigte: „Dummes Ding, die Mutter weiß ja wohl, daß die Liebe nicht in einem Atlasbande steckt. Aber warte nur, bis ich einmal Pfarrer bin, und des Vaters Haus und der Garten wieder unser sind, dann werden wir Blumen und Atlasbänder genug haben."

Diese Hoffnung trocknete meine Thränen, denn wir Beide meinten treuherzig, daß nothwendig mit dem Pfarr-Amte auch das liebe Haus und der schöne Blumengarten

wieder kommen würden. „Aber jetzt?“ fragte ich nach einer Pause wieder.

„Nun jetzt mußt Du in den Eisenhof und die Tante um Blumen bitten, und Du wirst sehen, das grüne Bändele freut die Mutter doch, denn grün bedeutet ja Hoffnung.“

Ich ging seufzend, aber während dem Gehen wurde mir das Herz wieder gar so schwer, denn mein grünes Bändele und die Rittersporren, die Hahnenfüßle, die Gretlehinterheck u. s. w., die mir Hans-Urí gewöhnlich gab, kamen mir gegen den duftenden Kranz und die schönen Atlasbänder der Cousinen immer armseliger vor. Ich fand die Tante in ihrer Rosenhecke, wo sie die welken Rosen abschnitt, und die Blätter in einem Körbchen zum Dörren sammelte. Erstaunt über meine rothgeweinten Augen, faßte die gute Tante meine Hand und fragte freundlich: „Warum ich geweint?“ Ich brach wieder in Thränen aus und erzählte ihr schluchzend meinen Kummer. Sie hörte mir theilnehmend zu, faßte meine Hand, setzte sich mit mir auf die Bank unter dem großen Heu-Birnleinbaum, und sprach, indem sie ein paar Birnlein vom Boden aufhob: „Da, armes Kind, iß diese Birnlein, und während Du sie issest, will ich Dir etwas erzählen.“

Die Tante erzählen zu hören, war mir aber lieber als Alles auf der Welt, und indem ich in die süßen Birnlein biß und ihr aufmerksam zuhörte, hatte ich mein Herzeleid beinahe vergessen.

„Einmal, erzählte die Tante, befand sich der Herr Jesus im Tempel zu Jerusalem, als die Leute aus dem Gottesdienste gingen und ihre Opfer in den Gotteskasten legten. Da waren schöne, reiche Damen in bunten Seidenkleidern,

mit goldenen Ketten und Spangen, kostbaren Spitzen, Perlen und Edelsteinen, die sahen gar prächtig aus, und dufteten von Wohlgeruch! Dann kamen auch vornehme und gelehrte Herren, Priester und Leviten, und die stolzen Pharisäer mit dem großen Barte, dem langen Talare und den breiten Gedenkzettel darüber. Diese alle legten viel Geld in den Gotteskasten und meinten vielleicht, daß sich der Herr Jesus darüber wundern und sie darum loben würde — aber ernst sah ihnen Jesus zu und sagte kein Wort.

Nun kam aber auch eine arme Wittwe in dürftiger Kleidung, die schüchtern hinter einer Säule gestanden, bis die hohen Herrschaften vorüber gegangen, und legte zitternd zwei Scherflein in den Opferstock. Ach, als sie den Herrn Jesum erblickt, den großen Propheten, der die Lahmen gehen hieß, die Blinden sehend und die Todten wieder lebendig machte, da ist es der guten Seele gewiß recht bange ums Herz gewesen, und sie mag wohl gedacht haben: „Was wird der Herr auch sagen, wenn Er mich nur zwei Scherflein opfern sieht?“ und weißt Du, was er gesagt hat?“

„Ja, Tante, ich weiß es! rief ich freudig! Es steht unter dem Bilde in meinem Historienbuche: „Wahrlich, ich sage Euch, diese arme Wittwe hat mehr als sie Alle eingelegt.“

„Und warum hatte sie mehr eingelegt?“ frug die Tante weiter.

„Weil sie Alles gegeben, was sie hatte.“

„Und Jeany und Du, habt ihr denn nicht auch all euer Geld gegeben, um das grüne Bändele zu kaufen?“

„Ja, Tante — aber es ist so dünn und so schmal!“

„Ei, die Scherflein der Wittwe sind auch gar klein

und nichts weniger als schön und glänzend gewesen, und sie haben den Herrn Jesum doch gefreut. Schau, mein Kind, ihr wolltet der Mutter eine Freude machen und habt gethan, was ihr konntet, und darum wird ihr das schmale grüne Bändele gewiß so lieb und werth sein, wie es dem Herrn Jesu die Scherflein der Wittwe gewesen sind, denn Gott sieht nie die Gabe, sondern nur das Herz und den guten Willen an."

„Aber ich hätte der Mutter so gerne, wie die Cousinen der Tante Gret, ein schönes Atlasband gegeben."

„Ja, meinte die Tante, um damit zu prangen, wie der Pfau in der Commenthurei mit seinen schönen Federn prangt?"

Ich blickte sie verwundert an, sie faßte meine Hände und sagte warnend: „Gretele, Gretele, nimm Dich vor der Eitelkeit in Acht! Denn die macht es gerade wie der Pfau, wenn er sein Rad schlägt, und dabei so stolz aufmarschiert, als ob er uns zurufen wollte: Schaut, schaut, was ich für schöne Federn habe! Und so hättest Du vielleicht morgen der Mutter auch gerne sagen können: „Schau, schau, was wir Dir für ein schönes Atlasband gekauft haben!"

Ich wurde feuerroth und schlug die Augen nieder, sachte hob die Tante mein gesenktes Köpfchen in die Höhe, gab mir einen Kuß und sagte tröstend: „Gieb mir jetzt Dein Bändele, Kind, ich will es um zwei Nelken binden, die ihr der Mutter morgen geben könnt, und die sie gewiß mehr freuen werden, als alle Atlasbänder von der Welt. Und sie ging mit mir zu ihrem schönen Nelkenflor, der zierlich in einer Reihe von Töpfen aufgestellt war, und schnitt zwei

der schönsten, vollkommensten Nelken ab. Ich traute meinen Augen kaum, denn vor den Marcotten hatten wir noch aus dem Vaterhause einen solchen Respekt, daß wir nur verstohlen wagten bisweilen unsere Nase hineinzustecken, um den würzigen Wohlgeruch einzuathmen, und meinten, kein Mensch dürfe eine davon abschneiden, selbst der Vater und die Tante nicht; und jetzt hatte die Tante zwei der Allerschönsten abgeschnitten, eine große dunkelbraune, und eine zarte hellgelbe, sie mit Moos umwunden und mit meinem grünen Bändele zusammen gebunden — es war allerliebst anzuschauen und ich rief entzückt: „Und das ist für uns, Tante!“

„Ja, Kind, es ist für Euch. Gebt morgen der Mutter die beiden Nelken, die sie gewiß freuen werden. Zuerst will ich Dir aber noch sagen, wie sie heißen und was sie bedeuten. Als Jeany zur Welt gekommen, da hatte diese schöne, dunkelbraune eine große vollkommene Knospe, und der Vater hat sie Johannes genannt; und als die Nelke so schön sich entfaltete und so lieblich duftete, da meinte der gute Vater, der liebe Gott werde den neugebornen Sohn, wie die schöne Blume wachsen und duften lassen, Ihm zum Preise und zu der Mutter Trost und Freude! und er hat jeden Herbst eine Marcotte davon genommen und mit treuer Liebe groß gezogen. Seit seinem Tode habe ich es an seiner Stelle gethan, und jedes Jahr hat der Johannes meine Mühe mit einer schönen Nelke belohnt.“

„Und gelt, Tante, ich bin die hellgelbe, die mir immer so gut gefallen hat?“

„Ja, sie heißt Margaretha, wie Du, aber ihre Pflege

hat den Vater und mich mehr Mühe gekostet als die des Johannes."

„Warum denn?"

„Weil sie immer so viele Ausläufer, nämlich kleine Nebenknospen hat — schau, wie diese da; die Ausläufer muß man aber sorgfältig wegschneiden, sonst nehmen sie der Knospe alle Kraft, sie verkommt, wird welk und kann nicht zum blühen kommen, und wäre der gute Vater noch bei uns, so würde er Dir jetzt sagen: „Liebes Kind, die Nelkenknospe ist das Bild der Seele; die vielen kleinen Ausläufer, welche die Knospe ersticken, wenn man sie wachsen läßt, sind das Bild der Sünde, Ungehorsam, böse Lust, Eitelkeit, Lüge, Trotz und wie die bösen Geister noch alle heißen. So oft Du nun einen solchen Ausläufer in Deinem Herzen wahrnimmst, so reiß' ihn aus, und vermagst Du es nicht aus eigener Kraft, so bitte den Herrn Jesum, es zu thun, damit Du zur schönen Blüthe Dich entfalten, und Deinem Gott zu Ehren blühen und Frucht bringen kannst." — Seitdem habe ich oft an diese Worte der lieben Tante gedacht, besonders wenn ich an einem Nelkenstocke die vielen, kleinen Ausläufer betrachtet und abgeschnitten habe.

Im Triumphe trug ich meine schönen Nelken heim. Jeany war überglücklich, und am andern Morgen, als Mutterchen erwachte, stunden wir Beide in unsern Sonntagskleidern vor ihrem Bette, ich mit dem Nelkenstrauß in der Hand, Jeany mit dem Wunsche, den er selbst gedichtet, und auf ein schön bemaltes Blättchen, in einen Kranz von Rosen und Vergißmeinnicht, geschrieben hatte. Wir hatten es uns recht feierlich ausgedacht, Jeany hatte insgeheim

Gellerts schönes Morgenlied: „Mein erst Gefühl sei Preis und Dank,“ auswendig gelernt. Das sollte er zuerst hersagen, und er fing auch ganz gravitätisch damit an, aber das Lied war zu lang für unsere kurze Geduld, und schon beim zweiten Vers sprang ich aufs Bett, faßte unser Mutterchen um den Hals — Jeany mir nach, und nun gings bunt durch einander ans Erzählen: „Vom Atlasband, vom Garte-Sepele, der keine Blumen gebracht, vom schönen Kranze der Cousinen, von der Tante im Eisenhof, dem Scherflein der Wittwe, den Marcotten-Nelken, die der Vater Johannes und Margaretha geheißen, und wie wir Beide gewiß brav sein und Jeany ein frommer Pfarrer, wie der selige Vater, werden wolle!“ Und Mutterchen hat uns gerührt in ihre treuen Arme geschlossen, in ihrem hohen Alter noch an diesen Namenstag gedacht, und immer gesagt, es sei der schönste ihres Lebens gewesen.

Zum Frühstück kam ein Zuckerbrod und Gugelhopf von der Tante aus Basel, und von den Cousinen ein schöner Strauß mit einem schneeweißen Atlasband. Warum aber hat mich dieses schöne Atlasband mehr beschämt als erfreut? Ach, so jung ich war, so fühlte ich doch, daß Tante Anthony wahr gesprochen, und daß ich mit dem kostbaren Bande auch gerne geprangt und das Rad geschlagen, wie der Pfau in der Commenthurei, mit seinen schönen Federn.

Das Donau-Weibchen.

Ich weiß nicht wann das erste Theater (das erst seit wenig Jahren abgebrochen) in unserer Stadt erbaut worden ist, es steht nicht in der Chronik, und lebt keiner mehr, der es mir sagen könnte. Mutterchen hat mir oft erzählt, in ihrer Jugend da hätte die streng reformirte Obrigkeit durchaus keine theatralischen Vorstellungen in der Stadt geduldet. Indessen hätten durchreisende Schauspieler mehrmals in dem nahgelegenen Durni (Dornach), auf französischem Grund und Boden, gespielt, und zwar in einer Scheune, die man, so gut es eben gegangen, als Theater ausstaffirte. Das sei aber alle Mal eine prächtige Unterhaltung für unsere Mülhauser Bürger gewesen, die Schaarenweise nach Durni geströmt. Nach der Vereinigung mit Frankreich, in jener Zeit, wo allgemein das Theater als Bildungs- und Aufklärungsmittel gepriesen, und sogar ein Schiller meinte, die Schaubühne sei die beste Volksschule, wo auch unsere ehrbaren Bürgerinnen, sammt und sonders, für Iffland schwärmten, ja, da mußte unser Mülhausen nothwendig auch ein Theater haben — und es hatte auch Eines, und für jene Zeit sogar ein schönes, das uns Kindern ein wahrer Feenpalast geschienen!

Nun hieß es einmal in unserer Kinderwelt: „Denk, es sind wieder Comödianten da, und das Donau-Weibchen wird gespielt!“ Das Donau-Weibchen! Von dem hatte man schon lange gesprochen, und wir hatten viel vom Kasperl und besonders von der kleinen Jungfer Salome erzählen hören, welche aus einem Ei geschloffen! Und die allgemein bekannte Arie „der lustigen Jungfer Salome“

leierten die Orgelmänner auf den Gassen und die Kinder tanzten um die Orgel herum dazu; unsere Jungfrauen sangen sie am Clavier oder mit der Guitarre, und bei unsern theatralischen Vorstellungen übernahm ich gewöhnlich die Rolle der kleinen Heldin, kroch unter dem Tisch hervor, der das Ei vorstellen mußte, und sang tanzend und aus Leibeskräften:

„Ich bin vom Kopf bis auf die Zeh',
Die lust'ge Jungfer Salome!"

Und nun sollten wir diese Herrlichkeiten alle mit eig'nen Augen sehen und bewundern dürfen! — denn am Fastnachtsmontag wurde das Donauweibchen zum letzten Male aufgeführt, und die Tante im Eisenhof wollte uns zu dieser letzten Vorstellung ins Theater führen, und zwar in des Herrn Maires Loge, wo man es am besten sehen könne, versicherten die Gespielen, die schon im Theater gewesen, und nicht müde wurden, uns von den Wunderdingen zu erzählen, die sie dort gesehen hatten. Besonders von den Wassernixen, die mit langen, fliegenden Haaren und seegrünem Gewande in der Donau sangen; und vom leichtfertigen Kasperl, den das Donauweibchen verhext und an ein Mühlenrad gebunden, an dem er pfeilschnell herumgedreht worden, und gar jämmerlich geschrieen habe, aber doch nicht gestorben sei, denn der Schneider, drüben im kleinen Häuschen, nähe eben jetzt wieder ein scharlachrothes Kleid mit gelben Bändern verbrämt, akurat wie es der Kasperl zu tragen pflege.

Das Alles gab natürlich Jeany und mir viel zu schaffen und zu denken, und wir konnten den guten Montag kaum erwarten. Jeany gab sich zwar alle Mühe, seine Ungeduld

zu bemeistern und meinte: „Wenn es nicht Onkel und Tante Anthony wären, die bezahlten, und wenn die Mutter nicht mitkäme, so würde er gar nicht hingehen, er mache sich so nicht viel daraus, und es schicke sich auch nicht für einen künftigen Pfarrer, in die Comödie zu gehen. „Indessen ging er doch mit mir vor des Schneiders Boutique, spionirte wie ich nach dem rothen Kleide, und rieb sich vergnügt die Hände, als wir es fix und fertig am Nagel hängen sahen. Nur hätte er gerne wissen mögen: „Warum die Schneidergesellen die Aermel und Beinkleider mit Stroh ausstopften?“ Mich focht das wenig an, gab mir doch das neue, rothe Kleid die Gewißheit, daß der Kasperl wirklich noch lebte, am Mühlenrade keinen Schaden genommen, und daß ich ihn also auch noch leibhaftig werde sehen und bewundern können — und mehr verlangte ich nicht.

Endlich war der so ungedulbig erwartete gute Montag erschienen, und die heißersehnte Stunde hatte geschlagen. Mit hochklopfendem Herzen ging ich an Anne-Liseles Hand (die Pflegetochter des Eisenhofs) mit Mutterchen, Jeany, dem Onkel und der Tante, ins Comödienhaus, wie man es damals nannte. In der dunkeln Loge fürchtete ich mich fast und wagte nicht laut zu sprechen, bis mir Anne-Lisele sagte: „Es dürfe Niemand Fremdes in diese Loge, und so lange der Onkel Maire sei, gehöre sie ihm allein.“ Nach und nach füllten sich auch die andern Logen und das Parterre, die Musikanten kamen in's Orchester, stimmten ihre Instrumente, und ich schrie laut auf vor Freude, als ich meine beiden alten Freunde Blumlacher und den katholischen Schulmeister Lauf, mit ihren Baßgeigen erkannte. Als aber der große cristallene Leuchter mit den brennenden

Wachskerzen heruntergelassen wurde, man die Lämpchen vor dem Vorhange anzündete, der Souffleur sich unter sein bretternes Dach setzte, und die Musik ertönte, — ja, da hielt ich in gespannter Erwartung den Athem an, und wenn ich nicht in der Loge gegenüber die Tante Peter mit den Kindern aus der Krone erblickt, so hätte ich mich in einer Zauberwelt gewähnt! während wir nun einander freundlich zunickten, rollte der Vorhang auf und das war für mich ein feenhafter Anblick.

Im Hintergrunde floß die Donau, die Nixen tauchten auf und nieder, hielten einander bei der Hand und sangen dazu; ein stattlicher Rittersmann lauschte, im Vordergrunde, dem lockenden Gesang, und ich fragte leise Anne-Lisele: „Warum der Herr mit dem Federbusche so kurios auf und abmarschire, und ob die Donau-Nixen auch Fisch-Schwänze hätten wie die gemalten Sirenen (wir nannten sie Meer-Weibchen)?“ Ueberhaupt habe ich vom Gange des Stückes wenig oder gar nichts verstanden; aber wie das Donauweibchen aus dem Boden herausgekommen, und wiederum darinnen verschwunden ist, und wie die niedliche, wirkliche kleine Jungfer Salome wirklich aus einem Ei geschloffen und getanzt und gesungen hat — o! das entzückte mich königlich, und ist mir noch lange wachend und träumend vorgeschwebt. Die Späße des Kasperl habe ich auch nicht verstanden, freute mich aber desto mehr, ihn am Ende des Spektakels auf dem Mühlenrade zu sehen und schreien zu hören.

Jeany, der Alles wissen wollte, dem mußte der Onkel in den Zwischenakten erklären, wie es eigentlich mit dem Verschwindloch (wie wir es nannten) zugehe, und wie

das große Straußen-Ei über demselben gelegen, die kleine Jungfer Salome durch das Loch hinaufgehoben, das Köpfchen ins Ei gesteckt, und es also geschienen, als ob sie aus demselben geschloffen sei. Da ist unserm redlichen Jeany plötzlich ein Licht aufgegangen, und als zuletzt das Donauweibchen im durchsichtigen Wasserpalaste an der Seite des Ritters erschien, und unter dem schallenden Applaus des Parterres der arme Kasperl kugelrund am Mühlenrade festgebunden und wirbelnd herumgedreht wurde, da hat Jeany den Strohmann des Schneiders erkannt, und obschon der wirkliche Kasperl jämmerlich hinter den Coulissen geschrieen, so ließ er sich doch nicht irre machen, und rief entrüstet der gegenüber sitzenden Tante zu: „Tante Petere, Tante Petere, 's ist nicht der Rechte, sie betrügen uns, der Schneider hat diesen gemacht, ich hab's gesehen!"

Zum Glück verhallte Jeany's laute Stimme im lärmenden Beifallsrufen, und in den schmetternden Tönen des Orchesters, und brachte keine wesentliche Störung hervor Tante Petere aber lachte so herzlich, daß ihr der Kopf davon wackelte; Mutter und Tante hielten, ebenfalls lachend, dem vorwitzigen Schreier die Hand vor den Mund und hießen ihn schweigen; der Onkel aber hat den Buben in die Arme genommen, herzlich geküßt, und mit überwallendem Gefühl gesagt:

„Ja, in Dir fließt ächtes Familien-Blut, Du bist ein treues, redliches Herz, ein rechter Israelite, in dem kein Falsch ist."

Und das ist er auch gewesen und geblieben bis zum letzten Athemzuge.

Das Kochbuch.

Mutterchen aß im Eisenhof zu Nacht; wir waren allein und hatten „ein Melker Nachtessen“, wie wir zu sagen pflegten, nämlich geschwellte Erdäpfel und frische Butter zu unserer Milchsuppe, ich ließ es mir trefflich schmecken: „Aber warum issest Du denn nicht?“ fragte ich Jeany, der trübselig seinen Löffel in der Milchsuppe herumdrehte.

Er fing bitterlich zu weinen an, und antwortete mit dumpfer Stimme: „Ich möchte lieber sterben als essen.“

„Sterben — Du! warum denn?“

„Weil ich kein Pfarrer werden darf.“

„Du, kein Pfarrer werden! Wer hat es denn verboten?“

„Das Geld.“

Ich blickte ihn verwundert an, denn ich begriff nicht, wie das Geld etwas verbieten oder erlauben könne. „Ja, meinte Jeany, wenn ich Pfarrer werden will, so muß ich studieren. Studieren kostet aber Geld, viel Geld, und die Mutter hat keines.“

„Aber der Onkel im Eisenhof, der ist ja Maire und reich.“

„Nicht reich genug, um mich ganz auf seine Kosten studieren zu lassen, er hat es selbst gesagt und meint, es werde vortheilhafter sein, wenn ich die Handlung lerne. Aber der Herr Helfer hat gesagt, mir fehle der Zahlensinn dazu, und ich will lieber sterben, als ein Kaufmann werden, denn ich kann nun einmal nur Pfarrer sein,“ rief der arme Bube,und legte weinend den Kopf auf den Tisch.

Das kam mir aber seltsam vor, daß Jeanynicht Pfarrer

werden solle, in meinem Sinne war er es ja immer gewesen, und wenn er es nun wirklich nicht werden durfte, so bekamen wir das liebe Vaterhaus und den Blumengarten auch nicht wieder. Ich wurde ganz betrübt, die aufgeplatzten Erdäpfel und die gute Butter schmeckten mir nicht mehr, und ich fing herzlich mit Jeany zu weinen an.

Als Therese kam, und uns Beide weinend fand, meinte sie, wir hätten gezankt; sie hielt uns eine Versöhnungspredigt und sagte: „Es sei schade um das gute Nachtessen, und wir hätten es nicht verdient. Schweigend hörten wir sie an, und legten uns im Alkoven traurig zu Bette; Jeany betete dann das übliche Abendgebet:

„Bedeckt mit Deinem Segen,
Eil' ich der Ruh entgegen,
Dein Name sei gepreist!
Mein Leben und mein Ende
Sind Dein, in Deine Hände
Befehl ich, Vater, meinen Geist!

Amen! sagte ich andächtig und rief dann plötzlich: „Aber Jeany, kann Dich denn der liebe Gott nicht ohne Geld studieren lassen?“

„Es ist ja wahr! Er kann Alles, was Er will, und Ihm sind alle Dinge möglich, der Herr Helfer hat's gesagt —“ erwiderte er ermuthigt, und darauf sind wir Beide getröstet eingeschlafen.

Am andern Morgen ging Jeany wie gewöhnlich in die Schule. Die Mutter war ernst und nachdenkend, und sang leise Gellerts Lied: „Was ist's, daß ich mich quäle,“ vor sich hin. Es war ihr Trostlied, und sie hat es so oft gesungen, wenn sie traurig und bekümmert gewesen, daß ich

es nur vom singen hören auswendig gelernt, und an jenem Morgen, ohne recht zu wissen warum, von Herzensgrund mit ihr gesungen habe. Die gute Mutter sah mich erstaunt und wehmüthig an, schloß mich in die Arme und sagte gerührt: „Ja, Kind,

„Gott ist der Müden Stärke,
Und aller seiner Werke,
Erbarmt Er ewig sich!"

Und froh, meine Weisheit auskramen zu können, fiel ich triumphirend ein:

„Was kann mir widerfahren,
Wenn Gott mich will bewahren,
Und Er, mein Gott, bewahret mich!"

„Und gelt, Mutterchen, Er läßt unsern Jeany ohne Geld studieren, daß er ein Pfarrer werden kann?"

„Wir wollen ihn darum bitten, Kind," sagte sie, indem sie mich herzlich küßte.

Als Jeany aus der Schule kam, hatte er wieder roth geweinte Augen, und sagte kleinlaut: „Der Herr Helfer hat gesagt, ich würde ein schlechter Kaufmann abgeben, könne aber ein guter Pfarrer werden, wenn ich fromm und fleißig sei."

„Sei ruhig, Kind, entgegnete die Mutter, wenn es Dir Ernst ist, den guten, seligen Vater zu ersetzen, so wird Dir der liebe Gott helfen und seinen Segen dazu geben."

Nachmittag kamen die beiden Onkeln, Sebastian und Anthony, und der gute Doktor Peyer, ein frommer Mann und vertrauter Freund des seligen Vaters, er war ein Enkel oder Urenkel des ehrwürdigen Rißlers, Bischof der Brüder-Gemeinde in Herrenhut. Jeany wurde gerufen, ich hörte

laut und ernstlich sprechen — mir wurde bange, und ich verbarg mich, mit laut klopfendem Herzen, im Guckehirle.

Da stürzte Jeany plötzlich zur Thür hinaus, warf jubelnd seinen Schulsack in die Höhe und rief freudig: „Mutter schreibt ein Kochbuch, ich darf Pfarrer werden — und komme nach Neuwied, wo ich studieren kann!“

Verwundert sprang ich aus meinem Versteck, und blickte Jeany fragend an, denn ich begriff nicht, warum die Mutter ein Kochbuch schreiben wolle, und wie das mit dem Pfarrerwerden, mit Neuwied und dem Studieren zusammenhängen könne.

„Ja, siehst Du, erklärte Jeany, die Onkeln sagen auch, es sei des seligen Vaters Wunsch und Wille gewesen, daß ich studieren und ein Pfarrer werden soll. Und der Herr Doktor hat gesagt, ‚wenn der Vater am Leben geblieben, so hätte er mich nach Neuwied zu den Herrenhutern in Pension gethan, und darum will mich die Mutter jetzt hinführen, und ich soll dort auch confirmirt werden.“

„Aber warum will sie denn ein Kochbuch schreiben?“

„Um Geld zu verdienen, damit ich studieren kann.“

„Bekömmt man denn Geld, wenn man ein Buch schreibt?“

„Ei freilich — und warte nur bis ich einmal Pfarrer bin, dann schreibe ich ein schönes Predigtbuch und bekomme viel Geld dafür!“

„O! rief ich freudig, und ich will einen Kinderfreund, einen Robinson und ein grünes Büchlein schreiben!“

„Dummes Ding, das würde Dir viel helfen, die sind ja schon lange geschrieben und gedruckt.“

„Aber," fragte ich wieder, „wie kann man denn schreiben, was man nicht gelesen hat?"

„Man muß es erdenken; und damit man es erdenken kann, muß man es lernen und studieren."

„Hat denn die Mutter studiert?"

„Nein, aber sie hat im Gasthof bei ihren Eltern gut kochen gelernt, und die Tante im Eisenhof hat gesagt: „Es sei Niemand in der ganzen Stadt, der so gut kochen könne, wie die Mutter; und darum kann sie nun auch ein Kochbuch schreiben, und will es thun, damit ich studieren und ein Pfarrer werden kann."

Das ging mir aber im Kopfe herum, daß Mutterchen mit einem Kochbuche Geld verdienen und Jeany damit studieren könne; ich wollte mithelfen, und als um drei Uhr der Herr Willy kam, uns die Lehrstunde zu geben, da hab' ich ihn ganz treuherzig gebeten: „Er möchte doch so gut sein und mich ein Buch schreiben lehren."

Ich glaube, der liebe Mann hatte alle Mühe ernsthaft zu bleiben, denn er machte das seltsamste Gesicht von der Welt, klopfte mir mit seinem breiten Zeigefinger wiederholt an den Kopf, indem er ausrief: „O, Mamselle Naseweis, und Jungfer Strudelköpfle! lerne zuerst ruhig sitzen, ordentlich lesen und leserlich schreiben, ehe Du so hoch fliegen willst!" und als Mutterchen später in's Zimmer kam, sagte er lachend: „Wissen Sie schon, Frau Pfarrerin, daß unser Gretele ein Buch schreiben will?" Wäre es aber sein lieber Burger Jean (wie Herr Willy ihn nannte) gewesen, der das Buch hätte schreiben wollen, so hätte es der gute Lehrer ganz in der Ordnung gefunden, denn von allenseinen Zöglingen ist Burger Jean ihm der Liebste gewesen, und

er hat immer behauptet, es werde ein vortrefflicher Prediger, ja vielleicht ein großer Gelehrter aus dem fleißigen Buben werden.

Er war überhaupt ein ganz eigener Mann und Lehrer, unser guter Herr Willy; methodisch und pünktlich wie ein Notenblatt; er ließ uns kein B fürs P und kein K für ein G sagen, und wir mußten, ohne weitere Erklärung auswendig, durch alle Zeitformen die französischen Verben conjugiren, und auf deutsch unerbittlich vom Nominativ bis zum Vocativ decliniren, und wenn wir es dann zu laut herplapperten und der Kanarienvogel mit uns schrie, so hing der Herr Willy ganz ruhig sein großes, blaues Schnupftuch über den Käfig des armen Vögeleins, das alsobald verstummte, und wir dann auch mechanisch unsere Stimmen dämpften. Auch hatte er zierlich geschriebene Vorschriften, welche er „Zettele" nannte, und wurde unglücklicher Weise eines derselben mit einem Tintenflecks beschmutzt, so war das ein großes Vergehen, das jedes Mal die Strafe des „Winkelestehens" nach sich gezogen hat. Wir stunden aber gar nicht ungerne im Winkele, die beiden Cousinchen und ich, und wenn uns der Herr Willy alle drei dorthin verwiesen, und sich mit dem aufmerksamen „Burger Jean" vertiefte, so huschten wir lustig und unbemerkt von einer Ecke in die andere. Jeany predigte uns dann wohl, daß wir unredlich und ungehorsam gegen unsern Lehrer gewesen. Er hat uns aber doch nie verrathen, denn er war viel zu gutmüthig dazu.

Wenn es aber dem Herrn Willy so absonderlich unbegreiflich und komisch vorgekommen, daß unser Gretele ein Buch schreiben will (!), so erregte Mutterchens Entschluß,

ein Kochbuch zu schreiben, nicht weniger Erstaunen, ja mitunter Aerger und Unwillen im engern Familien- und Freundeskreise: Daß eine Frau, eine einfache Mülhauser Bürgerin, den Einfall hatte, und sich vermessen wollte, ein Buch zu schreiben! Das schien Allen so lächerlich, so unsinnig und so gegen allen gesunden Menschenverstand und gegen alle hergebrachte Ordnung der Dinge, daß die arme Mutter einen harten Stand hatte, und entweder ausgelacht oder bitter getadelt wurde.

Selbst der gute Onkel Anthony, als er am besagten Nachmittage zum Familienrathe kam, meinte zuerst: „Mutterchen müsse nicht recht bei Sinnen sein, um auf eine solche Idee zu kommen.“ Als ihm aber Doktor Peyer die Sache näher erklärte und versicherte, wie er bereits einen Verleger gefunden, der das Buch drucken und Mutterchen ein ordentliches Honorar dafür geben werde, und als auch Onkel Bastian meinte: „sie könne es ja probieren, zu verlieren sei dabei nichts, und im Fall des Gelingens, der Gewinn gesichert. Da hat der gute Onkel Anthony Mutterchens Hand gefaßt und tröstend gesagt:

„Nun, so versucht's, in Gottes Namen und mit seiner gnädigen Durchhülfe. Laßt den Jeany studieren, wir wollen Alle thun, was wir können, und der Segen wird Euch nicht fehlen!“ Dann hat er den weinenden Buben in die Arme genommen und tief gerührt gesprochen: „Du darfst nun Pfarrer werden, aber vergiß Deinen Vater im Himmel und Deiner Mutter treue Liebe nie!“

Und als unser lieber Jeany, der von nun an, wie einst der selige Vater, von Allen „der Pfarrer“ genannt wurde, im Jahre 1816 die Universität von Halle bezogen,

da hat er an seinem 20. Geburtstag mit großen Buchstaben in sein Tagebuch geschrieben:

„Jüngling, denke daran, daß einer guten „Mutter Leben und Ruhe von Deinem Fleiß „und Deiner Tugend abhängt.“

Nach Ostern führte Mutterchen unsern jungen Studiosus nach Neuwied; Tante Juliane, die ihren Karl auch dort in Pension geben wollte, begleitete sie. Die beiden Buben freuten sich ungemein auf die Reise, träumten wachend und schlafend davon, und erzählten mir viel von den Gefahren, die sie von Straßburg bis Neuwied auf der Rheinfahrt würden bestehen müssen: „Von den Stürmen, welche oft die Schiffe gegen die Felsen schleuderten, diese dann zertrümmerten, und man sich nur mit Lebensgefahr auf einem Boote retten könne, das zu diesem Zwecke an jedem großen Schiffe angebunden sei, und wie das auch nicht immer möglich sei, sintemalen schon gar manches Schiff mit Mann und Maus Schiffbruch gelitten!“

Ich wurde ganz bleich vor Schreck und meinte: „Weil der Rhein so gefährlich sei, so sollten sie doch lieber in der Diligence reisen und nicht auf dem Wasser fahren.“

Aber der dicke Karl lachte mich aus und rief: „Meinst wir seien so dumm, daß wir ertrinken wollten! Wir sagen nur so, um Dir recht Angst zu machen. Aber wenn wir wieder heimkommen, so werden wir so schön hochdeutsch parlieren, daß Du Dich mit Deinem „Mülhuser Ditsch“ vor uns schämen mußt!“ Darüber tröstete mich aber Jeany und meinte: „Ich solle mir nur beim Herrn Willy

recht Mühe geben und fleißig sein; später wolle er selbst mich dann gut deutsch sprechen lehren."

Und als die Buben nach drei Jahren wiederkehrten, und nach Aarau auf die damals so vorzügliche Kantonsschule kamen, da haben sie wirklich ein so reines Deutsch gesprochen, daß Tante Anthony behauptete: „Es klinge wie Musik so schön!" Von Aarau sind sie jeden Herbst während den Ferien heimgekommen, und zwar zu Fuß über die Schafmatt. Karl brachte dann jedes Mal ein zahmes Eichhörnchen im Sacke mit, das er mich bewundern und mit ihm spielen ließ, mir aber nie schenken wollte, so sehr ich ihn auch darum bat. Indessen freute ich mich doch das ganze Jahr hindurch auf den lustigen Karl und sein Eichhörnchen, auf meinen großen Neffen Hans, der auch in Aarau war, und besonders auf unsern Jeany, der tüchtig lernte, und eine so große Lücke in meinem Leben gelassen, daß es jedes Mal eine wahre Glückseligkeit gewesen, und mein Himmel heller glänzte, wenn wir ihn auf einige Wochen wieder im Mutterhause hatten.

Während den drei Wochen, die Mutterchen mit Tante Juliane zu der Neuwieder Reise brauchte, (denn es gab damals noch keine Eisenbahnen und keine Dampf-Schiffe) wohnte ich im Eisenhof. Ich brachte sonst regelmäßig jeden Samstag dort zu, weil an diesem Tage keine Schulen waren, und auch der Herr Willy keine Stunden gab, und konnte den ersehnten Tag kaum erwarten. Jetzt durfte ich drei volle Wochen dort wohnen und schlafen; aber trotz der großen Freude hatte ich dennoch in den ersten Tagen bitteres Heimweh, und fühlte zum ersten Mal im

Leben, wie weh das Scheiden thut! „Ohne Jeany kann ich nicht leben," klagte ich weinend der Tante.

„Armes Kind," tröstete sie — „Schau, wir sind eben Alle in der Schule auf dieser Welt, und müssen dem lieben Gott gehorchen lernen, auch wenn Er will, daß wir uns von denen trennen, die uns am liebsten sind und am nächsten stehen."

„Ja," meinte ich, „wenn ich nur nicht so viel mit Jeany gezankt und ihn so oft gequält hätte."

„Jeany wird, wills Gott, wieder kommen, und Du kannst dann artiger sein, und Alles wieder gut machen. Aber wenn Du wieder mit Jemand und besonders gegen die Mutter unfolgsam und unartig bist, so denke daran, wie es Dir jetzt zu Muthe ist, und wie es Dir noch viel schmerzlicher sein würde, wenn Jeany gestorben wäre, Du ihn nicht wieder sehen, und ihm Dein Unrecht abbitten könntest."

Im heitern, gemüthlichen Familienleben des Eisenhofs verlor sich aber mein Heimweh und bald war ich wieder ein fröhliches Kind. — Durfte ich doch ungehindert im großen Grasgarten herumspringen und alle Veilchen pflücken, ohne daß Hans-Uri scheel dazu sah. Der Tante half ich die Nelkentöpfe an die Sonne tragen, und auf dem Aurikelbeet mit einem Messerchen die Erde um die zarten Pflänzlein lockern. Mit dem Onkel fütterte ich seine Kanarienvögel — er hatte eine ganze Stube voll, die lustig auf den Tannenzweigen nisteten und herumflatterten. Am Abend begleitete ich ihn auf seinem Spaziergange durch den Tannenwald und den Rebberg, und wenn dann der alte Schaarwächter am Thore dem Herrn Maire das Gewehr präsentierte,

so hob ich so stolz das Köpfchen in die Höhe, als habe es mir gegolten. Auch hat mich die Tante spinnen gelehrt, an einem kleinen Spinnrädchen, das mir die gute Mama Luce an Weihnachten von Münster geschickt; und meine Herzensfreude, als ich endlich das Rädchen treten konnte, und der Faden sich um die Spuhle drehte, ja, die wäre schwer zu beschreiben! Die Tante lachte zwar über den dicken, ungleichen Faden und meinte: „Der sei schwer zu zerreißen, und wenn ich da meinen Lebensfaden gesponnen, so würde ich steinalt werden.“

Mit der guten Anne-Lisele, der Pflegetochter des Eisenhofs, lebte ich früher schon im besten Einverständnisse, aber in diesen drei Wochen sind wir vollends ein Herz und eine Seele geworden. Anne-Lisele kleidete mir alle meine Puppen neu, wusch und bügelte die weißen Pumphosen des Mameluken, daß er wieder ganz frisch und jugendlich aussah, und hat mir eine Menge Geschichten erzählt. Die Tante war uns unendlich lieb, aber wir haben ganz besonders für den Onkel geschwärmt, und wenn er an den Gallatagen mit der breiten, dreifarbigen Schärpe und dem Tressenhute aufs Rathhaus ging, so rief Anne-Lisele jedes Mal: „Nein, der Vater ist doch immer der Schönste von Allen!“ und sie hat auch später ihm zu Ehren ihre erste und einzige Tochter Antoinette genannt.

Und als mein Mutterchen wieder kam, und mir so viel von ihrer Reise, von Neuwied und von dem friedlichen Still-Leben in der Brüdergemeinde erzählte, und als Jeany's erster Brief ankam, und ich ihm zum ersten Male antworten durfte — was ein großes Ereigniß meines Kinderlebens gewesen — da vergaß ich allmählig der Trennung

bittren Schmerz, obwohl mir Jeany überall und täglich fehlte; aber ich hatte ja mein Mutterchen noch, und war daheim, und dieses kleine Wörtchen faßt die ganze Glückseligkeit des Kindes in sich.

Die Mutter schickte sich nun ernstlich an, ihr Vorhaben auszuführen und das Kochbuch zu schreiben. Es war dies eine schwierige Aufgabe für sie, weil ihr das Schreiben gar sauer ankam, in ihrer Jugend hatte sie, nach damaliger Sitte, nur den allernöthigsten Unterricht genossen, und konnte viel besser mit allen Handarbeiten, besonders mit dem Kochen, als mit der Feder umgehen, auch machte ihr der Onkel Anthony schonend die Bemerkung:

„Aber liebe Schwägerin, wie wollt Ihr, im Schreiben so unkundig, ein Buch schreiben können? Ich fürchte sehr, das wird Euch nicht möglich sein.“

„Nein, mein guter Schwager, ich selbst kann es leider nicht schreiben, das weiß ich wohl; aber ich will es dem Kandidaten diktieren, der es für mich schreiben wird.“

„Dem Kandidaten diktieren,“ wiederholte der Onkel erstaunt, blieb eine Weile nachdenkend stehen, faßte dann Mutterchens Hand, küßte sie herzlich und sprach gerührt: „Ihr seid eine wackere Frau, und gewiß wird Gottes Segen auf Eurer Arbeit und auf Euren Kindern ruhen!“

Wer der Kandidat gewesen, dem die Mutter ihr Kochbuch diktiert hat.

Ein Original, wie es keine mehr gibt, sintemalen in unserm aufgeklärten Zeitalter jede Individualität einem allgemeinen Vorbilde nachgebildet, und von Jugend auf darnach zugeschnitten wird, und wie Laboulaye so treffend bemerkt: Monseigneur tout le monde den Ton angibt, und der alleinige Herr und Meister ist, dem Niemand zu widersprechen wagt. Damit möchte ich aber keineswegs der Originalität des Kandidaten das Wort geredet haben.

Es lebt vielleicht noch, hie und da, einer meiner Mitbürger, der sich an das kleine Männlein mit der großen Habichtsnase erinnert, das Herr Kandidat Münz geheißen. Er trug immer die nemlichen altmodischen Kleider, hatte vier dünne, aufgerollte Haarlocken, und ein klein winziges Zöpflein dazwischen; wenn er ausging, so hatte er gewöhnlich einen großmächtigen Regenschirm unter dem Arme, den wir junges Volk „Robinson Crusoe" getauft, und den er im Sommer mit einem Stocke vertauschte, mit einem großen silbernen Knopf, auf den er große Stücke hielt, weil er noch von seinem Groß-Großvater herkam. Er war Mutterchens Geschwisterkind, der einzige Sohn ihrer Bäsi Pfarrerin, und hieß Theobald oder Diewelt, wie die Sundgäuer sagen.

Der Diewelt, erzählte Mutterchen oft, ist im gleichen Jahre wie ich geboren, als Kind hat er seiner armen verwittweten Mutter die schönsten Hoffnungen eingeflößt; er hatte ausgezeichnete Fähigkeiten, war fleißig und folgsam;

man stellte ihn mir immer zum Exempel vor, und Niemand hätte gedacht, daß er ein so träger, eigensinniger Sonderling werden könnte. Das mag wohl auch daher gekommen sein, weil er gerne Kaufmann geworden wäre, seine Mutter ihn aber gezwungen, Theologie zu studiren, obschon er ihr bestimmt erklärt, er werde nie eine Kanzel betreten, und er hat Wort gehalten. Es hieß auch, er habe sich in Zürich in eine bildschöne, vornehme Jungfrau verliebt, und nachdem sich diese verheirathet, sei es in seinem Kopfe nicht mehr ganz richtig gewesen, er selbst hat sich einmal auf folgende Weise darüber geäußert: „Das Gehirn ist wie eine Brücke ohne Geländer, die Gedanken marschieren, einer nach dem andern darüber hin; kommen sie aber von zwei entgegengesetzten Seiten, so stoßen und verwirren sie sich, fallen über die Brücke hinunter, und der Kopf wird konfus — so ist es mir gegangen."

„So viel ist gewiß, sagte Mutterchen, als er von Zürich heim kam, war er nicht mehr zu erkennen: Mürrisch, einsilbig, abstoßend und so eigensinnig, wie ein Maulesel — herzlos gegen seine arme Mutter, ist er statt ihr Trost und ihre Stütze eine schwere Last für sie geworden; denn er wollte schlechterdings nicht arbeiten; keine Lektionen geben, nicht predigen und auch die Stelle eines Organisten nicht annehmen, die ihm mein guter, seliger Mann verschaffen wollte, weil er so ausgezeichnete musikalische Talente hat, und ein so vorzüglicher Klavierspieler ist. Indessen jetzt, da seine gute Mutter todt und er der arge Bruder Wunderlich geworden ist, muß man in Gottes Namen Geduld mit ihm haben, ihn nehmen wie er ist und ihm helfen, so viel man kann."

Und das Kochbuch sollte eben auch dem Kandider (wie man ihn in der Familie nannte) etwas zu verdienen geben, denn mit seinen Einkünften ging es gar knapp her. Da er nichts thun wollte, so mußte seine Mutter ihr kleines Kapital angreifen, das schon durch seine Studien beträchtlich zusammengeschmolzen war: „Und wenn er anständig leben wollte, wie andere vernünftige Menschen, so könnte er es gar nicht machen," behauptete Mutterchen.

Er lebte aber wirklich nicht wie andere Menschenkinder seines Gleichen, der arme Kandider! In einem schlichten Bürgerhause ging er in die Kost, und hatte ein kleines Zimmer gemiethet, in dem er sein Bett, seine Bücher und seine Sieben-Sachen sorgsam aufbewahrt und verschlossen hielt; er bediente sich selbst, und kein Mensch durfte sein Zimmer betreten; es war kein Ofen darin, und er hat bis zu seinem Tode nie in einer warmen Stube gewohnt, hat auch nie ein Licht angezündet, sondern ist in den langen Winterabenden entweder bei seiner Kostfrau auf der Ofenbank gesessen, oder in seiner kalten finstern Stube auf und ab getrippelt: „Ach, meinte Mutterchen, so geht's, wenn das Herz erkaltet und die Liebe stirbt, an Etwas muß man sich doch halten, und so hat sich der arme Diewelt in's leidige Geld verliebt und ist ein arger Geizhals geworden.

Auch dem Schneider und dem Schuster hat er blutwenig oder gar nichts zu verdienen gegeben: „Und wahrhaftig, es geht ihm wie es den Kindern Israels vierzig Jahre in der Wüste gegangen, seine Kleider veralten und seine Schuhe zerreißen nicht!" hat die Rothhus-Bäsi gesagt.

Jede Woche kam der Kandider einmal zu uns und trank den Thee mit der Mutter, und wenn sie ihm dann bis-

weilen einen Leckerbissen aufstellen konnte, so machte dies die Gute so glücklich, und der Kandider ließ es sich trefflich schmecken. Im Gasthof, beim Onkel Hans, trank er regelmäßig am Sonntag den Kaffee und das Butterwecklein dazu. In der Familie oder bei Bekannten stimmte er hin und wieder ein Clavier, klimperte und spielte, mitunter recht schön, darauf, sagte man ihm aber nur ein Wort des Beifalls, so schlug er schnell das Clavier wieder zu, stemmte das Kinn auf den Knopf seines Stockes oder auf seinen Regenschirm und starrte schweigend vor sich hin; bei uns ist er manchen lieben, langen Nachmittag so gesessen, und hat kein Sterbenswörtlein gesprochen.

Und doch gab es zuweilen einen hellen Punkt in diesem finstern abgeschlossenen Dasein. Er liebte die Blumen, die er im Garten seiner Kostfrau pflegte, freute sich, wenn die Knospen zur Blüthe kamen, und hat mir manch' schöne Blume — aber nie mehr als Eine — zum Präsent gebracht, und mir dann jedes Mal ihre ganze Kulturgeschichte erzählt — auch meine Federn hat er mir alle geschnitten, und er schnitt sie sehr gut, und wenn ich ihm dann ein kleines Geschenk machte, Bonbons, die er sehr liebte, ein Federmesser, Bleistift, Scheerchen u. s. w., so hatte er eine kindische Freude, und wiederholte ein Mal über das Andere: „Sie hat mir da ein schönes Präsent gemacht!“

Einmal, es war im Herbst 1817, sollte ich mit Cousinchen Fanny in die Reben gehen, um Trauben zu schneiden, aber wegen der österreichischen Besatzung wollte man uns zwei junge Mädchen nicht allein gehen lassen und der Kandider sollte mit uns gehen, um uns zu beschützen. Der Himmel war klar und wolkenleer, unser Weg führte uns

bei dem Kosthause des Kandidaten vorüber, und er wollte den schweren Regenschirm mit dem leichtern Stock vertauschen; vor der Thüre hieß er uns einen Augenblick warten: „er wolle nur seinen Stock holen, und sei gleich wieder da.“

„Wir wollen mit ihm gehen! rief Fanny, so bekommen wir doch einmal seine Stube zu sehen.“ Unbesonnen und muthwillig wie wir waren, sprangen wir ihm nach und stunden, ehe er sich's versehen konnte, unter der geöffneten Thür. Ich weiß nicht was größer war, sein Schreck oder seine Entrüstung? mit ausgebreiteten Armen suchte er uns den Eingang zu wehren und rief zürnend: „Das schickt sich nicht! Ihr seid junge, unvernünftige Gänse, was wird Frau Ursel von Euch denken!“

Diese war herbeigeeilt, und wollte den armen Kandidaten besänftigen, er sah aber so komisch aus in seiner Angst und kriegerischen Stellung, daß sie mit uns in lautes Lachen ausbrach. Unterdessen war ich siegreich in die Feste eingedrungen, Fanny folgte mir auf dem Fuße: „Aber Herr Kandidat, was ist für eine Stickluft in seiner Stube, er muß ja krank darinnen werden!“ riefen wir und rissen die Fenster auf — diese krachten so sehr, daß die Scheiben aus den Rahmen zu fallen drohten: „Glaub's wohl, sagte leise Frau Ursel, er hat sie, seit er bei uns wohnt, nie geöffnet.“ Der gute Kandidat erschrack von Neuem und suchte mit Frau Ursels Hülfe die Fenster wieder in's alte Gleis zu bringen, obgleich sie ihn überreden wollte, sie offen und die reine, milde Herbstluft in seine Stube strömen zu lassen.

Während dem war ich mit Fanny zum Tische getreten, der mit allerlei Grümpel, Büchern, alten Zeitungen u. s. w.

bedeckt war, die alle denselben, fast möchte ich sagen „Modergeruch“ an sich trugen, welcher das Zimmer erfüllte. Mitten unter den Sachen auf dem Tische lag ein alter, vergilbter Kalender mit der Jahreszahl 1782. „Der kann schon lange denken!“ rief ich lachend, indem ich ihn in die Höhe hob — ein Miniaturbildchen fiel daraus, es war ein wunderschönes Frauenbild mit so feinen lieblichen Zügen, daß ich ganz verwundert ausrief: „O Herr Kandidat, was ist das für ein schönes Portrait!“

Wie von einem elektrischen Schlage gerührt, eilte er auf mich zu; ich hielt ihm das Bildchen entgegen, aber wie er es ansah, ja, da war es, als ob ein Sonnenstrahl seine kalten, starren Züge belebte und zum ersten und letzten Mal sah ich seine Augen von einem tiefern Gefühl beseelt — ob Schmerz, ob Freude? ich konnte es nicht unterscheiden; aber beschämt mußte ich erkennen, daß diese arme, gebundene Seele nach Gottes Ebenbild geschaffen sei, wie die Meine, und wohl auch einmal empfunden und geliebt hatte. Nicht mehr zürnend, sondern zitternd und langsam nahm der arme Kandidat das schöne Bildchen aus meiner Hand, legte es sorgfältig wieder in den alten Kalender, und diesen an den gewohnten Platz auf dem Tische. Niemand sprach mehr ein Wort, wir verließen stille, mit Frau Ursel, das Zimmer und der Kandidat schloß schnell die Thüre hinter uns zu.

„Ihr habt ihn durch euren muthwilligen Ueberfall erschreckt und aus dem gewohnten Gleise gebracht, sagte Frau Ursel, wir müssen ihn nun ruhig lassen, bis er sich wieder erholt hat. Damit aber die Trauben doch geschnitten werden, so will ich mit Euch in die Reben gehen.“

Wir nahmen es dankbar an und schämten uns von ganzem Herzen, waren aber nicht wenig erstaunt, als nach einer kleinen Stunde der Herr Kandidat mit Hut und Stock anmarschierte und als ob nichts vorgefallen, zu Frau Ursel sagte: „Sie könne nun heim gehen, er wolle da bleiben bis wir die Trauben geschnitten, und uns dann nach Hause begleiten."

Armer, armer Kandider! O, wie habe ich in jugendlichem Uebermuthe mich so hoch erhaben über dich gewähnt — und warum müssen wir so lange leben, so alt und schwach werden, um an unsere Brust zu schlagen und in Demuth zu erkennen, daß es nicht unser Verdienst, sondern des Herrn Gnade ist, wenn unsere Gedanken sich nicht verwirren, und nicht, wie die Deinen, über die Brücke gefallen sind!

Mutterchen schalt unsere Unbesonnenheit und fürchtete, daß der Kandidat sie uns nachtragen werde; er hat sie aber nie mit einem Worte weder erwähnt noch gerügt. Wie er zu dem Miniaturbilde gekommen, und wessen Bild es gewesen, ist ein Geheimniß geblieben. Die Mutter war seine nächste und letzte Anverwandte, und nach seinem Tode (er starb im November 1839) haben wir vergeblich nach dem schönen Portrait gesucht, es war und blieb verschwunden. Ach, der Herr allein kennt die verborgenen, geheimnißvollen Tiefen des armen, trotzigen Menschenherzens; aber er allein ist auch „barmherzig, gnädig und geduldig und von großer Güte und Treue, denn Er kennet, was für ein Gemächte wir sind; Er gedenket daran, daß wir Staub und Asche sind," — und auf seine Gnade allein haben wir gehofft, als wir die Hülle des armen Kandidaten in den Sarg gelegt.

Aber nun bin ich der Zeit weit vorgekommen, in der

die Mutter ihr Kochbuch verfaßt, und muß also wieder dahin zurückkehren. Der Herr Kandidat stellte sich regelmäßig um zwei Uhr Nachmittags, mit dem Regenschirm oder dem Stock je nach der Witterung, bei uns ein, und schrieb, was ihm Mutterchen diktierte, mit so fester, zierlicher Handschrift, daß Doktor Peyer sagte: „Es sei wahrhaftig Schade, das schöne Manuskript in die Druckerei geben zu müssen.“ Mit dem Schlage vier Uhr legte aber der Kandider die Feder nieder, und nichts konnte ihn bewegen, eine Zeile mehr oder einen angefangenen Satz fertig zu schreiben. „Es ist morgen wieder ein Tag,“ erwiederte er trocken auf der Mutter Bitten und Zureden, räumte die Schreibmaterialien zusammen und trank behaglich seinen Thee, der punkt vier Uhr für ihn bereit stehen mußte — und so ist es fortgegangen Tag für Tag, Woche um Woche, und von einem Monat zum andern, bis endlich im dritten Jahre in der Rißlerischen Druckerei und Verlagshandlung „das oberrheinische Kochbuch“ herausgekommen ist. Doktor Peyer hatte die Vorrede dazu geschrieben.

Ueber Bitten und Verstehen hat aber der Herr der Mutter Arbeit mit reichem Segen gekrönt, und sie hat noch die zehnte Auflage ihres Kochbuches erlebt.

Und wenn ich nun zurückdenke an unserer guten Mutter unermüdlichen Fleiß, an ihre große Geduld mit dem brummigen eigensinnigen Kandider und wie sie alle Hindernisse so ruhig ertragen und so beharrlich überwunden hat, so möchte ich noch vor sie hinknieen und ihr Dank sagen können für ihre treue, aufopfernde Liebe — für die wir damals nicht gedankt, weil wir sie eben noch nicht recht verstehen konnten. Aber jetzt, du liebes, treues Mutterherz, hast du ja im

Himmel deinen Lohn und den theuren Sohn und Gatten wieder gefunden! Und der Herr hat wohl auch zu Dir gesagt:

„Du hast gethan, was du thun konntest.“

Die Berge.

So oft ich im 121. Psalm die Worte lese: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir die Hülfe kommt!“ muß ich an den Pfingstmontag denken, an dem ich unsere Vogesen zum ersten Mal in der Nähe gesehen. Seit ich, nach des Vaters Tode, mit der Mutter in Basel gewesen, war ich nie weiter als zu den Geschwistern in der Commenthurei gekommen, und die Gebirgsketten des Schwarzwaldes und der Vogesen erschienen mir am Horizonte wie Wolken am Himmel. Wohl hörte ich oft sagen: „Es wird kalt werden, denn es liegt viel Schnee auf den Bergen,“ oder: „Wir bekommen Regen, die Berge scheinen so nahe.“ In meiner biblischen Historie hatte ich auch vom Berg Sinai, dem Thabor und Oelberg gelesen; und in der Geographiestunde sprach auch der Herr Willy von den Bergen, erzählte von den Alpen, von unserm Bölchen bei Gebweiler, und vom Himalaya, dem höchsten Berge auf der Welt! Aber ich hatte doch keinen rechten Begriff davon, konnte mir keinen Berg vorstellen, und gab mir auch die Mühe nicht, darüber nachzudenken, denn in der Geographiestunde ließ ich eben Alles,

was der Herr Willy sagte, zu einem Ohr hinein, und zum andern wieder hinaus, so daß nichts davon im Kopfe bleiben konnte, wie der gute Lehrer oft geklagt hat.

Als Mutterchen nach Ostern wieder zurückkehrte und ich aus dem Eisenhof heimkam, hatte ich in der ersten Zeit arges Heimweh nach Jeany, und das Herz war mir oft so schwer, ohne daß ich hätte sagen können, warum? — Ich versteckte mich dann im Guckehirle und weinte mich aus, und wenn mich Mutterchen oder Therese in Thränen fanden, und fragten, was mir fehle? so antwortete ich schluchzend: „Ich weiß es nicht, ich muß an Jeany denken.“

In jener Zeit lud die gute Tante im Eisenhof die Mutter und mich oft zum Essen ein, und machte mir fast jeden Samstag ein kleines Geschenk, um mich zu zerstreuen. Auch Schwester Lise ließ mich durch den Fäsch-Sepi auf dem Berner-Wägele in die Commenthurei holen; aber ihre Sophie, die im gleichen Alter wie ich, und gleichsam meine Zwillingsschwester gewesen, war nicht mehr daheim, sondern in Münster bei Mama Luce in Pension, und wenn ich zu Hause Jeany schmerzlich vermißte, so fehlte mir in der Commenthurei Sophie eben so sehr.

Am Pfingstmontage dieses Jahres hielt früh Morgens, nicht das Berner-Wägele, sondern die Reisechaise mit zwei Pferden bespannt vor unserm Hause, und der Fäsch-Sepi saß auf dem Bocke, und knallte lustig mit der Peitsche. Freudig sprang ich ans Fenster — Lise, die Aelteste aus der Commenthurei, ein sanftes, wunderliebliches Mädchen, rief grüßend zum Wagen heraus:

„Guten Morgen, Großmama! Gieb mir s'Tantele mit nach Thann. Mama Luce ist mit Sophie in Wesserlingen,

und kömmt zum Mittagessen nach Thann, und ich fahre hin um Abschied zu nehmen, ehe mich der Vater nach Vivis in Pension führt. Das Wetter ist so wunderschön, und bis um 5 Uhr sind wir wieder da."

Mutterchen sagte natürlich nicht nein, und ich zog zitternd vor Freude mein Sonntagskleidchen an, nnd saß bald voll freudiger Erwartung neben der guten Lise, der ich willig zu gehorchen versprochen, während der Fäsch-Sepi Mutterchen beruhigte und versicherte: „Er werde uns gewiß sicher und wohlbehalten nach Thann und zu rechter Zeit wieder heim bringen."

In meinem Leben vergesse ich das Gefühl von Glückseligkeit nicht, das mich durchzuckte, als der Wagen leicht und schnell mit uns davon rollte, mir war, als hätte ich Flügel bekommen, und als flögen wir davon. Die Paffstadter Bleiche, Lutterbach und seine „Großkellerei", von der ich so oft sprechen gehört, aber nie gesehen, die zogen schnell, wie ein Traumbild, an mir vorüber, als wir aber den Bergen näher und immer näher kamen, die unbestimmten Gebilde eine feste Gestalt gewannen, und sich mit freundlichem Grün bekleideten, da traute ich meinen Augen kaum, und rief entzückt:

„Aber, Lise, die Berge werden ja grün!"

„Du närrisches Tantele, erwiederte sie lachend, warum sollten sie denn nicht grün sein?"

Und als wir ins Städtchen einfuhren, und ich die schönen Vogesen vor mir stehen sah, da war mein frohes Erstaunen fast noch größer, als die Freude, Mama Luce und Sophie wieder zu sehen, und ich begrüßte sie mit den Worten:

„O, Sophie, wie sind die Berge so schön!"

Mama Luce, ihre Tochter Friederike, Lise und Sophie freuten sich über meine schwärmerische Bergesfreude, welche Sophie, die schon Jahr und Tag im schönen Münsterthale gelebt, nicht recht begreifen konnte. Sie gingen noch mit mir ins Thal spazieren, und mein Erstaunen und frohes Entzücken wurden mit jedem Schritte größer. Da blieb Mama Luce plötzlich stehen, faßte meine kleinen Hände, und sprach in ihrer freundlich ernsten Weise:

„Kinder, wie es heute unserm Tantele mit den Bergen gegangen, so wird es uns einst sein, wenn wir in der ewigen Heimath vom Glauben zum Schauen gedrungen sind. Wie die Berge am fernen Horizonte, so steht die unsichtbare Welt in unbestimmten Umrissen und in Wolken gehüllt, ein unbekanntes Land, vor unserm innern Auge da. Aber gewiß, Kinder, was Gott den Seinen im Himmel bereitet hat, das wird uns noch weit mehr entzücken und beseligen, als heute Tantele durch den Anblick der Berge überrascht und entzückt worden ist, denn:

„Ist es schon so schön auf Erden,
„O, wie wirds im Himmel werden!"

Ja, auch sie ist eine g u t e F r a u , eine segensreiche Erscheinung in meinen Kinder- und Jugendjahren gewesen, die liebe Mama Luce! Sie war so ehrwürdig, so fein gebildet, und dabei so gemüthlich und so kindlich heiter, daß sie für mich das Ideal der l i e b e n s w ü r d i g e n , a l t e n F r a u geblieben ist. Sie war eine Deutsche, in Durlach geboren, und eine vertraute Freundin Pfeffels, in dessen Hause Pfarrer Luce von Münster sie kennen gelernt, und als seine liebe Hausfrau heimgeführt hatte. Auch mit dem

seligen Vater ist sie innig befreundet gewesen, und hat ihre Freundschaft auf die Mutter und uns Kinder übergetragen. An jedem Weihnachtsbaume prangten die Pfeffernüsse und das gute Schnitzbrod der Mama Luce, auf das wir uns das ganze Jahr gefreut, und das gewöhnlich noch mit allerlei Spielzeug begleitet war. Ihr ganzes freundliches, liebevolles Wesen war so herzgewinnend, daß es mir jetzt noch in der Erinnerung das alte Herz erwärmt, und ich den seelenvollen Blick ihrer großen, schwarzen Augen, die auch im hohen Alter noch so wunderbar glänzten, noch immer vor mir sehe.

Doch es ist hohe Zeit, daß ich von meiner Kindheit schweige, und nicht, wie der Kukuk, immer nur von mir selber rede; ich habe ja diese Erinnerungen nur zur Ergänzung des Sittengemäldes jener guten, alten Zeit erzählen wollen. Aber unser Leben ist ein Kreislauf; Anfang und Ende, Kindheit und Alter, schließen und fügen sich so wunderbar in einander, und diese Erinnerungen sprudelten so lebendig aus meiner Feder, daß ich mich wohl zu weit von ihnen hinreißen ließ. — Möge mir der freundliche Leser verzeihen, und mit mir wieder zur eigentlichen Geschichte der goldenen Hochzeiten zurückkehren, von denen ich noch die zweite und dritte zu erzählen habe. Da aber mehr oder weniger auch die Geschichte unserer Stadt damit zusammenhängt, so muß ich zuvor noch der beiden feindlichen Invasionen von 1813 und 15 erwähnen.

IX.

Die feindlichen Invasionen.

„Wenn ihr aber hören werdet von Kriegen und Kriegsgeschrei, so fürchtet euch nicht; denn es muß also geschehen.

Markus 13, 7.

Nachdem Napoleon im Jahr 1800 premier Consul geworden, schrieb unser elsäßischer Dichter, Pfeffel, das Märchen vom Schiffe, in dem er Frankreich unter dem Bilde eines Schiffes darstellt, das von heftigen Stürmen umhergeworfen, dem Untergang nahe, an den Klippen zu zerscheitern droht — als:

„Ein Sohn des Sieges und des Glückes,
Schnell wie der Blitz die Wolken trennt,
. . . .
. . . .
Er stellt sich muthig an das Steuer,
Das er mit weiser Stärke lenkt,
Steht fest, wie des Pompejus Säule,
Auf die er seinen Namen schrieb.
. . . .
. . . .

Wird er mit seinem schönen Loose
Vergnügt, als oberster Matrose,
Den schlauen Feind, den Herrschertrieb,
Im eignen Busen stets bestreiten,
Und von den Klippen unversehrt
Das Fahrzeug in den Hafen leiten,
So ist er traun der erste Held,
Der alten und der neuen Welt!"

Und für die große Mehrzahl im Elsaß und in unserer Stadt ist Napoleon, dieser größte Held, auch als Kaiser und herrschsüchtiger Eroberer geblieben; „Rien de si beau que le commencement", sagt Thiers in seiner „histoire du Consulat et de l'Empire" und wer diesen schönen Anfang mit erlebt, Ruhe und Ordnung mit fester Hand wieder hergestellt sah, der wurde leicht von des Vaterlandes Macht und Größe verblendet, und vergaß im stolzen Siegestaumel die mit Blut getränkten Länder, und die Leiden und den Schmerz der unterdrückten, unglücklichen Völker.

Aber auch zu unserm großen, stolzen Kaiser hat der Herr nach der verhängnißvollen Schlacht bei Leipzig sein „Bis hieher und nicht weiter" gesprochen; und unser schönes Elsaß, das seit dem dreißigjährigen Kriege fast nie mehr, und immer nur theilweise, von feindlichen Kriegsvölkern betreten worden war, sollte nun gänzlich von den Heeren der verbündeten Mächte überzogen und eingenommen werden. Angst und Schrecken waren groß bei den armen Einwohnern, besonders in unserer alten Schweizerstadt, wo selbst im dreißigjährigen Kriege kein Feind in unsre Mauern gedrungen und man noch nie feindliche Einquartierung gehabt. Wer konnte, flüchtete in die Festungen, oder in die Schweiz zu den lieben alten Bundesgenossen.

Aus dem Tagebuch unsers Freundes Johannes, der in der Commenthurei ein gesegneter Mann und Hausvater geworden, will ich über diese erste Invasion noch folgenden Auszug mittheilen:

„Im Jahr 1812 und 13 stockten die Geschäfte fast „gänzlich; kein Wunder, denn ganz Europa war durch die „Ereignisse in Spanien und den Feldzug nach Rußland „mit Kriegslasten überladen, und aller Orten herrschten „Kummer und Noth. Der Wendepunkt für unsern über= „müthigen Kaiser war eingetreten, keine Anstrengung seines „mächtigen Genies und keine Opfer, wie groß sie auch dem „Lande aufgebürdet wurden, vermochten die bei Leipzig ge= „schlagenen und flüchtigen Heere wieder zu ergänzen; unauf= „haltsam näherten sich die verbündeten Heere unsern Grenzen, „Rache drohend für die früher erlittenen Niederlagen.“

„Von Tag zu Tag wuchs bei uns die Gefahr, und als „mit Anfang Dezember das rechte Rheinufer sich mit feind= „lichen Truppenmassen bedeckte, und im Elsaß keine Macht „war, fähig zu widerstehen, da durfte nicht mehr gesäumt „werden mit der Sorge, unsere beste Habe in Sicherheit zu „bringen, vor Allem die Kinder. Diese übergaben wir der „Freundin Luce, mit welcher verabredet war, daß dieselben „bei eintretender Gefahr bei Bekannten in abgelegenen „Hütten im Hintergrunde des Thales sollten untergebracht „werden. Was wir Werthvolles hatten, wurde in die Stadt „geflüchtet, und so erwarteten wir angstvoll, aber besonnen, „die immer drohender sich gestaltenden Ereignisse.“

Den 22. Dezember 1813.

„Nachdem am Morgen sich das Gerücht verbreitet: Der

„Vortrapp der Verbündeten stehe bei Sierenz und es seien „Linientruppen, denen bei Todesstrafe die strengste Manns= „zucht befohlen sei, trafen wir im Gemeinrath Vorkehrungen „zur ordentlichen Einquartierung und Verpflegung, wurden „aber bis Mittag nicht fertig damit. Getrost aßen wir „daheim zu Mittag, als eine Schaar junger Mädchen in „unser Haus liefen und in der Angst vor den ankommenden „Reitern mich um Schutz baten, und wie ich unter das „Hofthor trete und über dem zugeströmten Volke die zwölf „Fuß langen Speere und die schmutzigen, orientalischen „Uniformen erblicke, — da verschwand der Wahn, der mich „wenig Minuten zuvor eine schöne, hochgepriesene Cavallerie „sehen ließ.

„Bei des Maire's Hause giebt mir ein Kosakenoffizier „die Hand, indem er mir verständlich macht: „Er komme „für seinen Obersten Quartier bei mir zu nehmen.“ Ein „unbändiger Kamerad folgt ihm sogleich, um bei meinem „Associe Nägely für den Major zu sorgen. Beide durch= „suchen alle Zimmer im Hause, freuen sich über die ange= „nehme Wohnung und bedeuten mir: „Der Obrist esse nur „Fische, und diese müßten auf der Stelle da sein!“ Wir „schicken sogleich einen Boten in die Stadt, um Fische zu „holen. Unterdessen werden unsere Ställe durchstöbert, un= „sere Pferde herausbeordert und Platz für 12, dann 18, „endlich 28 und zuletzt für 32 Pferde verlangt. Kaum ist's „damit im Reinen, so kommen zwei Trompeter, die ihre „Pferde ohne Umstände in den für den Obristen bestimmten „Stall einquartiren; diesen folgt bald ein Haufen Kosaken, „welche den Hof füllen und die Gasse besetzen; an der Spitze „der Obrist mit dem Major und fünf Fähndrichen, und

„alle diese Menschen reden und verstehen kein anderes Wort „als russisch!

„Nachdem Obrist und Major die Zimmer besichtigt, „erscheint endlich der österreichische Rittmeister von Schnell, „der beim Regiment als Dollmetscher dient, und durch dessen „Hülfe endlich nach und nach Ordnung entsteht. Im Hofe „theilt man Branntwein aus, die Pferde werden versorgt; „Kosaken stürmen hin und her, die Offiziere wollen zu „Mittag essen; des Obristen Koch, der sich für seinen Sohn „ausgiebt, schreit nach „Fisch'." Diese kommen endlich; in „der Küche siedets und bratets; um 5 Uhr wird zu Tische „gesessen, ich bleibe beim Obristen, dem Major und dem „Rittmeister; die Mutter sitzt am Ofen und macht Grillen; „aus dem Dorfe kommen die Leute immer häufiger und „klagen über Mißhandlungen und Erpressungen, denen mit „gutem Willen so viel als möglich gesteuert wird.

„Im Dorfe ist kein Haber mehr, wir theilen von dem „Unsrigen einige Säcke mit, um Unglück zu verhüten. Ein „Pulk Kosaken postirt im Hofe; diesen wird wieder einge„schenkt, und sie stimmen einen, wahrlich schönen, russischen „Choral an; Ordonnanzen kommen und werden häufig „fortgeschickt. Nach acht Uhr reite ich, von einem ungarischen „Husaren eskortirt, nach Habsheim, um beim Commandanten „von Scheibler eine Sauvegarde zu verlangen; er weist „mich höflich, aber kurz ab. Daheim sind die Russen un„ruhig, sie haben sichern Bericht erhalten, französische Truppen „seien in der Nähe; starke Patrouillen werden nach allen „Richtungen fortgeschickt; der Rittmeister erklärt: es könne „wohl was geben, doch würden sie leicht siegen. Gegen „10 Uhr wird's wieder ruhiger, nach und nach geht Alles zu

„Bette; auch der Rittmeister, der seine Zeit damit zugebracht, „auf der Guitarre zu spielen, und deutsche, französische und „italienische Arien zu singen. Um eilf Uhr schließen sich „auch die Mägde ein, und meine Lise geht zu Bette; ich „mache alle halbe Stunden einen Gang durch Haus und „Hof, finde Alles ruhig; die Schildwachen stehen, mit Later„nen, auf ihrem Posten auf dem Felde und scheuen den an„haltenden, gewaltigen Regen nicht. Um drei Uhr wird es „wieder unruhig, ein bedeutendes Kosakenkorps kommt wieder „an, das auf der Straße Halt macht und im Hofe rüstet „sich Alles zum Aufbruch; der Lärm dauert bis gegen „5 Uhr, wo nach reichlich eingenommenem Schnaps, die „Reiter in der dunkeln Nacht, mit besonderer Gewandtheit, „sich in Ordnung stellen; der Obrist und die Offiziere „scheinen mit der Bewirthung zufrieden und bewilligen mir „ein Zeugniß, welches als eine Art Denkmal dieser ersten „Kriegsschrecknissen aufbewahrt bleibt.

„Alles im Hause und im Dorfe fühlte sich wie von „einer schweren Last erleichtert, als der Hof geleert und nur „noch eine geringe Wache am Thore stehen blieb. Ein „sonderbarer Eindruck machte mir mit Tagesanbruch der „verödete, mit Unrath angefüllte Hof, ein Bild der Ver„heerung. Als die Nachtwache fortreiten wollte, verlangten „sie einen Führer, und als dieser sich nicht sogleich fand, „wirft ein Kosak dem neben ihm stehenden Mertz einen „Strick um den Hals und schleppt ihn mit sich fort.

„So endigte diese für uns so ängstliche Nacht, in welcher „im Dorfe unsäglicher Unfug von der Reiterei getrieben „und die Leute in große Angst und Schrecken versetzt „worden waren; am andern Tage nahmen die Klagen da-

„rüber kein Ende, und Jeder wollte die schwerste Last „getragen haben.

Den 24. Dezember.

„Um Mitternacht starke Kanonade und kleines Gewehr„feuer in der Gegend von Hüningen. Vom Morgen früh „arbeitete ich beim Maire, um das Geld zum Fourage„Vorrath zusammen zu bringen. Mittags bringt uns der „Pariser Courier die Rede des Kaisers an das Corps „legislatif, im grellsten Contrast mit dem, was bei uns „vorgeht! Um 3 Uhr werden 400 Mann Einquartirung „angekündigt. Ein Rittmeister, ein Jäger-Hauptmann, neun „Bediente und achtzehn Pferde sind unsere Gäste in der „Commenthurei. Sie empfehlen sich durch ein freundliches „Betragen; aber in aller Höflichkeit verlangte der Ritt„meister vom Maire 20 Paar Stiefel und sagte: wenn sie „nicht auf der Stelle geliefert würden, so würden sie seine „Jäger schon zu finden wissen. Auch wollte er die fünf „Fässer Salz confiszieren, die wir in Habsheim gekauft; „aber am Ende blieb's bei der Drohung. Um acht Uhr „kömmt ein Obristlieutenant von Schmid und quartirt sich „bei uns ein; um zehn Uhr wird Punsch verlangt; gegen „eilf Uhr geht der Rittmeister die Treppe hinunter und auf „einmal schreit er ganz jämmerlich um Hülfe, wir eilen „hinunter, er war auf der Treppe gefallen und hatte sich „den rechten Arm gebrochen.

„Wir holen Graubüchle;*) der Obristlieutenant schreibt

*) Graubüchle war der Dorfbarbier, ein kleines, hageres Männlein mit heiserer Stimme und kupferrothem Gesichte; er war geschickter als sein Aussehen, und hatte besonders den Ruf, die Zähne gut und schnell auszureißen.

„an den Regimentsarzt, aber es vergeht mehr als eine „Stunde, ehe der verlangte Korporal zu Pferde sitzt, was „bei dem erzürnten Obristlieutenant und dem schreienden „Rittmeister die unangenehmsten Scenen gibt. Der Kranke „will sich durchaus nicht von Graubüchle berühren lassen und „es wird drei Uhr, ehe der Korporal zurückkommt, aber „leider ohne den Wundarzt gefunden zu haben. Lange un„schlüssig, ob Graubüchle den Arm einrichten solle, erklärt „endlich der Rittmeister: „Er wolle lieber sterben, als sich „diesem Menschen anvertrauen.

„Um halb vier Uhr fährt der Obristlieutenant mit unserm „jungen Freund Feer in die Stadt, um einen Arzt aufzu„treiben und den Arm, der unterdessen geschwollen und ent„zündet worden, einzurichten, was um fünf Uhr unter „fürchterlichem Geschrei des Rittmeisters geschah; er fluchte „entsetzlich, sagte, er hätte lieber den Arm in einem Treffen „ganz verloren, als nun sechs Wochen lang stille liegen zu „müssen! Um sechs Uhr tranken die Offiziere den Kaffee „und mußten nun mit ihren Truppen ohne den Rittmeister „fort.

„Aber was nun mit dem unbändigen Kranken anfangen? „Der Wundarzt trat auf unsere Seite und versicherte, er „könne ohne Gefahr nach Basel transportirt werden, und „er wolle ihn begleiten. Wir gaben unsere große Chaise „und ein Bett, der Wundarzt und Feer setzten sich zu dem „Rittmeister, und wir dankten Alle Gott, als er fort war.

„Nachdem wir auf diese Weise die heilige Christnacht „durchwacht, legten wir uns todmüde zu Bette. Ich konnte „aber keinen Schlaf finden und faßte den Entschluß, dem

„Obergeneral Frimont, von dem ich wußte, daß er in „Landser oder in der Umgegend übernachtete, entgegen zu „reiten. Gleich bei Habsheim stieß ich auf ein Truppenkorps, „die Offiziere, die ich anredete, waren höflich und freundlich „und etwa eine Stunde nach Habsheim traf ich den Ober„general und bat ihn um eine Sauvegarde. Er empfing „mich huldreich, versicherte mich seines Schutzes und bat „mich, mit ihm zu reiten. Langsamen Schrittes kamen wir „bis Othmarsheim, wo eine Schwadron Reiterei und sechs „Kanonen in Schlachtordnung standen. Der General ladet „mich zum Wachtfeuer ein und bittet um Holzzufuhr, und „indem ich fortreite es zu besorgen, sehe ich noch zwei In„fanterieregimenter und zwölf Kanonen aufstellen.

„Zu Hause ist Alles in Angst; im Dorfe streichen eine „Menge Soldaten und Weiber umher und nehmen den Leuten „ihre besten Sachen. Beim Maire fängt das Gedränge mit „Requisitionen ins Lager und mit Einquartierungen wieder „an, es wird immer ärger, die Noth im Dorfe immer „dringender; ich reite wieder ins Lager und bitte um eine „Patrouille zur Erhaltung der Ordnung, die sogleich fort„geschickt wird. Im Lager werden die Anstalten immer „ernster und die Infanterie dicht beim Sauesheimer Weg „aufgestellt.

„Um zwei Uhr kündet ein Lieutenant uns an, das „Hauptquartier werde in unserm Hause sein. Beim Maire „verdrängen die Quartierbesteller sich; eine große Menge „Bagagewagen füllen das Dorf, und der Jammer mehrt „sich bei den Einwohnern, von denen Viele bestohlen werden, „und Andere nichts zu essen haben.

„Um vier Uhr marschiert eine Compagnie Ehrenwache in

„unsern Hof, die Diener der hohen Herrschaften füllen das „Haus und sind grob. Um sechs Uhr kommt seine Excellenz „der General Frimont mit seinem Stab; man speist um „acht Uhr zu 18 Gedecken; 60 Soldaten und Diener und „30 Pferde hausen unten im Hofe. Bei Tische klage ich „seiner Excellenz die Noth im Dorfe, er hört mich theil„nehmend an und verspricht Linderung und Schutz.

„Todmüde gehen wir um Mitternacht zu Bette. Diesen „Weihnachtstag werden wir aber nie vergessen.“

Den 27. Dezember.

„Das Hauptquartier sitzt noch fest bei uns. Die Brücke, „bei Kembs über den Rhein geschlagen, soll morgen noch „30,000 Mann auf die Rheinstraße bringen, und bis diese „Armee operirt, wird es bei uns wohl im Alten bleiben. „Bei einem Spaziergang im Garten sagte mir der General, „der uns sehr freundschaftlich behandelt: Es werden bis „übermorgen wichtige Ereignisse statt haben. O möchten „sie den heißersehnten Frieden herbeiführen!“

Den 29. Dezember.

„Heute konnte ich endlich wieder einmal nach Mülhausen „fahren; aber wie bange war mir da. Alles düster und „verschlossen, schien es mir wie es an einem Orte aus„sehen muß, worin eine ansteckende Krankheit herrscht. „Neuerdings macht der General Hoffnung zum Frieden.“

Den 30. schrieb Schwester Lise ins Tagebuch:

„Bis 11 Uhr hörten wir in der letzten Nacht das „Bombardement von Hüningen; gegen Morgen wurde es „stille, Alles schien ruhig bleiben zu wollen, und wir fingen

„an trotz dem Gewühl wieder heiter zu werden. Nach dem „Mittagessen erhielt General Frimont eine Depesche, worauf „er alle seine Offiziere auf sein Zimmer berief, und dann „meinem Manne sagte: Sie gingen sogleich Alle fort nach „Mülhausen, um dem Prinzen von Württemberg Platz zu „machen, der wolle sein Hauptquartier bei uns haben! — Das „war uns Allen wie ein Donnerschlag, denn General Fri= „mont hatte uns nicht nur beschützt, sondern Freundschaft „erzeigt. Darum bekümmert sich aber Niemand!

„Die Herren nahmen sehr höflich Abschied, und kaum „waren sie fort, so sprengte nicht der Kronprinz, sondern „der Prinz Adam mit seinem Gefolge in den Hof! Wir „beherbergen ihn nun nebst seinen drei Adjutanten und einem „Troß Bedienten, mit denen man ungemein geplagt ist. „Prinz Adam hat seinen eigenen Koch, und der verbraucht „mehr für eine einzige Mahlzeit, als wir in einer ganzen „Woche. Aus der Küche bin ich nun verdrängt und aus „dem Speisezimmer auch, denn die hohen Herren geruhen „nicht, uns zur Tafel zu ziehen; diese Offiziere sind aus= „nehmend stolz und grob."

Von des Hausherrn Hand:

„Da die mir vom General Frimont versprochene Sauve= „garde abgezogen, so schreibe ich an ihn um eine stehende „Sauvegarde zu erlangen, und müßte mich sehr irren, wenn „dieselbe nicht sogleich bewilligt würde."

Den 30. Dezember.

„Der Bote bringt mir einen überaus höflichen Brief „vom General Frimont, aber leider keine Sauvegarde! „Jedoch schreibt der General, daß er's sich zur Pflicht mache,

„mich dem Kronprinzen von Württemberg, der in Mülhausen „eingetroffen sei, persönlich zu empfehlen. Im Dorfe haben „die Einquartierungen bedeutend abgenommen, aber in unserm „Hause ist die Last nicht geringer, obgleich wir nur acht „Offiziere zu bewirthen haben, denn die Tafel wird fürstlich „bedient."

„Um fünf Uhr trafen drei Gäste von Mülhausen ein; „um eilf Uhr wurde Punsch getrunken und mein Vorrath „von Champagner reichte nicht hin, um den Sylvesterabend „würdig zu feiern. Glücklich für uns, daß wir das Haupt„quartier des Kronprinzen ausweichen können, dieses hätte „uns unfehlbar zu Grunde gerichtet.

Den 1. Januar 1814.

„Bis zwei Uhr nach Mitternacht ward gesungen und „beim Punsch gelärmt; meine Pariser Carricaturen und die „Elektrisiermaschine halfen die Zeit vertreiben. Das neue „Jahr wurde mit vielen Toasten begrüßt. Aber auch von „Hüningen her hörten wir eine solche Begrüßung, denn die „ganze Nacht donnerten die Bomben, und wir konnten keinen „heiteren Blick in die Zukunft werfen.

„Der heutige Tag begann mit Schmausen; um eilf Uhr „ritt der Prinz nach Ensisheim; bei seiner Rückkehr fand „er den Befehl, morgen aufzubrechen, was den lustigen „Herren nichts weniger als gelegen kam. Alle anwesenden „Offiziere wurden zur Tafel gezogen; sie war fürstlich be„dient, sogar zwei Fasanen paradierten darauf, die der König „gesandt hatte. Bis spät in die Nacht vertrieb man sich „die Zeit mit Bischoftrinken und mit elektrisieren in der „Bibliothek."

Den 2. Januar.

„Heute speiste man schon um eilf Uhr, und als es zwölf „schlug, war der ganze Troß weg. Wir schöpften Alle „tief Athem und uns war zu Muthe, als seien wir aus „einem schweren Traume erwacht! Die ganze verbündete „Armee hat heute eine Bewegung vorwärts gemacht, so daß „wir Ereignisse von Bedeutung erwarten können — Gott „wolle uns bald Frieden schenken!

„Erst spät erfuhr ich, der Fürst von Schwarzenberg „werde durchkommen, und schrieb sogleich eine Supplik um „eine stehende Sauvegarde, legte Frimonts Brief bei, und „erwartete die Ankunft des Fürsten auf der Straße; um „9 Uhr erfolgte diese; ich ward am Wagenschlag empfangen. „Meine Unterredung mit dem Fürsten dauerte eine Viertel-„stunde und ich erhielt die Versicherung, morgen von Alt-„kirch eine Antwort zu erhalten; dann fuhr er weg und „getrost schnurrte der Herr des Schlosses an den vielen „aufgestellten Wachen vorüber."

Den 5. Januar von Schwester Lise geschrieben.

„Es sind 200 Kosaken im Dorfe und treiben so viel „Unfug, daß mein Mann noch spät am Abend zum Com-„mandanten nach Mülhausen ritt, und eine provisorische „Sauvegarde von drei Mann erhielt; nun können wir doch „diese Nacht ruhig schlafen, Gott sei Dank dafür!

Den 6. Januar.

„Heute früh ist mein guter, unermüdlicher Mann nach „Altkirch geritten, um beim Fürsten von Schwarzenberg „nochmals um die versprochene Sauvegarde anzuhalten.

„Gott gebe, daß ihm seine Bitte gewährt wird, und er „glücklich wieder heim kommt! denn die fürchterlichen Kosaken „haben schon einige Dörfer rein ausgeplündert, so daß die „armen Einwohner auswandern mußten. In Illfuhrt „waren sie zu sechszig in einem Hause, und die armen Be „wohner haben sich in den Wald geflüchtet.

„Heute schrieb uns Papa Rieder, daß die verbündeten „Truppen ohne Widerstand in Kolmar eingerückt seien. „Nun können wir doch wieder Nachricht von unsern Kindern „erhalten, was uns ein großer Trost ist. In der Begleitung „eines Husaren kommt mein Mann von Altkirch zurück und „hat den Bescheid erhalten, seine Bitte sei ihm gewährt, „nun können wir doch vor den Kosaken ruhig sein. Gebe „der gütige Vater im Himmel, daß die neuerdings aus„gestreuten Friedensgerüchte nicht ohne Grund sind, so wollen „wir im Vergleich mit Tausenden uns glücklich schätzen und „Gott für den gewährten Schutz recht dankbar sein."

So viel von den Geschwistern aus der lieben Commenthurei; das übrige Tagebuch zeigt uns den unermüdlichen, thätigen Mann, der nicht nur seinem Dorfe, sondern dem ganzen Bezirk wesentliche Dienste geleistet und oft großes Unglück verhütet hat. Und wie der ächte Patriot, der frei von allem leidenschaftlichen Partheigeist nur das Wohl seines Landes im Auge hat, und nur die Wunden des Krieges zu heilen und zu lindern sucht, wie dieser auch dem Feinde Achtung einflößt und Anerkennung findet, das beweisen die ehrenvolle Zeugnisse, welche unser Vater Johannes von den obersten Befehlshabern der verbündeten Mächte erhalten hat.

Aber auch in der Stadt lasteten die Drangsalen des Krieges schwer auf den armen Einwohnern, die Monate lang unter der Last der Einquartierungen und Gelderpressungen seufzten. Das Geld war so rar, sagt die Chronik, daß am neuen Jahre weder die Hausmiethen noch die laufenden Jahresrechnungen bezahlt werden konnten. Die größte Plage aber waren die Lazarethe in den leerstehenden Fabrikgebäuden, wo über 2000 Verwundete und Kranke verpflegt wurden. Und als in diesen Lazarethen das Nervenfieber ausbrach und sich auch in der Stadt verbreitete, da lag fast in jedem Hause ein Kranker, in vielen ein Todter und mehr als Einer von unseres alten Mülhausens trefflichsten Bürgern ist als Opfer der bösen Seuche gefallen.

Endlich wurde der so lange und so heiß ersehnte Frieden geschlossen! Der Kaiser Napoleon auf die Insel Elba verbannt und Ludwig XVIII. als rechtmäßiger König von Frankreich, wieder auf den Thron seiner Väter gesetzt. Den 17. April 1814 wehten auf unserm Stephansthurme, zum ersten Mal, des alten Frankreichs weiße Fahnen mit den goldenen Lilien; unsere Nationalgarde, 150 Mann, paradierte mit der weißen Kokarde, und unter Kanonendonner zog die Munizipalität mit russischen, österreichischen, bayerischen und würtembergischen Offizieren, in die St. Stephanskirche; dort wurde ein Te-Deum gesungen, und Pfarrer G. predigte über die Worte: „Fürchtet Gott und ehret den König.“ (1. Petri 2, 17.)

Unser biederer, alter Chronikschreiber M. M. macht dabei die Bemerkung: „Daß bei dieser Gelegenheit Alles „still geblieben und kein schmetterndes Vivatrufen gehört worden, „machte keinen guten Eindruck bei der neuen Regierung.

„Aber wenn der alte Mülhauser Bürger noch nicht gewohnt „ist, sich äußerlichen Schmeicheleien gegen je einen Monarchen „zu überlassen, so unterwirft er sich dagegen mit Treue und „Redlichkeit seiner jeweiligen Regierung.“ An einem andern Orte sagt er noch:

„Nach diesem Friedensschlusse zogen die Sieger ihre „Völker wieder zurück, und so passierten noch vom 15—18. „Juni drei österreichische Kürassierregimenter durch unsere „Stadt. Man wünschte ihnen von Herzen glückliche Reise „über den Rhein! aber nicht baldiges Wiedersehen — und „doch ist die Trennung leider nicht von langer Dauer ge- „wesen.“ (Der Stadt Mülhausen Geschichte erster Theil, Seite 410.)

Die hundert Tage.

Während der ersten Invasion hatte sich Mutterchen wieder wacker gehalten und ritterlich durchgeschlagen wie Mama Luce so oft bewundernd von ihr bezeugte. Jeany war noch immer in Aarau bei seinem würdigen Pathen F. . . . und bei seinem verehrten Lehrer, Professor Evers, dem er so viel für seine theologische Bildung zu verdanken hatte. Ich war in St. Imier, bei Maman Liomin in Pension, lebte glücklich in den schönen Jurabergen, die gleichsam meine erste Liebe geworden sind — kletterte nach Herzenlust darauf herum, und athmete leicht und fröhlich die reine, stärkende Bergesluft.

Auch bei der guten Maman Liomin herrschten noch die

einfachen patriarchalischen Sitten, die auf die physische und geistige Entwicklung der Kinder so wohlthätig und segensreich wirken; und wären meine Erinnerungen aus den Kinderjahren nicht schon so ungebührlich lang und weitschweifig gewesen, so könnte ich der Versuchung kaum widerstehen, noch manches von meinen jugendlichen Erlebnissen in dem lieben, unvergeßlichen St. Imier zu erzählen; die Angst zu schildern, die wir junge Mädchen während der Invasion ausgestanden, und wie die gute Maman Liomin so mütterlich für uns besorgt gewesen, und uns Alle so treu in jeder Gefahr bewahrt hat. Allein ich darf mich unterwegs nicht mehr länger aufhalten und muß zum Ziele eilen, damit ich meine Geschichte fertig erzählen kann. Wir sind ja „von Gestern und Heute" und ob uns der Herr auch den morgenden Tag noch schenken will? das wissen wir nicht — ruft Er uns doch Allen in seinem Worte zu: „Wachet, denn ihr wisset weder Zeit noch Stunde" und wenn das auch den Jungen gesagt ist — um wie viel mehr uns Alten, die wir an der Grenze des irdischen Lebens stehen.

Im Januar 1815 fuhr ich mit dem Boten Marchand von St. Imier nach Basel, wo mich Mutterchen bei ihrer Schwester, der guten Tante B . . . . erwartete. Das schaurig-schöne Münsterthal und die wilde kristallhelle Birs, die dem strengen Frost zum Trotze, unter Schnee und Eisschollen lustig und schnell davon sprudelte, machten einen tiefen Eindruck auf mein jugendliches Gemüth und so oft ich auch in spätern Jahren das liebe Thal wieder gesehen, ist es mir doch nie mehr so wunderbar groß und schön vorgekommen, wie damals in seinem Winterkleide. Aber von dem kalten, scharfen Winde waren mir Nase und Lippen

dick aufgeschwollen und ich sah so häßlich aus, daß Mutterchen darüber erschrocken, mein rothes Gesicht dem alten Doktor Stückelberger zeigte; dieser faßte mich bei der dicken Nase und sagte lachend: Die Nase gehört nicht in das Gesicht, seien Sie ruhig, Frau Pfarrerin, es sind Frostbeulen, die vorüber gehen.

In St. Imier hatten wir uns wenig um die Politik bekümmert; aber es war mir doch nicht recht, unsern großen Kaiser in der Verbannung zu wissen, und als beim Eintritt in mein geliebtes Heimathland, nicht mehr in Bourglibre, sondern im legitimen St. Louis, wie es jetzt wieder heißen mußte, unsere Koffer visitiert wurden, da rümpfte ich ärgerlich mein aufgeschwollenes Näschen. Daheim aber war es auch anders geworden und die Gemüther ungemein aufgeregt. Man mißtraute der neuen Regierung, fürchtete sich vor der „expiation“ der Revolutionssünden, an denen ja Mülhausen ganz unschuldig gewesen — auch herrschte in unserer protestantischen Stadt die heimliche Angst, daß unter den Bourbons die Protestanten wieder unterdrückt, ja sogar verfolgt werden könnten. Eine Furcht, die nur zu bald sich verwirklichte, als, nach den hundert Tagen, Trestalliou's „Würger-Banden“ im Mittäglichen ihr Wesen trieben und ungestraft über die Protestanten herfielen, sie tödteten und ihre Häuser plünderten und verbrannten. Dieses Alles steigerte natürlich die Begeisterung für den angebeteten, gefallenen Kaiser; man vergaß, was man unter seiner Regierung und durch seine Schuld gelitten und sah nur noch den großen genialen Mann und den siegreichen Helden in ihm; sein Bild hing fast in jedem Hause; man wünschte und hoffte seine Rückkehr, schwärmte für ihn und haßte leidenschaftlich

die Royalisten und die Emigranten! und wir jungen Mädchen schwärmten und haßten von Herzensgrunde mit, ohne recht zu wissen, warum und wofür.

Und als mit den ersten Frühlingswehen die Kunde kam: Napoleon sei mit einem kleinen Häuflein (800 Mann) seiner Getreuen in Cannes gelandet (26. Februar 1815), schon in Grenoble an der Spitze von 6000 Mann gestanden; in Lyon von den Soldaten mit jubelndem Enthusiasmus begrüßt und empfangen worden, und von Besançon sei Mareschall Ney mit 10,000 Mann zu ihm gestoßen — ja, da war die frohe Erwartung aufs höchste gespannt und man rief freudetrunken: Alles geht gut, denn unser Kaiser ist wieder da!

Den 20. März, früh Morgens, hatte Ludwig XVIII. mit seinem ganzen Hause Paris verlassen und war nach Gent geflüchtet, und am Abend desselben Tages zog Napoleon in Paris ein, als ob er es nie verlassen hätte, und saß wieder auf dem Throne. Und als am 23. die Nachricht davon bei uns anlangte, da brach der Jubel los — ein Jubel, von dem der, welcher es nicht mit angeseh'n, sich schwerlich einen Begriff machen kann! In stürmischer Freude wurden alle Glocken geläutet; die dreifarbige Fahne wieder auf dem Stephansthurme aufgesteckt, die kleinen Kanonen, die man während der ersten Invasion am Kanal vergraben, wurden eiligst aus ihrem Grabe hervorgeholt; die Lilien, die weißen Fahnen und Kokarden in die Luft geschossen und unter dem Jubelrufe: „Vive l'Empereur!“ knallten die Kanönchen der alten Republik bis tief in die Nacht hinein!

Die alten, im kleinen Freistaate ergrauten, Väter warnten vergebens und schüttelten bedenklich das Haupt, einen

Bürgerkrieg, oder die Schrecken einer zweiten Invasion voraussehend.

Ich theilte natürlich die allgemeine Begeisterung, welche aber bei der Mutter wenig Anklang fand; denn in politischer Hinsicht hatte sie einen stoischen Gleichmuth; und wenn man über den König schelten, oder den Kaiser hoch erheben wollte, so sagte sie gelassen: „Ach, laßt mich doch ungeschoren mit euerm Kaiser und König; es ist Keiner besser als der Andere. Betet um Ruhe und Frieden im Lande und laßt unsern Herrgott walten, der unser Aller Vater, und der Herr und Meister aller Kaiser und Könige ist."

Im Eisenhof ist es mir nicht besser ergangen; ich dachte die Erste zu sein, die frohe Botschaft zu verkündigen, und rief dem Onkel, der gemüthlich sein Pfeifchen rauchte, schon von Weitem zu: „Onkel, der Kaiser ist wieder in Paris, ein Courier hat so eben die Nachricht gebracht!"

Der Onkel fuhr zusammen, nahm die Pfeife aus dem Munde, und sagte beinahe zornig: „So ist denn der Teufel wieder los!" dann nahm er Hut und Stock und ging aufs Rathhaus, um das Nähere zu erfahren. Es war das erste und letzte Mal, daß ich den frommen Onkel das Wort Teufel in diesem Sinne aussprechen gehört; erschrocken und ganz erstaunt fragte ich die Tante: „Ist denn der Onkel ein Royalist?"

„Nein, Kind, entgegnete sie, er ist kein Royalist; aber ein vernünftiger Mann, der vor dem Unglück erschrickt, das der Kaiser wieder über unser armes Land bringen wird." Die gute, liebe Tante sagte noch Manches vom sanften, stillen Geiste, der des Weibes größte Zierde, und

köstlich vor Gott ist, und wie es jungen, unerfahrnen Mädchen so übel anstehe, sich in Politik zu mischen — und als, während sie noch mit mir sprach, das Festgeläute und das lärmende Jubelrufen ertönte, da faltete sie erschrocken die Hände nnd sagte wehmüthig: „Jetzt Jubel- und Freudentaumel und über ein Kleines wieder, Krieg und Kriegsgeschrei. — O, guter Gott erbarme Dich!“

„Aber die Alten sehen immer Alles schwarz — der Kaiser hat ja die ganze Welt besiegt, warum sollte er denn jetzt nicht auch siegen, und uns von den Bourbons, den Jesuiten und den Emigranten befreien können?“ hieß es in der jungen, begeisterten und verblendeten Welt, welche den großen Mann vergötterte, dem Alle huldigten, und der Alles beherrschte, nur sich selbst und seinen Alles verschlingenden Ehrgeiz nicht. Wir junge Mädchen nähten, fröhlich und guten Muthes, dreifarbige Kokarden, schmückten uns mit Veilchen-Sträußen, mit roth, weiß und blauen Bändern, und was von diesen Nationalfarben vom Reunionsfeste noch vorhanden war, das wurde wieder (oft aus der Rumpelkammer) hervorgeholt. Auch trugen wir, an einem schwarzen Schnürchen, einen ganz kleinen Napoleon von Eisenguß auf dem Herzen, den einer der Cousins uns von Paris gebracht.

Unsere Nationalgarde zog zur Vertheidigung des Landes im Mai nach Straßburg, und 30 Lanziers nach Belfort. „Um aber diese so tapfer gesinnte Jugend zur beständigen „Vereinigung und Liebe zum Vaterlande zu ermuntern,“ (sagt der Chronikschreiber), vereinigten sich unsere Jungfrauen, und stickten den wegziehenden jungen Mitbürgern zwei Fahnen; der Nationalgarde eine große dreifarbige mit

einem goldenen Adler, und den Lanziers eine kleine, von karmoisinrothem Sammet, mit Silber gestickt; sie waren wunderschön, und indem ich sie bewundert, habe ich tief geseufzt, daß ich nur ein Backfischchen und zu jung zum mithelfen war.

Die zweite Invasion und meine Erinnerungen davon.

Wir wohnten damals, Mutterchen und ich, im Eckhause der Wildenmannsgasse, Eseleck genannt, weil seit Menschengedenken und auch damals noch, ein lebensgroßer Esel am Hause angemalet war. Die Eigenthümerin, eine greise Wittwe, lebte allein mit ihrer ältesten Tochter Salome, einer originellen, alten Jungfer, das leibhaftige Gegenstück zu unserm Kandidaten; und wenn die Beiden zuweilen in unserer Wohnstube zusammen trafen, so gab es mitunter recht komische Scenen. Der Kandider konnte dann noch Stundenlang mit dem Ausrufe: „Ein altes Maidle!" das Kinn auf den Stock gestützt, vor sich hin in den Bart lachen, und die gute Jungfer Salome brummte über den kleinen, ungeschliffenen Bären und fragte: „Ist er schon wieder da? dann komm' ich ein ander Mal — und lüfte nur das Zimmer recht aus, Gretele, denn man riecht ihn im ganzen Hause, wenn er da gewesen ist!"

„Um das Elsaß einigermaßen an der Schweizergrenze „zu decken, sagt die Chronik, kantonierte während den hun„dert Tagen eine Division von 15,000 Mann unter General „Lecourbe, von Altkirch bis gegen Basel. Mitte Juni wurden „300 Husaren und eine Kompagnie reitende Artillerie in der

„Stadt einquartiert. Von diesen hatten wir im Eseleck „einen Artilleristen im Quartier.“

Es war am 26. Juni 1815, als Sonntags Früh die Nachricht von der Schlacht bei Waterloo, wie ein Donnerschlag, bei uns eintraf: „Was wird nun kommen, und was erwartet uns?“ fragte man sich ängstlich und beklommen — und als wir, wie gewöhnlich, vor dem Morgengottesdienste beim Onkel Bastian, mit Onkel und Tante Anthony zusammentrafen, um vereint in die Kirche zu gehen, da lauschte ich ängstlich dem ernsten Gespräch der beiden Männer, und es klang mir ermuthigend, und wie ein Trostwort von Oben, als die Tante die Mutter bei der Hand faßte, und tröstend sagte: „Wie es auch kommen möge, liebe Schwester, so dürfen wir nicht verzagen, denn:

„Noch ist ja Gottes Hülfe nah,
Und seine Gnade stehet da,
All' denen, die Ihn fürchten!“

Und nun wollen wir in die Kirche gehen, uns stärken und beten.“

Am andern Morgen brach der Artillerist, der bei uns einquartiert war, plötzlich auf; wir fragten erschrocken, ob der Feind schon in der Nähe sei? und er antwortete beschwichtigend: „Soyez tranquilles Mesdames, nous sommes là.“ Wenige Stunden nachher sah ich ihn wieder eiligst zum Baseler Thor hineinreiten, und als er mich am Fenster erblickte, hielt er sein Pferd an und rief mir zu: „Cela fourmille tout noir le long du Rhin; prenez vos mesures; ils seront ici avant 24 heures!“ und sprengte dann eilig wieder fort.

Schreck und Angst waren groß in der Stadt, denn man hatte bereits erfahren, daß die Allierten in Basel eingedrungen, äußerst erbittert gegen unsere bonapartistische Stadt, ihr Rache geschworen, und wir uns also aufs Aeußerste gefaßt machen mußten. In unserm Hause hatten die Jungfer Salome und ihre alte Mutter gänzlich den Kopf verloren, und die beiden Mägde liefen jammernd im Hause herum. Mein besonnenes Mutterchen mußte für Alle sorgen und meinte: „In der letzten Trübsal habe der Herr so gnädig durchgeholfen, Er werde uns auch jetzt nicht verlassen.“ Sie ließ Mehl, Fleisch, Brod und andern Proviant holen, und bis nach Mitternacht flüchteten wir unsere besten Sachen in eine hintere Kammer im obern Stock, und rückten dann einen alten Kasten vor die Thür, hatten aber viel mit der armen Jungfer Salome zu schaffen, die eine Menge Grümpel in der Kammer zusammenschleppte, und sich unter Anderem nicht ausreden ließ, ein kleines Basilikumstöcklein darinnen zu verbergen, das ihr ganz besonders am Herzen lag. Zum Glück war Vitzens, unser Rebmann, noch spät Abends aus seinem Dorfe uns zu Hilfe gekommen und sagte: „Ich hab' gedacht, im Eseleck sind die sechs Weibsbilder allein im Hause, und wenn das Diebskosakenvolk wieder anstürmt, so ist es alleweil gut, wenn ein Mann bei ihnen ist. Daheim haben wir das Vieh in den Wald getrieben, und der Bub kann die Hütte und meine alte Käthri schon hüten, und so will ich jetzt bei Euch bleiben, bis der ärgste Strubel vorbei ist.“ Und er hat treu bei uns ausgehalten, und viele Dienste geleistet, „denn ohne den Vitzens, weiß ich wahrhaftig nicht, wie wir uns durchgeholfen hätten!“ hat Mutterchen oft gesagt.

Am andern Morgen sahen wir ein Detachement Uhlanen, die Pistolen mit gespanntem Hahn in der Hand, in die Stadt reiten; sie postirten sich auf dem Stephansplatze, vor dem Rathhause, zwei österreichische Regimenter lagerten auf der Baseler Straße, wo sich die Offiziere in die umliegenden Häuser einquartierten, und sogleich die Munizipalität der Stadt dahin bescheiden ließen; und als diese ernst und bekümmert zurück kam, weil sie von den obersten Befehlshabern mit bittern Vorwürfen und Drohungen wegen den bonapartistischen Umtrieben unserer Stadt empfangen worden, und man das Schlimmste befürchtete, ja, da war Allen ungemein bange zu Muthe, und es herrschte Todesstille auf den Gassen.

Da kam auch der Kandider zitternd und todtenbleich, mit einem Bündelein (seinem Mammon behauptete Mutterchen) unter dem Arme, und sagte: „Wir müßten ihn aufnehmen, denn vor dem Thor unter den erzürnten Kriegsvölkern sei man seines Lebens nicht mehr sicher.“ Mit ihm traf zugleich der Onkel Anthony ein und wollte uns in den Eisenhof holen.

Aber Mutterchen wollte die alte, kranke Hausfrau mit ihrer wunderlichen Jungfer Salome, die Last der Einquartierungen nicht allein tragen lassen; sagte auch: „Es sei viel besser, wenn sie mit mir in ihrer Haushaltung bleibe; denn sie wisse noch vom vorigen Jahre, wie in den leeren Wohnungen die Soldaten am allerärgsten gehauset; und wie wir ja in der Nähe ihres guten Bruders neben dem Gasthof zur Krone, wo die allerhöchsten Herrschaften logierten, weit weniger Gefahr liefen, als in jedem andern Theile der Stadt. Der Onkel mußte ihr Recht geben,

nur rieth er, uns in die Zimmer im zweiten Stocke zurück zu ziehen, und unsere Wohnstube, die im Erdgeschosse lag, für die Einquartierungen auszuräumen.

Und darin hatte der Onkel auch recht; denn kaum hatte ich mit Bitzens das Ausräumen begonnen, so erschien ein österreichischer Offizier mit einem Quartiermeister, der mit Kreide und großen Buchstaben an unsere Stubenthür schrieb: Wachtstube seiner kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Ferdinand.

Wir durften nicht mucksen über die Wachtstube. Onkel Hans aber, der den Offizier begleitete, flüsterte mir zu: „Leeret das Zimmer so schnell als möglich, denn die Wachtstube beschützt Euch und das Haus.“

Während nun die Mutter oben dem Kandidaten Zimmer und Bett rüstete, und die Jungfer Salome ärgerlich brummte: „Puh! nun stinkts oben nach dem Kandider, unten nach den Oesterreichern, und ich muß zwischen Beiden in der Mitte sein!“ ging es mit dem Ausräumen der Wohnstube rüstig von Statten, und ich rief eben:

„Gottlob! jetzt nur noch das Kanape, so sind wir fertig!“ als ein Markedenterweib und zwei Soldaten hereinpolterten, sich ohne Umstände auf das Kanape setzten, und Brod und Schnaps verlangten. Ich holte beides; als ich wieder kam, fand ich sie mit Bitzens zankend. Dieser wollte das Kanape fortschaffen, die Markedenterin und die Soldaten wollten es nicht leiden und sagten: „Sie gehörten auch zur Wache des Erzherzogs, wollten über Nacht da bleiben und auf dem Kanape schlafen.

Unser Kanape! Es ist zwar weder von Sammet und Seide, noch von Wollendamast gewesen, und hatte nur

einen einfachen Ueberzug von nankinggelbem Pers; aber es wurde doch in großen Ehren gehalten, und jeden Abend mit einem alten Tuche bedeckt, um es vor dem Staube zu bewahren; und jetzt sollte es dem garstigen Weibe und den schmutzigen Soldaten zum Nachtlager dienen, und in der Wachtstube gänzlich beschmutzt und zerrissen werden! Erschrocken eilte ich in die Krone, den guten Onkel Hans zu Hilfe zu holen.

Als er mit mir zurückkam, erwartete mich ein neuer Schreck, denn die Markedenterin hatte eben mit einem Flintenkolben die Thür eines Wandkastens eingeschlagen, in dem ich alle meine alten Puppen und Kinder=Reliquien aufbewahrt, in der Angst und Eile aber vergessen hatte sie auszuräumen.

„Ei! rief sie, das sind ja prächtige Sächelchen für meine Kinderchen daheim!" Und behend wie ein Wiesel packte sie meinen Mamelucken mit seinen Schwestern allen, mein grünes Büchlein, den Robinson, Kinderfreund, und alle andern Herrlichkeiten der Kinderjahre, in einen großen Sack, den ein Soldat ihr offen darhielt.

Ich fing bitterlich zu weinen an.

„O, du arme „Puppe" Gret!" sagte leise der Onkel zu mir. — „Spare doch Deine Thränen, und danke Gott, wenn dir nichts Aergeres wiederfährt." Dann wandte er sich zur Markedenterin und sagte ganz ruhig: „Ich will doch drüben den Offizier fragen, ob man in der Wachtstube des Erzherzogs ungestraft Kästen einschlagen und ausplündern darf?"

Kaum war der Onkel fort, so band das Weib geschwind den Sack zu, warf ihn einem Soldaten über die Achsel,

und eilte dann schnell mit ihren Begleitern zum Hause hinaus. — Bitzens rief ihnen nach: „Bei uns zu Lande heißt's: thue Buße im Sack und in der Asche; aber ihr nehmt scheints den Sack zum Stehlen mit auf den Weg!“ „Und nun geschwind, Gretele, tragt die Kissen hinauf, ich bringe die Matratze und das Gestell nach, ehe wir einen zweiten Besuch der Art erhalten!“

Unser Kanape war gerettet; aber meine Kinderreliquien konnte ich nicht so leicht verschmerzen, und habe es dem armen Markedenterweibe lange nachgetragen; seitdem aber oft denken müssen, daß wir, wie große Kinder über dem vergänglichen Wesen dieser Zeit, das Ewige, Unvergängliche so leicht vergessen und unser Herz an nichtigen Erdentand und Flitter hängen, die gewiß vor Gott keinen größern Werth haben, als mein Mamelucke, das grüne Büchlein, und das Basilikumstöcklein der Jungfer Salome.

In jener Nacht legten wir uns nur wenige Stunden und angekleidet aufs Bett; Bitzens wachte in der untern Stube, der Kandider hütete ängstlich seinen Mammon, und die Jungfer Salome trippelte im Hause herum. Mit Tages-Anbruch nahm die Wache des Erzherzogs Besitz von unserer Wohnstube, und die feindlichen Heere strömten wie Meeresfluthen in unsere arme Stadt. Alle Häuser waren mit Einquartierungen überfüllt: ein Lager war vor dem Baseler Thor, ein anderes vor dem jungen, und ein drittes vor dem Oberthor errichtet, und es wurden schwere Requisitionen von Brod, Fleisch, Wein und Fourage gefordert; „Fast unbegreiflich ist's, sagt die Chronik, wie Alles in „solcher Eile zusammengebracht werden konnte, sowohl in

„den Häusern selbst, als was in die Lager geliefert werden „mußte, um so viele Mannschaft zu ernähren.“

In der Krone war der Erzherzog Ferdinand mit andern Fürsten und Prinzen einquartiert. Uns schützte die Wachtstube, aber in den umliegenden Dörfern wurde arger Unfug getrieben, Pfaffstatt wurde rein ausgeplündert, und Riedesheim stund in Flammen. Aus unserm Dachfenster sahen wir die Gluth des Brandes, und den Rauch gen Himmel steigen. Unten spielte die Feldmusik vor den Fenstern des Erzherzogs. Da sprengten plötzlich Reiter zum Thore hinein in die Schindergasse.

„O weh! das sind die Plünderer von Riedesheim, nun zünden sie auch die Stadt an!“ tönte der Angstruf auf dem Platze.

Aber mit gewaltiger Stimme rief der Erzherzog zum Fenster hinaus: „Haltet die Leute auf! haltet sie auf; ich will nicht, daß Unordnungen in der Stadt vorfallen.“ Und sogleich eilte ein Stabsoffizier mit bewaffneter Mannschaft den wilden Reitern nach, die sich Anfangs zu gehorchen weigerten.

Wir schöpften tief Athem und riefen: „Gottlob und Dank!“ als wir sie wieder zum Thore hinausreiten sahen, und beim Baseler Thor eine Sauvegarde aufgestellt wurde: „Allen Respekt vor diesem Erzherzoge, sagte Bitzens, indem er seine Mütze abzog, und wenn er zehn Mal zum Feinde gehört, so bete ich doch ein „Vaterunser“ für ihn!“

Damals haben wir erfahren, was „Krieg und Kriegsgeschrei“ bedeutet — 50,000 Mann sind an jenem 29. Juni an unserm Eseleck vorüber gezogen, unaufhörlich klirrten die Fenster vom Pferdegetrampel und vom Rasseln der

Kanonen, und der Boden zitterte unter ihrer Wucht. Mutterchen und die alte Hausfrau konnten den Lärm und das Getöse nicht mehr aushalten, und flüchteten in die Küche, die im hintern Hause war. Die Jungfer Salome war ganz entrüstet über das viele, gute Essen, das man diesen Kostbeuteln geben mußte, und zankte deßwegen in einem fort mit ihrem Meiele und mit unserer Marie. Der Kandidat aber stund am Fenster wie angenagelt und rief ganz entsetzt ein Mal über das andere: „Es kommen immer mehr! 's nimmt kein Ende — 's nimmt kein Ende! Die Völker fressen uns auf, und wir müssen verhungern!" Allen aber ist es ganz wirr im Kopfe gewesen, und wir vermeinten das Ende des bösen Tages nicht erleben zu können.

Und doch ist er mit Gottes gnädiger Hülfe auch vorüber gegangen, wie so mancher böse andere, der auf ihn gefolgt. Man gewöhnt sich ja an Alles und so haben auch wir uns an die Kriegslasten und Gefahren gewöhnen und sie ertragen lernen müssen, obschon wir manch' harten Stand mit den bösen Einquartierungen hatten, besonders nachdem unser treuer Nothhelfer Vitzens uns verlassen. Mehrere Male warfen die österreichischen Chevaulegers unserer Marie das Essen, besonders die Bohnen vor die Füße: „weil sie kein Gras fressen wollten." Ein ander Mal wollten unsere Einquartierungen unten nicht mit denen der Hausfrau zusammen sein, und kamen in unsere Wohnstube hinauf, setzten sich, wie die Markedenterin, aufs Kanape, und wollten darauf übernachten. In diesen Nothständen allen ist uns der Onkel Hans immer treulich beigestanden.

Trotz diesen Drangsalen, die sich eben im fünfzehnten Jahre leichter ertragen, als im siebzigsten, hatte ich doch manchen

Spaß mit dem Kandider, der jeden Morgen seine Leintücher aus dem Bette nahm, und in der Komode fest verschloß, aus Furcht, die Oesterreicher könnten sie nehmen! Und mit der Jungfer Salome, die ihr Basilikumstöcklein nicht vergessen konnte, es begießen und den Kasten ein wenig von der Kammerthür rücken wollte; dieser aber, alt und morsch, ist vom Rütteln auseinander gefallen, und als wir, über den Lärm erschrocken, hinauf eilten, lag die Jungfer Salome (Gottlob unversehrt) mitten unter den Trümmern des alten Kastens, und fragte ganz erstaunt: „Hat's denn g'rumpelt?" den Kandidaten aber habe ich nie so herzlich lachen gesehen, wie damals, als er uns half, die Jungfer Salome unter dem zusammengefallenen Kasten wieder aufzuheben, und lange nachher hat er mich noch oft gefragt: „Was macht denn der Jungfer Salome ihr Basilikumstöcklein?" und ist jedes Mal wieder von seinem Lachkrampfe befallen worden. Unser Versteck war nun freilich Keiner mehr, aber die Verbündeten waren zum zweiten Mal in Paris eingedrungen, und wir hatten also keine Plünderung mehr zu befürchten, so konnte denn die Jungfer Salome täglich ihr welkes „Basili" begießen, das sie aber bis zum Frieden in der Kammer stehen ließ, auch nachdem es wieder frisch und grün geworden war.

Bis im November dauerten die Einquartierungen beinahe ununterbrochen fort; in der Chronik gibt der Geschichtsschreiber M. M. folgende Uebersicht von den Kriegslasten, die unsere kleine Stadt*) während dieser zweiten Invasion getragen hat:

---

*) Sie zählte damals nur 11 bis 12 Tausend Einwohner.

„Vom Juni bis im November sind in der Stadt 188,496 „Mann bei den Bürgern einquartiert worden.

„An Kriegskontributionen wurde zuerst eine Summe „von 70,000 Francs gefordert, um bei Margoltsheim eine „Schiffsbrücke zu errichten; die wohlhabenden Einwohner „mußten sich für diese Summe verbürgen.

„Den 5. Juli kam der Befehl: in 25 Stunden 60,000 „Francs zu bezahlen, zum Unterhalt des Blokadecorps bei „Hüningen.

„Den 10. Juli wurde eine Kriegssteuer von 50,000 „Francs verlangt. Den 17. Juli mußte ein Drittel der „gewöhnlichen, französischen Contributionen bezahlt werden, „und nicht lange nachher die zwei andern Drittel.

„Noch im nämlichen Monat mußte die Handlung 90,000 „Francs bezahlen, jedoch in Wechseln auf drei und sechs „Monate. Gegen Ende August aber wurden noch 20,000 „Francs und 1000 Omen guten Wein verlangt.“ (Gesch. der Stadt Mülhausen. 1. Theil, Seite 430—34.)

Hat aber der Herr unsern Vätern alle diese Kriegslasten tragen helfen, und ihnen so gnädig durchgeholfen, so darf auch uns, wie der Apostel Petrus sagt: „Die Hitze, die uns begegnet, nicht befremden, als ob uns was sonderliches widerfahre,“ und indem wir auf die Geschichte unserer kleinen Republik zurückblicken, müssen wir in Demuth das Haupt beugen, und ein „Eben-Ezer“ nicht auf den Stein, sondern tief in unsere Herzen graben. Denn bis hieher hat der Herr barmherzig und gnädig durchgeholfen, und Wer

auf Ihn hofft, der wird nicht getäuscht, und nicht verlassen werden.

Und nun noch einen kurzen Auszug aus Vater Johannes Manuscript:

„Napoleons Unstern führte ihn zu seinem und des Lan-„des Verderben, kurz vorher ehe die Veilchen blühten, (welche „das Wahrzeichen seiner Anhänger wurden) aus dem Exil „der Insel Elba zurück, und bald trat ganz Europa gegen „ihn in die Waffen.

„Im Juni entschied die Schlacht bei Waterloo sein „Schicksal, und zum zweiten Male überfielen uns die ver-„bündeten siegestrunkenen Heere. Uns in der Commen-„thurei und im Dorfe schützten meine Empfehlungsbriefe, „die ich im vorigen Jahre von Frimont und den andern „Befehlshabern erhalten, und wir hatten diesmal weit „weniger Einquartierungslasten als bei der ersten Invasion. „Desto ärger hausten Badenser Truppen in den benach-„barten Dörfern. Riedisheim war ganz ausgeplündet, die „Einwohner mußten sich auf die Höhe in den Wald flüchten, „und ein großer Theil des Dorfes wurde niedergebrannt. „Ich eilte nach dem Abzug der Plünderer unter dem Schutze „einer österreichischen Sauvegarde, mit meiner Spritze dahin, „um dem Brande Einhalt zu thun; aber bald überrumpelte „uns ein Haufen Soldaten aus dem nahen Lager, und wir „mußten, um nur die Spritze zu retten, nach Hause flüchten, „wo auch der, von Mißhandlungen übel zugerichtete, Maire „von Riedisheim, mit den Seinen eine Zufluchtsstätte ge-„funden hatte.

„Mit Anfang November trafen die Einquartierungen „spärlicher ein, und wir hofften nun ungestört wieder ar-

„beiten zu können. Ich mußte neuerdings mithelfen, die „immer steigende Noth unseres Bezirks zu lindern, was „mich zu öftern Reisen nach Altkirch, Colmar und Basel „nöthigte. Die Fabrikation aber konnten wir mittelst spär-„licher Aufträge, nur nothdürftig fortführen, um unsere „Arbeiter nicht ohne Brod zu lassen.

„Wie selten sich ein Uebel allein einstellt, so folgte „auch bei uns auf des Krieges Lasten und Verheerungen, „im Sommer 1816, ein durch anhaltende Nässe erzeugter „Mißwachs, wodurch die Lebensmittel auf unerhörte Weise „stiegen (100 Francs das Viertel Weizen) und eine all-„gemeine Noth entstand. In unserer Gemeinde suchten „wir ihr dadurch abzuhelfen, daß wir in Lyon, wo die „Theuerung bei weitem nicht so groß war, Mehl und Hülse-„früchten kauften, und diese um den kostenden Preis aus-„theilten. Mein Sohn Hans, der in Lyon Chemie studierte, „besorgte die Einkäufe mit vieler Umsicht und Glück, und „so erreichten unsere Arbeiter mit den Ihrigen, ohne Mangel, „die im Sommer 1817 so reich gesegnete Ernte.

Diesmal ließen die verbündeten Mächte eine starke Besatzung im Elsaß zurück, und nur dem Wohlwollen des menschenfreundlichen Erzherzogs Johann, hatte Mülhausen es zu danken, daß nicht wieder Lazarethe in den Fabrikgebäuden eingerichtet wurden. Aber dennoch waren Noth und Theuerung groß im Lande. Im sogenannten Werkhof wurde täglich für die Armen Suppe gekocht. Unter dem Volke ist die Erinnerung an diese Theuerung noch lange geblieben: „Ja, damals hat der Laib Brod 5 Franken

und der Sack Erdäpfel 20 Franken gekostet," hörte man die ältern Leute oft sagen; jetzt leben nur noch Wenige mehr, die sich daran erinnern können.

Im Sommer 1817 war ich in der Commenthurei, und suchte mit Sophie blaue Cyanen auf dem Felde, als der erste Kornwagen eingeführt wurde. Die Freude der guten Leute ist groß gewesen: „Und schaut nur," rief uns der Führer des Wagens zu, „wie voll und schwer die Aehren sind!" Wir baten um eine derselben, umgaben sie mit den schönen blauen Kornblumen, und legten den Strauß auf den Teller des guten, alten Vetters Schmalzer, der zum Mittagessen erwartet wurde. Und wie der schlichte, ehrwürdige Greis, dem die Noth des Landes so tief zu Herzen gegangen, und der sie nach Kräften zu lindern gesucht, so froh gerührt die volle Aehre empor gehoben, die Hände gefaltet, und: Herr, Gott, wir danken Dir! gesprochen hat, — ja, das ist mir unvergeßlich geblieben.

Und nun waren Krieg und Theuerung vorüber, und Alles wieder — gut, wie wir meinten, und wir junges Volk durften uns nun mit leichtem Herzen des Lebens freuen, aber ganz besonders auf die goldene Hochzeit im Eisenhof, die im nächsten Winter, nämlich den dritten Februar 1818 gefeiert werden sollte. Ob und wie wir sie gefeiert, das möchte ich nun, so Gott will, im nächsten Kapitel noch erzählen.

I.

Die goldene Hochzeit im Eisenhof.

> „Siehe ich komme bald. Behalte was du hast, damit Niemand Deine Krone nehme."
>
> Offenb. Joh. 3, 11.

Wie so lange hatten wir von dieser goldenen Hochzeit gesprochen, wie so herzlich uns darauf gefreut, und an jedem dritten Hornung die Jahre gezählt, die uns noch von ihr trennten!

Im Jahr 1814 aber, als der Krieg unser armes Land verheerte, und auch unsere Stadt so schwer heimgesucht war, da hat Niemand an den dritten Hornung gedacht, der sonst gewöhnlich festlich gefeiert wurde. Die Tante hatte ihn, wie immer, mit dem Choral: „Wie schön leucht't uns der Morgenstern" begrüßt, und dem Onkel einen Strauß von ihren selbstgezogenen Blumen zum Festgeschenke, mit folgenden Zeilen gewunden, die ich noch unter des Onkels Papieren gefunden habe:

„Dieser kleine Strauß, wie ihn die schlechte Jahreszeit

„bietet, ist Alles, womit ich Dich, mein Herzens-Anton, „an unserm heutigen Festtage erfreuen kann. Die Zeiten „sind böse, und Gottes Hand liegt schwer auf uns und „unserm armen Lande. Aber bei dem Herrn, unserm Gott, „ist die Barmherzigkeit und Vergebung. „Aufwärts das „Herz!" bald stimmen wir im Himmel in den Lobgesang „der Engel ein:

„Wie freu' ich mich, Herr Jesu Christ,
„Daß Du der Erst' und Letzte bist,
„Der Anfang und das Ende!
„Du schließest herrlich meinen Lauf,
„Und nimmst mich in den Himmel auf,
„In Deine treuen Hände!"
„Amen, Amen!
„Komm Du schöne Freudenkrone,
„Bleib' nicht lange,
„Daß ich ewig Dich umfange!"

Schriebs den dritten Hornung 1814.

Deine alte, treue Martha.

Anno 1815 da gings schon besser, und so schwer man auch unter dem Drucke der Restauration seufzte, so hoffte man doch auf bessere Zeiten, und besonders auf dauernden Frieden — und im Eisenhof wurde am dritten Hornung das kleine Familienfest wieder gefeiert. Ich hatte dem lieben Paare, zum Angebinde, mein Meisterstück von St. Imier mitgebracht. Eine auf weißem Taffet, mit bunter Seide gestickte, und in einem goldenen Rahmen eingefaßte Tafel, die Rebekka vorstellend, wie sie mit dem Kruge in der

Hand am Brunnen steht, im himmelblauen Kleide mit hochrothem Ueberwurf. Unser Zeichenmeister Foulquié hatte den Kopf und die Arme der Rebekka, den Himmel und im Hintergrund den Eliezer mit seinen Kameelen gemalet, und ich fand es ganz prächtig — ob es aber den andern eben so schön vorgekommen? das kann ich freilich mit gutem Gewissen nicht behaupten. — Wenigstens wurde ich lange noch mit meiner „Rebekka am Brunnen“ geneckt.

Im Winter 1816 war die Tante schwer erkrankt an einer Brustkrankheit, und als die Besserung eingetreten, erholte sie sich so langsam, daß der dritte Hornung ungefeiert vorüber gegangen ist. Und 1817 war die große Theuerung, und abermals Noth und Jammer im Lande. Aber: „Die Güte des Herrn ist's, daß wir nicht gar aus sind, und seine Barmherzigkeit hat noch kein Ende.“ Das war der Grundton in des frommen Onkels Herzen, auch lebte die Tante wunderbar wieder auf, hatte keinen Rückfall der bösen Krankheit gespürt, und der Onkel sagte freudig: „Schauet nur, wie mein altes Bräutchen wieder so frisch und munter ist! Gott Lob und Dank!“

Am Abend jenes dritten Hornung sind wir, nämlich der gute Onkel Bastian, Anna-Lisele mit ihrem wackern, jungen Manne, Mutterchen und ich, gar traulich im Eisenhof beisammen gesessen — es war ja nur noch ein Jahr bis zur goldenen Hochzeit — und Anna-Lisele und ich wir machten goldene Pläne dafür. Die Alten aber sprachen von den guten alten Zeiten, von der goldenen Hochzeit des Jahres 1785, vom Großvater und der Großmutter, vom Großpapa, dem seligen, unvergeßlichen Vater und all den

lieben Vorangegangenen, uud endlich kamen sie auch auf den Menuet zurück, den Heinrich und Marie vor zwei und dreißig Jahren, am Jubelfeste so schön miteinander getanzt hatten.

Da rief der Onkel, in seiner frohen Stimmung: „Wisset ihr was, wir wollen jetzt auch einen Minewet mit einander tanzen! Frau, setze dich ans Klavier und spiele denselben, den du an der Eltern goldener Hochzeit gespielt. Ich nehme die Schwester Pfarrerin, und der Bruder Bastian figuriert mit unserem Gretele — es hat ja, wie ich höre, den alten Tanz in St. Imier tanzen gelernt."

Und das hatte ich auch; denn da der Menuet in unsrer Familie traditionell geworden, so hatte Mutterchen, als sie mich nach St. Imier geführt, ausdrücklich vom Tanzmeister Fargalis verlangt, daß er mich den alten Tanz lehren solle, was er auch gethan, aber brummend über „cette vieillerie," denn er war, wie er uns oft selbstgefällig erzählte, in den Ballet-Tänzen in Paris premier diable gewesen, und meinte, dieses langsame hin und her Schleifen, Neigen und Verbeugen, könne man heutigen Tages nicht mehr tanzen heißen — dabei sprang der alte Mann, so hoch er noch konnte, in die Höhe, schlug ein Entre-chat und rief mit gebieterischer Geberde: „Parbleu! voilà comme l'on danse maintenant." Auch hat er er uns aristokratische Révérences, mit tiefer Verneigung, und patriotische, mit leichter Verbeugung, gelehrt; er pflegte sich dabei anf einen Stuhl zu setzen, und wir mußten, bald uns verneigend, bald verbeugend an ihm vorübergehen, wobei er dann jedes Mal bemerkte: „combien les patriotes étaient plus dignes et plus gracieuses que les aristocrates!"

Doch wir sind ja jetzt nicht in St. Imier, sondern im Eisenhof, wo die Tante freundlich am Klavier gesessen, Onkel Anthony mit Mutterchen, und Onkel Bastian mit mir einen Menuet getanzt — so gut es eben gehen konnte, denn es war ja kein Cousin Heinrich da, um den Tanz zu leiten — aber bei jeder Verwirrung haben Tänzer und Zuschauer herzlich gelacht, und bei der letzten Verbeugung gab mir Onkel Bastian einen derben Kuß und meinte: „Er sei mit seiner Tänzerin vollkommen zufrieden gewesen.“

Die gute Tante war aber an jenem Abend ungemein stille und weich gestimmt; sie hat Anne-Lisele's und meine goldenen Hochzeitsträume schweigend und wehmüthig lächelnd angehört, und als ihr alter Anton sie mit jugendlicher Liebe umfaßt und freudig ausgerufen: „Gelt aber, Frau, über's Jahr, an unserm Jubelfeste, da tanzen wir Beide allein den Minewet miteinander?“ da erwiderte sie schnell und unwillkürlich: „Wenn wir leben!“ — und der Onkel hat seine Martha fester ans Herz gedrückt, so fest, als könne er sie nimmermehr von sich lassen, hat demüthig sein ehrwürdiges Haupt gebeugt und langsam und leise gesagt: „Wir sind in Gottes Hand!“

Ich konnte mir damals nicht erklären, warum bei diesen Worten die fröhliche Stimmung plötzlich so ernst geworden, die munteren, gemüthlichen Scherze verstummten, und Alle wie von einer trüben Ahnung ergriffen waren. Ehe man auseinander gegangen ist, hat der Onkel noch den 90. Psalm vorgelesen, die Tante sich wieder ans Klavier gesetzt und das Abendlied (des Großvaters Lieblingslied): „Der Mond ist aufgegangen“ mit dem ihr eigenen, innigen Ausdruck gesungen. Dann hat sie uns

die Hand gereicht, und mit Vater Claudius' Worten „Gute Nacht" gesagt:

„Verschon uns Gott mit Strafen,
Und laß uns ruhig schlafen,
Und unsre kranken Brüder auch!"

Wie endlich die goldene Hochzeit gefeiert worden ist.

Es war Alles bereit! Aber nicht ohne Mühe hatte sich das ernste, einfache Jubelpaar entschließen können, das Festessen im ehemaligen Schützenhause (jetzt rothen Löwen) zu bestellen, und mit einem förmlichen Balle zu beschließen, Das war aber gegen alle Familien-Traditionen und Gebräuche, und so sehr dem frommen, stillen Sinne der lieben Alten zuwider, daß ich noch jetzt nicht begreifen kann, Wer sie dazu bewegen konnte? Wahrscheinlich die eiserne Nothwendigkeit; denn von der Tante Seite da lebten, von ihren zahlreichen Geschwistern, gar viele Neffen und Nichten, bis ins zweite und dritte Geschlecht, und diese strömten Alle aus den verschiedenen Orten wo sie sich angesiedelt, zur goldenen Hochzeit herbei, so daß der Eisenhof nicht den zehnten Theil der Gäste hätte fassen können und so mußte denn wohl in den sauern Apfel gebissen, und das Fest im Schützenhause gehalten werden.

Wir junges lebensfrohes Volk waren indessen seelenvergnügt darüber, und der Ball im großen Saale des Schützenhauses entschädigte uns für den verfehlten, festlichen Kirchgang, auf den wir uns so lange gefreut, und den wir

uns so feierlich wie an des Großvaters Jubelfeste ausgemalet. Aber die Tante wollte nichts davon wissen und meinte: „Andere Zeiten, andere Sitten,“ und was damals ganz natürlich und einfach gewesen, würde jetzt auffallend und geziert sein, ja bei dem herrschenden Unglauben wohl gar Anlaß zu Spott und leichtfertigen Glossen geben; und so wurde denn beschlossen, die religiöse Feier Morgens in aller Stille im Eisenhof zu halten. Der ehrwürdige Pfarrer Mäder, der Tante Neffe und der alte Freund des seligen Vaters, sollte von Mariakirch kommen, um das Jubelpaar einzusegnen; auch sollte das Lied, welches der Vater zum Jubelfeste der Großeltern verfaßt, wieder gesungen werden; unser lieber Student, Jeany, hatte in Halle ein Gedicht, „Der goldene Apfel,“ geschrieben, in dem er alle dankbare Liebe seines guten Herzens gegen das theure Paar ausgeschüttet; nach beendigter religiöser Feier wollte Pfarrer Mäder dieses Gedicht noch vorlesen, und mit einem goldenen Apfel dem Jubelpaar zum Andenken an das schöne Fest überreichen.

Hans und Karl waren Ehrenknaben, Sophie und ich Ehrenjungfern; Anne-Liseles Mann und ein älterer Neffe des Onkels, Cousin Sebastian, sollten als Ceremonienmeister (Hofmeister, wie man damals sagte) das Fest leiten und Alles besorgen, damit der alte Onkel ruhig seine goldene Hochzeitsfreude genießen könne. In der Commenthurei verfertigte ich mit Sophie, jeden Abend bis spät in die Nacht hinein, goldene Blumen, von Goldblättchen, die uns Hans von Paris geschickt, und wir hatten für Ehrenknaben und Hofmeister vier stattliche, goldene Sträuße zu Wege

gebracht, die uns wenigstens sehr wohl gefallen haben — während dem mühte sich die gute Sophie ab, auf dem Clavier und mit Vorsingen, die Melodie: „Wie schön leucht't uns der Morgenstern" meinem unmusikalischen Ohr einzuprägen, und hat oft verzweifelnd ausgerufen: „Aber Tantele, Du singst ja schon wieder falsch!"

Zwei Tage vor der goldenen Hochzeit ist Hans von Paris zurückgekommen, und hat „den goldenen Apfel" zu Jeany's Gedicht mitgebracht, den er dort hatte machen lassen, aber nicht von massivem Golde, sondern nur von Wachs, mit Goldblättchen überzogen. Für Sophie und mich brachte er noch zum Hochzeitsschmucke zwei wunderschöne Kränze von Rosenknospen, mit Maiblümchen vermischt. — In meinem Leben hatte ich noch keine so schönen, künstlichen Blumen gesehen, die zart-rothen Knospen schienen zu leben, sich öffnen und duften zu wollen, und die Maiblümchen neigten und wiegten die schneeweißen Glöcklein so lieblich hin und her, daß man versucht war, daran zu riechen, um den Wohlgeruch einzuathmen! Als ich den Carton geöffnet, den mir Seppi aus der Commenthurei gebracht, stund ich eine Weile wie verzückt davor, rief dann freudig Mutterchen herbei, damit sie die Pariser Blumen auch gehörig bewundern könne, und meinte: „Es hätte noch keine Ehrenjungfer einen so herrlichen, geschmackvollen Kranz gehabt, wie der meine!" Ich hatte die Hochzeitshaube für die Tante gestickt, und die Putzmacherin hatte sie eben gebracht, ich fand sie ganz prächtig, mit den schönen Spitzen und dem weißen Atlasband, und wußte in meiner Herzensfreude nicht, worüber ich mich am meisten freuen

sollte, ob über die gelungene Haube, oder über Hansens Kranz? Ueberglücklich legte ich die Haube in den Carton, den Kranz darauf und eilte damit freudig in den Eisenhof.

„Der Mensch denkt und Gott lenkt.“ Im Eisenhof war die alte Johanna eben beschäftigt, den Saal, mit der bunten Papageientapete auszulüften, um darinnen die verschiedenen Hochzeitsgeschenke aufzustellen. Unter der Thür stund der Onkel mit Doktor Peyer und Anne-Lisele in ernstem Gespräch. Als mich Anne-Lisele erblickte, rief sie mir traurig zu:

„Die Mutter ist in der Nacht krank geworden.“

„Krank! zur goldenen Hochzeit krank!“ wiederholte ich erschrocken.

„Ja, meinte der Doktor, es hat sie stark angegriffen ich fürchte es ist wieder ihre Brustkrankheit, und rathe das Fest aufzuschieben.“

„Aufschieben, entgegnete der Onkel, das ist unmöglich, Doktor, es sind ja nur noch zwei Tage dazwischen, und die Hochzeitsgäste aus der Ferne schon Alle da. Auch sagt meine Frau, man dürfe das Fest nicht aufschieben, denn sie fühle ganz bestimmt, das sie nicht gesund werden könne, bis es vorüber sei.“

Der Doktor schwieg, zuckte die Achseln und ging; ich aber stund mit meinen Herrlichkeiten im Carton so unbeweglich da, wie Loths Salzsäule.

„Was bringst du denn da?“ fragte der Onkel freundlich.

„Ach, es ist die Haube, die ich für die Tante gestickt,“ erwiderte ich kleinlaut, und konnte mich des Weinens nicht enthalten.

Dem guten Onkel traten ebenfalls die hellen Thränen

in die Augen; aber er faßte sich bald und sagte tröstend: „Wir wollen das Beste hoffen, liebes Kind, der Herr kann ja nicht vergessen, gnädig und barmherzig zu sein. Aber komm jetzt und bring der Tante selbst Deine gestickte Haube, die sie gewiß freuen wird,“ so sagend, führte er mich in das Schlafzimmer vor das Bett der guten Tante, die mir freundlich ihre Hand entgegenstreckte, da ihr Anne-Lisele bereits gesagt, warum ich gekommen sei.

Ich sehe sie noch vor mir, die theure, unvergeßliche Frau! Die liebe Hand war brennend heiß, die Wangen vom Fieber dunkelroth und die Augen glänzten so seltsam, daß ich ganz beklommen vor ihr stund: „Du, gutes Kind, hast für meinen Hochzeitsstaat gearbeitet, sagte sie mit gehemmten Athemzügen, das ist recht lieb von Dir und freut mich herzlich. Aber, wenn ich wohl schwerlich übermorgen Deine Haube zur goldenen Hochzeit werde aufsetzen können, so schmückt mich damit zur diamantenen, nämlich zur himmlischen Hochzeitsfeier. Aber — sagte sie ganz erstaunt, als sie den Carton geöffnet — was sind denn das für prächtige Blumen?“

Ich wurde feuerroth, denn in meiner Angst hatte ich Rosenknospen und Maiblümchen vergessen, und stotterte verlegen: „Hans habe den Kranz für mich von Paris gebracht.“

Die Tante erhob sich mühsam, legte den Kranz leicht um meinen Kopf, drückte einen leisen Kuß auf meine Stirn, und sprach sanft und innig: „Ja, der Kranz ist wunderschön; aber glaube Deiner alten Tante, liebes Gretele, alle Herrlichkeit des Menschen ist wie des Grases Blume,

das Gras verdorret und die Blume fällt ab*); darum laß diesen schönen Kranz Dir das Sinnbild der unverwelklichen Krone sein, um die wir kämpfen und beten sollen,**) und die der Herr Allen verheißen hat, die Ihn lieb haben!***)"

„Amen! Amen! unterbrach sie der Onkel, sprich nicht so viel, liebe Frau, der Doktor hat's verboten. Und nun komm Gretele, Du darfst nicht länger da bleiben, denn wir müssen die Tante ganz ruhig lassen." — Und ich bin mit meinem Pariser Kranze tief betrübt heimgegangen, und habe Mutterchen die Hiobspost gebracht.

Wir waren Alle in einer trüben, gespannten Stimmung, Mutterchen und Anne-Lisele immer im Eisenhof. Tante hatte wieder ihre Brustkrankheit, und sei ernstlich krank, sagte Doktor Peyer, und wenn ich ängstlich fragte: „Ob gefährlich?" so antworteten Alle: „Vor dem neunten Tage könne man nichts sagen." Und dennoch sollte am dritten das Fest gefeiert werden — war der unabänderliche Wille des Jubelpaares, und als er endlich angebrochen, dieser so lang ersehnte dritte Hornung — da mußte auch Sophie, an heftigen Kopfschmerzen leidend, das Bett hüten, und wir hatten uns so gefreut, ganz gleich, wie Zwillingsschwestern, gekleidet, die Ehrenjungfern der goldenen Hochzeit zu sein! Noch am Vorabend des Festes hatte die Tante verlangt, daß Pfarrer Mäder am andern Morgen vor ihrem Bette den Segen über ihren fünfzigjährigen Ehebund sprechen solle, aber die Nacht war so böse, und die Kranke so schwach, daß es unterbleiben mußte, und der goldene Apfel konnte

*) 1 Petri 1, 25.
**) 1 Corinth. 9, 24–25.
***) Jakobi 1, 12.

nun auch nicht gegeben, und unseres armen Jeany's Gedicht nicht vorgelesen werden. „O, rief ich weinend, wie müssen wir die goldene Hochzeit, auf die wir uns so lange gefreut, nun so traurig feiern!

Mutterchen sah mich lange an und sagte dann sehr ernst: „Ja, mein liebes Kind, es geht gar oft so im Leben, denn:

Gott ordnet und Gott lenket
Es anders, als man denket."

Als ich aber im Ballstaate, den schönen Kranz in den Haaren, mit Hans und Karl die jugendlichen Gäste empfangen und die honneurs à la fête machen mußte, da wurde die ernste Stimmung vom eitlen Selbstgefühl übertäubt, und wir sind Alle miteinander, nach und nach, so heiter und froh geworden, als ob die liebe Tante außer aller Gefahr und bereits auf dem Wege der Genesung sei. Wer mir das vor zwei Tagen, als ich weinend an ihrem Bette gestanden, vorausgesagt, über den wäre ich sicherlich bitterböse geworden. Und doch, als wir beim Festessen saßen, und der greise Onkel (er war im Hochzeitsstaate so schön und so ehrwürdig!) mit Pfarrer Mäder in den Saal gekommen, um den Tisch herum gegangen, Jedem die Hand gereicht und ein freundliches Wort gesagt, als Hans seine Gesundheit gebracht, und mit einigen zarten, tief gefühlten Worten die theure Tante erwähnt, und als der Onkel gerührt darauf geantwortet, und die Worte gesprochen: „Liebe Neffen und Nichten, betet für meine kranke Frau — ja, helft mir beten, daß Gott sich erbarme und uns gnädig sei!" da ist eine unsägliche Angst, wie ein böses Gewissen, über mich gekommen, die Thränen wollten mich ersticken,

ich eilte hinaus und mußte bitterlich weinen. Anne-Lisele kam mir nach, suchte mich zu beruhigen, und hauchte in ihr Tuch, um meine rothgeweinten Augen zu trocknen, denn die Musikanten stimmten an, und der Ball mußte eröffnet werden.

Der Onkel war mit Pfarrer Mäder nach Hause gefahren, und wir jungen Leute tanzten — es ist aber ein trauriges Tanzen, und für mich wenigstens beinahe ein verzweifeltes gewesen. Die älteren Frauen saßen ernst und stille in einer Ecke beisammen, um eilf Uhr bemerkte ich dort ein Hin- und Hergehen, und Flüstern; bald darauf kommt Cousin Sebastian (wir tanzten eben eine Anglaise) und winkt den Musikanten aufzuhören. — Der Herr hatte die Jubelbraut mit der goldenen Krone des ewigen Lebens gekrönt — die Tante war heimgegangen — die Musik verstummte — und das Fest war zu Ende!

„O! rief ich schluchzend, indem ich mich der Mutter in die Arme warf, die Tante ist todt — sie ist gestorben, während ich getanzt habe!"

Mutterchen schickte sich an, mit Frau Pfarrer Mäder in den Eisenhof zu fahren, Anne-Lisele war schon früher hingegangen. Ich bat dringend, sie möchten mich mitnehmen. Es zog mich hin, mir war als hätte ich der theuren Todten ein recht schweres Unrecht abzubitten. Aber die Mutter rief Hans und sagte, er solle mich nach Hause führen; „denn, setzte sie zu mir gewendet hinzu, Du kannst ja im Ballstaate und mit Deinem Rosenkranz in den Haaren, nicht an der Tante Todtenbett gehen. — Denk' nur wie schmerzlich das den Onkel ergreifen müßte."

Die Mutter wollte mir keinen Vorwurf machen, und

doch ging es so tief, und ist mir wie ein Mahnruf von Oben im Herzen geblieben, daß Tand und Putz, Eitelkeit und Augenlust jene unverwelkliche Krone nicht gewinnen können, die mir mein Rosenkranz, so oft ich ihn angesehen, mit der Tante letzten Worten, immer wieder in's Gedächtniß gerufen hat.

Zwei Tage nach der goldenen Hochzeit haben sie die Tante, unter allgemeiner Theilnahme, zu Grabe getragen, und es hieß wohl in unser aller Herzen: „Ach, sie haben eine gute Frau begraben und uns war sie mehr!" Ja, sie ist Vielen Viel und ihrem Anton Alles gewesen, die stille, treue Martha, aber: „was der Mensch säet, das wird er auch ernten." Liebend und segnend hast du unter uns gelebt, du einzige, mütterliche Tante, und in Liebe und Segen werden wir dich wiederfinden im großen Vaterhause wo der Herr Denen, die Ihn lieb haben, eine Seligkeit bereitet hat, die noch in keines Menschen Herz gekommen ist.*)

Des Onkels letzte Freude.

„Der Herr betrübet wohl, aber er erbarmet sich wieder „nach seiner großen Güte: Denn er nicht von Herzen die „Menschenkinder plagt," **) habe ich den Onkel oft mit gefalteten Händen nach der Tante Tod sagen hören.

Ich weiß nicht, was größer gewesen, sein tiefer Schmerz, sein Heimweh nach der Verklärten, oder seine demüthige Unterwerfung unter Gottes Willen? Mit der Tante hatte

*) 1 Corinther 2, 9.

**) Klagelieder 3, 32—33.

er gleichsam die bessere Hälfte seines Wesens und Lebens verloren, und war so sehr Eins mit ihr geworden, daß er oft vergaß, daß seine Martha im Himmel war und mit ihr zu reden anfing, besonders am Morgen, wenn er erwachte, ihr guten Tag sagen, den Morgenkuß geben wollte — und die Stätte leer fand! Dann wurde der alte Mann von der traurigen Wirklichkeit so schmerzlich berührt, daß er mit Thränen aufstund, mit Thränen seinen Morgensegen las, und beim Frühstück, wo der Tante Tasse nie fehlen durfte, die Hände faltete und mit kindlicher Ergebung David's Worte wiederholte: „Ich werde wohl bald zu meiner lieben „Frau fahren, sie kommt aber nicht wieder zu mir — „denn sie ist daheim bei dem Herrn in der ewigen Ruhe! und ich darf nicht murren, sondern will ihr die Seligkeit gönnen — von ganzem Herzen" — setzte er dann sich ermahnend hinzu.

Im Eisenhof herrschten noch die streng frommen Gebräuche aus der Zeit der Reformation, wo unter Anderem jeden Samstag Abend um sechs Uhr die Betglocke geläutet, alle Arbeit unterbrochen, der Wochensegen gelesen und ein geistlich Lied angestimmt wurden. Ich habe das Betglöcklein nie läuten gehört, aber manchen Samstag Abend mit angesehen, wie beim Schlage sechs Uhr der Onkel vom Schreibtische aufgestanden, die Tante das Strickzeug niedergelegt, beide, ein Buch in der Hand, am Fenster gesessen und stille den Wochensegen gelesen haben; die Tante dann ans Clavier gegangen und Schmolke's schönes Lied: „Die Woche geht zu Ende, nicht aber Gottes Treu" gesungen hat.

Nach dem Tode der Tante brachte ich wieder, wie von jeher, alle Samstage im Eisenhofe beim einsamen Onkel zu,

und so jung und lebensfroh ich auch war, so hat es mich doch jedes Mal tief ergriffen, wenn der Onkel punkt sechs Uhr, ohne ein Wort zu sprechen, sich erhoben, der Tante Buch aufgeschlagen, und auf das Fenster gelegt, an dem sie gewöhnlich gesessen, dann stille an seinen Platz zurückgekehrt und andächtig in seinem Buche den Wochensegen gelesen hat. Er hat es wahrscheinlich mit der Morgen- und Abendandacht ebenso gemacht, denn sein treues Herz ist nie von der Tante getrennt gewesen, und hat mit ihr gelebt, bis die Stunde geschlagen, wo der Herr den müden Pilger mit seiner Martha auf ewig wieder vereinigt hat!

Aber wenn der Herr betrübet, so erfreut Er auch wieder und so hatte er auch, nach seiner großen Güte, dem alten Onkel noch seine letzte Bitte gewährt und eine große Freude aufbehalten. Unser Jeany — oder vielmehr unser Pfarrer, wie wir ihn Alle nannten — kehrte nach tüchtig vollendeten Studien unverdorben, mit seinem kindlichen Sinn und Wesen, von Halle zurück und predigte, am zweiten Mai 1819, zum ersten Mal in der Vaterstadt über Psalm 37, 5: „Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird es wohl machen“. Ja, Er hatte Alles wohl gemacht, der treue Gott und Heiland, und der guten Mutter Dankesthränen, des alten Onkels väterliche Freude, und der Geschwister herzliche Liebe haben den jungen Theologen in der Heimath empfangen. Und er fühlte sich so glücklich im trauten Familienkreise, der gute, gemüthliche Jeany! Er hatte in Halle so sparsam gelebt, und sich mit so einfacher Kost begnügt, daß er daheim Alles köstlich fand, und besonders in der Commenthurei ein Mal ausgerufen: Ihr esset ja prächtig hier! Darüber freute sich aber Schwester Lise so

sehr, daß sie es sich zur Aufgabe machte, den jungen Bruder aufs Beste zu bewirthen, so daß dieser immer wieder darauf zurückkam: „Was doch unser Elsaß für ein gesegnetes, fruchtbares Ländchen sei, und wie es sich darin so gut leben lasse!“

Der Onkel aber sagte: „Nur Eins möchte er sich noch vom Herrn erbeten, nämlich so lange zu leben, bis Jeany zum heiligen Pfarramte eingeweiht und in unserer Kirche an des seligen Vaters Stelle getreten sei, dann wolle er gerne sterben, um die Tante und den Vater im Himmel mit der frohen Botschaft erfreuen zu können!“

Und nun soll ein kurzer Auszug aus unsers Jeany's Tagebuch das Weitere erzählen:

„Zwei herrliche, selige Monate sind mir in der Heimath „verstrichen! Wichtig war mir der 2. Mai, an welchem ich „meine erste Predigt in der Vaterstadt gehalten und auf der „Kanzel stund, wo der selige Vater gestanden, auf der Stätte, „nach der ich als Kind schon mit kindlich freudiger Hoff„nung geblickt. Die Freude meiner lieben Mutter und „der Segen meines ehrwürdigen väterlichen Oheims erschüt„terten mich tief. Der Herr erhört das Gebet der Gerechten „— gewiß betete noch Niemand für mich wie der fromme „Onkel!

„Anfangs Juni (1819) reiste ich nach Straßburg. „Emmerich und Professor Ehrmann sind unter den Be„kannten der reichste Gewinn.

„Den 15. Juni wurde ich von der faculté des lettres „examiniert und erhielt darauf unter vielen Lobsprüchen den „grade de bachelier ès lettres.

„Den 13. August machte ich mein theologisches Examen,
„wo ich ganz unerwartete Lobsprüche von Hafner erhielt!
„nur tadelte er die Einförmigkeit meiner Stimme.

„Den 1. September kam ich in Paris an, habe aber
„in den vier Monaten meines Hierseins eigentlich noch nichts
„Rechtes gearbeitet, das muß besser werden — Gott helfe
„mir dazu!“

Den 18. Oktober 1820.

„Ich hatte mit den griechischen Stunden in ziemlich
„gutem Geiste angefangen, als die Nachricht vom Tode des
„ehrwürdigen Pfarrers Rißler mich wieder in mein Strudel-
„leben zurückwarf. Indessen nach den bestehenden Gesetzen
„(er war noch nicht 24 Jahre alt) und Gewohnheiten ist
„es sehr zweifelhaft, ob ich die vacante Stelle erhalten
„werde. Jetzt habe ich aber zwei Dinge zu thun.

„Ruhig abzuwarten, ob das Consistorium von Mül-
„hausen mich zum Prediger ernennt;

„Dann ebenso ruhig die Bestätigung des Ministeriums
„abzuwarten. Thue das Deine und überlaß' das Uebrige
„Gott.“

Für unsern guten Pfarrer Rißler*) hatte ich aber von Kindheit auf eine große Verehrung; er gab mir den ersten Religionsunterricht und ist wie ein Bote Gottes unter uns Kindern gestanden, so freundlich und so sanft, und doch auch wieder so ernst und Ehrfurcht gebietend, daß ein einziges Wort von ihm mehr Eindruck auf uns machte, als alle Strafen und Strafpredigten, und wenn er in die Unterrichts-

*) Siehe Notiz, Seite 256.

stube trat im langen, schwarzen Schlafrocke mit der schneeweißen Mütze vom breiten schwarzen Band festgehalten, und uns mit dem milden, blassen Angesicht so liebreich anblickte, — da wurden wir mäuschenstille, so laut wir auch vor seinem Eintritte geplaudert und gelacht, — ja mitunter sogar gezankt hatten.

Was aber meine Liebe zu ihm noch vermehrt und mich vollends begeistert hat, war folgendes Ereigniß: Im Sommer 1811 feierte er sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum, und da wurden, unter andern Feierlichkeiten, sämmtliche Unterrichtskinder darauf angewiesen, ihm bei seinem Eintritt in die Kirche entgegen zu gehen. Nun fanden wir aber, wir vom kleinen Unterrichte, daß man uns sehr ungerechter Weise zurücksetze, und die Mädchen vom großen Unterrichte begünstige, denn nicht nur mußten wir den Vortrab bilden und gleich hinter den Buben hergehen, was unsere Mädchenwürde beleidigte, sondern die Erste vom großen Unterrichte, eine gewisse Karoline, die sehr stolz auftrat und die wir nicht leiden konnten, sollte unserm verehrten Lehrer im Namen aller Kinder ein schönes, kristallenes Blumengefäß überreichen, und den Dank und Glückwunsch dazu hersagen, den der Schreibmeister Johannes Braun, in seiner zierlichen Schrift, dem Jubelgreise zum Andenken auf Pergament geschrieben hatte — und wir, wir mußten mit leeren Händen an ihm vorübergehen! Das wurmte uns gewaltig, und wir Kleinen beschlossen unter uns, ganz in der Stille, dem lieben Herrn Pfarrer einen Strauß zu geben (den mir Tante im Eisenhof gar sinnig und schön gebunden), und ich, als das Pfarrer-Gretele, sollte dazu ein Verslein hersagen, das wir in einem alten Gesangbuch aufgefunden,

und das uns so schön und passend vorgekommen, als ob wir es selbst gedichtet hätten.

Am Jubelfeste war die Kirche mit Eichenlaub und Blumenkränzen geschmückt, und auf der Kanzel hing, über dem Haupte des greisen Predigers, ein weißer Rosenkranz, wie ein Verklärungsschein; wir aber gingen Alle, weiß gekleidet, anständig und in schönster Ordnung hinter den wilden Buben her, die der strenge Kilwert (Kirchwart) Müller nur mit manchen Ohrfeigen bändigen und im Zaume halten konnte; ich überreichte unsern Strauß ganz gravitätisch und sagte das Verslein dazu, und der liebe Herr Pfarrer schien gerührt davon, nahm die Blumen aus meiner Hand und gab mir einen Kuß, auf den ich so stolz gewesen, wie ein Ritter auf sein Ehrenkreuz — denn die große Karoline bekam keinen Kuß, und das kristallene Blumengefäß nahm der Kilwert und stellte es auf den Altar; unsern Strauß aber behielt der Herr Pfarrer in der Hand, legte ihn, während er predigte, neben sich auf die Kanzel und als er von der Kanzel herunter kam — o, wir hatten wohl aufgemerkt — da hielt er den Strauß wieder in der Hand, und hat ihn mit nach Hause genommen! und so ist unser Triumph über die Großen vollständig gewesen — außer uns hat aber freilich sonst Niemand von diesem Triumphe eine Ahnung gehabt.

Seit jenem väterlichen Kuße schien es mir, als sei ich auch ein Kind des ehrwürdigen Seelsorgers geworden, und als er nun alt und lebenssatt eingegangen war zu seines Herrn Freude, da meinte ich es sei eine Sünde, in meiner Trauer um ihn, mich der frohen Hoffnung hinzugeben und der Aussicht zu freuen, daß unser Jeany, der zwölf lange Jahre von uns getrennt gewesen, nun zum dritten Pfarrer

ernannt werden könne, und wir ihn wieder auf immer daheim haben sollten. Aber der Onkel beruhigte mich und sagte: „Freue Dich nur, liebes Kind, und abermals sage ich Dir, freue Dich, daß der Herr so gnädig ist, und uns geben will, was unser Herz wünscht. Wir wollen uns mit Dir freuen, und im Himmel freut sich der gute Pfarrer Rißler, und Dein Vater und meine Frau mit uns, das bin ich gewiß.

Es war wohl die schönste Zeit in der guten Mutter schwer geprüftem Leben, als der gute Sohn, den ihr der Herr zum Trost und zur Stütze gegeben, vom Consistorium einstimmig zum dritten Pfarrer an unserer Kirche ernannt worden, obschon er das gesetzliche Alter noch nicht erreicht hatte; und als bald darauf die Bestätigung des Ministeriums erfolgte, und mit ihr unser junger Pfarrer heimkehrte in das stille Mutterhaus, in die traute Heimath, wo er von Geschwistern und Verwandten und von der ganzen Gemeinde mit überwallender Liebe und Freude umgeben und empfangen wurde, da sprach er tief gerührt und mit innigem Danke: „Das ist des Vaters Segen, der auf mir ruht, denn ich habe es nicht verdient.“

Damit war aber der Onkel vollkommen einverstanden, und er hat oftmals wiederholt: „Daß mich der Herr noch diese letzte Freude erleben läßt, das haben der Bruder Pfarrer und meine Frau für mich dort oben im Himmel erbeten.“ Er war durch diese Freude ordentlich verjüngt, wollte Alles zur feierlichen Einweihung selbst besorgen, und schrieb selbst an Pfarrer Mäder, daß er von Mariakirch kommen und unserm jungen Theologen die Weihe zum heiligen Lehramt ertheilen möge. Dann sollte unser Pfarrer

seine Antrittspredigt halten, und nach beendigtem Gottesdienste wollte der Onkel, daß die Geschwister aus der Commenthurei und das ganze Consistorium, im Eisenhof zu Mittag essen sollten — zum letzten Mal, wie er sagte.

Am 26. Mai 1821 riefen die Glocken unserer alten Stephanskirche die Gemeinde zur Einweihungsfeier unseres jungen Theologen. Mit welchen Gefühlen er und wir Alle das Gotteshaus betreten haben, das läßt sich besser nach empfinden, als beschreiben; es war dem jungen Seelsorger heiliger Ernst mit seinem Gelübde. Pfarrer Mäder redete mit väterlicher Liebe zu dem Sohne seines verewigten Freundes, was er sagte, kam von Herzen und ist zum Herzen gegangen. Er sprach über 1 Corinther 4, 1—2: „Jedermann halte uns für das, was wir sind, für Diener Jesu Christi und Haushalter seiner Geheimnisse," und als er am Schlusse unsern tief bewegten jungen Pfarrer fragte:

„Willst und wirst Du, lieber Sohn, als wahrer Diener Christi und Haushalter der göttlichen Offenbarung, öffentlich und im Besondern das reine Evangelium vortragen, so wie es unter den Christen unseres Bekenntnisses verstanden wird?"

„Willst und wirst Du die Gemeinde durch einen rechtschaffenen, gottseligen Wandel erbauen, und Dir angelegen sein lassen, ein Beispiel der Ehrfurcht und Ergebenheit gegen die göttlichen und vaterländischen Gesetze zu geben?"

„So lege Deine Hand aufs Evangelienbuch und beschwöre es vor Gott, in der Gemeinde, mit einem heiligen Eide!"

Da legte unser Pfarrer die, vor innerer Erschütterung zitternde, Hand auf die Bibel, und sprach mit fester Stimme,

die laut und vernehmlich aus seinem offenen, truglosen Herzen kam:

„Ja, ich schwöre und verspreche es, so wahr mir Gott hilft!“

Dann ist er niedergekniet, und ist unter Gebet und Auflegung der Hände zum heiligen Lehramte eingeweiht worden, und, noch erfüllt von der wunderbaren Kraft der heiligen Weihe, hat er über: „O! Thimothee, bewahre was Dir vertraut ist!“ seine Antrittsrede gehalten, die er mit den — fast möchte ich sagen prophetischen Worten geschlossen: „Und möchte ich einst, mein Herr und mein „Gott, wenn das Geläute, das mich heute zur Weihe rief, „mich begleiten wird auf dem letzten, ernsten Wege vor „Deinen Richterstuhl, Dir antworten können: Siehe, Herr, „durch deine Gnade habe ich bewahret, was mir vertraut „worden! Amen!“

Gerührt und in ernster Stimmung hatte die Gemeinde die Kirche verlassen, unser Pfarrer stund mit seinen Amtsgenossen und dem Präsidenten Mäder vor dem Altare. Da kam der Onkel, schloß seinen Herzenssohn in die Arme und sprach mit feierlicher Rührung: „Herr, segne ihn, und laß mich nun im Frieden heimfahren, denn Du hast mein Gebet gnädig erhöret!“

Hinter einer Säule war aber auch unser guter, alter Herr Willy stehen geblieben, der kam auch vor den Altar, schüttelte seinem ehemaligen Schüler und Liebling die Hand, wollte reden, und konnte vor Rührung kaum die Worte herausbringen: „Ich habs ja immer gesagt, Burger Jean... lieber Herr Pfarrer, wollte ich sagen — Gott wird Sie gewiß segnen!“

Mit des Onkels letzter Freude auf Erden, traf auch unser letztes, glückliches Beisammensein im Eisenhof zusammen. Bald darauf ist der Onkel schwach und immer schwächer geworden, sanft und selig entschlafen, und das liebe Haus ist in fremde Hände übergegangen. In der Erinnerung aber ist es unser Eisenhof geblieben, und jener 26. Mai der Lichtpunkt, der, so oft wir seiner gedenken, die müde Seele mit dem Troste stärkt:

Daß Gott die Liebe ist!

Notiz. Herr Pfarrer Peter Rißler wurde 1761 Helfer an der französischen Kirche, 1768 Pfarrer an derselben, 1803 hat er den seligen Vater an der deutschen Kirche ersetzt und 1811 sein Amtsjubiläum gefeiert.

Er sprach über Psalm 71, 7—9:

„Das sind meine Empfindungen und die Sprache meines „Herzens, da ich mein Amtsjubiläum begehe. Die mannig„fachen Beweise der Achtung und Liebe, die mir zu Theil „geworden, sowie das Bewußtsein meines Nichts, meiner „Unwürdigkeit beugen mich tief und beschämen mich ganz „unaussprechlich. Was bin ich, Gott, was bin ich, daß „Du mich bis hieher gebracht, und so viel Gutes an mir „gethan hast?

„Ich bin vor Vielen, vor mir selbst, wie ein Wunder. „Laß meinen Mund Deines Rühmens und Deines Preises „voll sein täglich! Du nur bist meine Hoffnung von Ju„gend auf. Verwirf mich nicht in meinem Alter! Verlaß „mich nicht, wenn ich schwach werde.“

XI.

Die Commenthurei.

„Ich liebe, die mich lieben,
und die mich frühe suchen
finden mich.“

Sprüche 8, 17.

Wenn der Eisenhof das Paradies meiner Kindheit gewesen, so knüpft sich an die alte Commenthurei und ihre hohen Tannen alle Poesie meiner Jugendjahre. Es wurde dort ein so heiteres, gemüthliches Familienleben geführt, daß seine Erinnerungen mir jetzt noch das alte Herz erwärmen, besonders aber denke ich so gerne an Lise und ihren Kastanienbaum.

Er steht jetzt noch hinten im Garten, wo ehemals der große Weiher mit dem kleinen Kahn war, auf dem wir Kinder, mit dem großen Bruder Michel, jubelnd die Welt umsegelt haben. Die kleine Lise, Schwester Lisens Erstgeborne, spielte einst mit wilden Kastanien, die sie unter den alten Bäumen am Hofthor aufgelesen: „Lisele will Bäumle setzen,“ sagte sie im Garten zur Mutter; diese lockerte die Erde, und die Kleine steckte ihre schönste Kastanie in den Boden, steckte ein Stäblein dazu, und begoß täglich

die Stelle mit ihrer kleinen Gießkanne. Und als im Frühling die zarten Keime aus der Erde erstanden, da war des Kindes Freude sehr groß; und das Bäumlein wuchs und grünte mit Lise um die Wette, und als diese zur blühenden Jungfrau herangewachsen, da war auch das kleine Zweiglein ein hoher, schlanker Baum geworden, der schöne Blüthen und glänzend braune Früchte trug. Lise aber hat immer behauptet: „es bestehe eine geheime Attraction zwischen ihr und dem schönen Kastanienbaume, und sie fühle sich zu ihm hingezogen, wie das Eisen zum Magnet.“

Was die sanfte, gute Lise Eltern und Geschwistern gewesen, das läßt sich nicht beschreiben, war sie doch eine jener zarten, lieblichen Erscheinungen, die einer besseren Welt angehören, und der Erde nur geliehen sind. Nur wenige Jahre älter als Sophie und ich, sahen wir doch wie zu einer mütterlichen Freundin zu ihr hinauf. Sie war aber auch so gut und liebevoll gegen uns und die jüngern Geschwister und ist, mit dem Herzen voll Liebe und Hingebung, die Seele des kleinen Familienkreises gewesen. Immer bemüht zu beglücken und zu erfreuen, wußte sie gar manches einfache, sinnige Fest zu ordnen; bald zum ersten Mai, des lieben Vaters schönem Geburtstage; bald zum heiligen Elisabethtage, der guten Mutter Namenstag; auch wurden die Geburtstage der Geschwister regelmäßig gefeiert. Unter Lisens Leitung strickten Sophie und ich insgeheim Geldbeutel mit Glasperlen, stickten Westen auf weißem Perkal mit Gold- und Silberfaden; wanden Kränze von Blumen und Moos und machten Knittelverse dazu. So Sophie einmal, nach Abraham a Santa Clara, zu Hansens Geburtstag:

„Lieber Hans,
Ich bin eine Gans.
Deine ergebene Schwester,
Bleibe mir hold mein Bester!“

und Hans zu der Mutter Namenstag:

„Mit Immortell und zartem Moos,
Wirst heute Du von uns bekränzt;
Die Sach' ist klein, der Sinn ist groß,
Dein Bild ist's, das im Kranze glänzt!“

Und wir haben uns nicht wenig auf diesen Dichtergeist zu Gute gethan.

Fritz, ein stiller, sinniger Junge, war in Colmar bei Papa Rieder in Pension (im Hause, wo einst Pfeffel gewohnt), und war zum Neujahr heimgekommen; unter seinen sieben Sachen fand Lise ein Carnet, indem er unter die Worte: „Ce que je désire“ seine Wünsche aufgeschrieben hatte; ich glaube aber kaum, daß die Wünsche des jetzigen Geschlechtes so einfach und bescheiden wie die seinigen ausfallen würden, denn Fritz wünschte sich: „Zeichen-, Schreib- und Postpapier, Bleistift, Reißzeug, Federn und Federmesser, Siegelwachs, Pettschaft und andere Kleinigkeiten mehr.“ Das war aber eine wahre Herzensfreude für die gute Lise, den 13jährigen Buben mit seiner Wünsche-Erfüllung überraschen zu können; sie packte Alles, zierlich mit Rosabändchen zusammengebunden, in einen großen Korb, und schrieb mit großen Buchstaben auf einen Streifen Papier: „Est-ce là ce que tu désires Fritz?“ Als aber am Sylvesterabend Meister Fritz die Bescheerung auf dem Tische fand, da hat er sich seelenvergnügt die Hände gerieben, akurat wie seine liebe Mutter, Schwester Lise, zu thun pflegte, wenn ihr Etwas nach Wunsche gelungen war.

An jenem Sylvesterabend hatten wir auch, unter Lisens erfinderischer Leitung, für die beiden kleinen Mädchen, Emilie und Julie, eine Schweizertracht, und zwar ganz aus Papier verfertigt: „Denn, sagte Lise, in Roppentsweiler macht der Vater das Papier auf der Papiermühle, und läßt in der Commenthurei Tapeten darauf drucken, Papier ist also des Vaters Arbeit, die der liebe Gott segnen muß, und so wollen wir ihn denn jetzt auch mit einer ganz papiernen Bescheerung erfreuen." Zu dem Ende verfertigten wir noch einen papiernen Korb und füllten ihn mit schönen, papiernen Blumen, den die zwei Mädchen dem Vater bringen und eine Strophe dazu singen sollten, die Lise gedichtet hatte. Aber so primitiv der Korb auch gewesen ist, so hat er doch besser ausgesehen als die armen, kleinen Mädchen in ihren papiernen Schweizerkleidern, die bei jeder Bewegung rissen und rauschten. Besonders unsere Julie, das kleine, unruhige Windspiel, war ganz zerfetzt, als es vor dem Vater erschien und mit Emilie zu wiederholten Malen aus vollem Halse sang:

„Gott erhalte unsern Vater,
Segne und behüte ihn!"

Sophie saß am Clavier und spielte die Melodie, und Alle stimmten von ganzem Herzen in den kindlichen Neujahrswunsch ein.

Und der Herr hat den wackeren Vater gnädig erhalten und seiner Hände Arbeit reichlich gesegnet. Als das Geschäft in geregeltem Gange war, und Gott ihm Gedeihen gab, da erlaubte sich der thätige Mann auch den Genuß der Musik und der Blumen, die Beide schon des Knaben

Lust und Freude gewesen. Mitten an der großen Gartenmauer, wo zur Zeit des letzten Commenthurs ein bretternes Häuschen gestanden, in dem der Garte=Sepele Spaten, Rechen, Gießkannen u. s. w. aufbewahrt, da ließ Vater Johannes ein Treibhaus bauen, das sich bald mit den schönsten Blumen und exotischen Pflanzen angefüllt hatte, welche der Hausvater in seinen Erholungsstunden sorgsam pflegte und begoß. Jeden Samstag ließ er das Geländer und die Ruheplätze der großen, steinernen Treppe, die ihres Gleichen sucht, mit frischen Töpfen zieren, in denen die schönsten Blumen blühten. Und wenn dann im großen Saale um irgend einen ausgezeichneten Tonkünstler sich ein musikalischer Kreis versammelte, und die harmonischen Töne inmitten der Blumen Pracht und Duft erklangen, da träumte ich mich mit Sophie in eine ideale Welt hinein, und meinte treuherzig, es könne auf der ganzen weiten Welt nirgends so schön und so gut sein, wie in der lieben Commenthurei.

Und doch war es auch wieder so einfach, ja beinahe so streng patriarchalisch in Schwester Lisens Haushaltung. Vom seligen Vater hatte sie eine, für jene Zeit seltene Bildung erhalten, mit der sie aber den ernsten, praktischen Sinn verband, welcher der christlichen Hausfrau so Noth thut, um ihr Haus in der Furcht des Herrn, auf Zucht und Ordnung zu gründen. Mit Gottes Hülfe war dies Schwester Lise gelungen, und unter ihrem ruhigen, fleißigen Walten ging es in der großen Commenthurei so geregelt und stille zu, daß es Allen wohl darin war. „Mann und Kinder durften sich getrost auf sie verlassen, denn sie hat ihnen nur Gutes und Liebes gethan, ihr Leben lang.“

In jener Zeit war der Maler Mongin von Paris

oft längere Zeit in der Commenthurei, wo er die Landschaften malte, welche den Ruhm der Tapetenfabrik gegründet und verbreitet haben. Und nun muß ich auch noch von Onkel Mongin und von seiner lieben, herzguten Frau, der Tante Sophie, erzählen. Sie waren Beide Allen herzlich lieb geworden. Der Onkel war sehr fein gebildet, ungemein wohlwollend und liebenswürdig, und hat dem gemüthlichen Familienleben in der Commenthurei einen neuen intellectuellen Aufschwung gegeben, worin ihn seine muntere, kindlich naive Frau kräftig unterstützte. Unter des Onkels Leitung machten Lise und Sophie bedeutende Fortschritte in der französischen Sprache, und auch ich, der Zugvogel, der abwechselnd bald daheim im Mutterhause und bald in der Commenthurei gewohnt, habe dem guten Manne viel zu danken, und er hat manches Lichtlein in meinem Strudelkopfe angezündet, manch' verworrenen Begriff darinnen geordnet, und war immer so gütig und liebevoll, daß es jedes Mal ein Fest gewesen, wenn es hieß: „Onkel und Tante Mongin kommen wieder von Paris!“

Was uns aber am meisten interessiert und begeistert hat, das war ein kleines Familientheater, das allgemeine Bildungsmittel jener Zeit, welches Onkel Mongin in der Commenthurei eingerichtet und in's Leben gerufen hat. Das erste Stück, welches wir unter seiner Leitung einstudiert und aufgeführt haben, war „Le bon fils“ von Florian, wenn ich nicht irre. Der Gang des Stückes ist mir gänzlich entfallen, nur das weiß ich noch, daß Onkel Mongin der Souffleur gewesen, Sophie die Rolle der Colette, Lise die der Mutter, und ich den Held, nämlich den bon fils, gespielt habe. Und ich sehe uns noch, wie

wir beim Aufrollen des Vorhangs vor einem Bauernhause (Onkel Mongin hatte die Decoration gemalt!), Lise am Spinnrade gesessen, ich, mit einem Buche in der Hand, neben ihr, und mit lautklopfendem Herzen zitternd, die Vorstellung mit den Worten eröffnet habe: „Ces fables sont assez jolies, ma mère, voulez-vous que j'en lise encore une?“

Es ist aber über Erwartung gut gegangen, und wir haben sammt und sonders unserm Lehrmeister Ehre gemacht. Vater Johannes und Schwester Lise waren froh überrascht und die ganze Familie — notabene Mutterchen, Onkel und Tante Anthony, ja sogar der Kandider, sind auch dabei gewesen — freute sich der gelungenen Vorstellung in französischer Sprache. Nachdem wir geendet, betrat Onkel Mongin die Bühne und sang, ich weiß nicht mehr nach welcher Melodie:

„J'abandonne ma retraite,
Car souffler n'est pas jouer,
En un si beau jour de fête,
N'aurais-je donc qu'à souffler?“ u. s. w.

Später ging's Crescendo mit unserm Theater. — War Onkel Mongin in Paris, so spielten wir kleine, deutsche Lustspiele, „Die Gouvernante,“ „Der grüne Domino,“ „Der Vetter aus Bremen“ von Körner, „Der Blitz“ von Müllner und Andere mehr. Und war der Onkel wieder da, so ging's auf französisch, und er hat mehrere Vaudevilles von Scribe für uns umgearbeitet. Wenn aber bei all' diesen Festlichkeiten und Vorstellungen Dame Eitelkeit mehr oder weniger die Hauptrolle gespielt, so ist mir dagegen von unserer ersten, nämlich vom bon fils, ein heilsames Gefühl der Demüthigung geblieben, das mich durch

alle andern Aufführungen, stille und leise warnend, begleitet hat.

Im bon fils ist Sophie als Colette so wunderhübsch gewesen, und auch Lise hat als Mathurine so lieb und gut ausgesehen; aber ich — weiß nicht mehr recht, ob ich Colin oder Firmin geheißen — kam mir in meiner männlichen Verkleidung so häßlich und so unweiblich vor, daß ich mich lieber hätte verbergen, als darinnen auf dem Theater erscheinen mögen.

Mein Costüm war freilich nichts weniger als elegant; denn da diese, unsere erste, Vorstellung ein großes Geheimniß war, mit dem wir zum ersten Mai Vater Johannes überraschen wollten, so haben wir mit Tante Mongin's Hülfe Alles selbst und mit der größten Sparsamkeit verfertigt. Für mich hatte Tante Juliane aus der Rumpelkammer ein grünes Tyrolerkleid hervorgeholt, das ihr Sohn einmal von Paris gebracht. Wir erfrischten und paßten es mir an, so gut es eben gehen konnte; aber es war mir doch jedes Mal unbehaglich, wenn ich es anprobieren und mich hineinstecken mußte. Und vollends den vergilbten Tyrolerhut, der so übel roch, wie der Kandidat, den wollte ich durchaus nicht aufsetzen. Und doch mußte irgend eine Kopfbedeckung erfunden werden, denn der bon fils konnte ja nicht mit gescheitelten Haaren, und die Zöpfe um den Kopf gewunden, auftreten.

Nun war es unter dem Directorium einst Mode gewesen, daß die Pariser Damen ihren Kopf mit einer blonden Perrücke à la Titus schmückten; und Vater Johannes hatte seiner Hausfrau eine solche Perrücke von Paris mit heim gebracht, welche aber die ernste, einfache Schwester Lise natürlich

nie getragen, sondern in einen alten Kasten eingeschlossen hatte. Sophie, die davon wußte, holte sie hervor, kam mit der parfumirten Schachtel triumphierend auf unser Zimmer, setzte mir den blonden Titus auf den Kopf, und rief lachend: „Die steht Dir ja ganz prächtig, und hilft uns aus aller Verlegenheit!“

Ich wollte zuerst mitlachen, aber ein Blick in den Spiegel — und ich wurde feuerroth, warf zürnend die Perrücke auf den Boden und erklärte: „Daß ich mich denn doch nicht zum Harlekin hergeben wolle, den Titus nicht aufsetzen, und überhaupt den bon fils nicht spielen werde.“

Sophie sah mich an mit den dunkeln, ausdrucksvollen Augen, hob warnend den Finger in die Höhe und rief seufzend: „O vanitas, o Eitelkeit!“

Und als ich mich schmollend abgewandt, da hat sie mich umfaßt und mit freundlichem Ernste gesprochen: „Es ist wahr, Tantele, das Tyrolerkleid steht Dir nicht gut, und Du bist viel hübscher in deinen gewöhnlichen Kleidern. Aber wir wollen ja den bon fils aufführen, um den Eltern, der Großmama und allen Andern eine Freude zu bereiten, und nicht um bewundert zu werden und mit unserm Bischen Schönheit zu glänzen.“

In diesem Augenblick kam mir das Atlasband, der Pfau, und der Tante: „Gretele, nimm Dich vor der Eitelkeit in Acht!“ wieder in den Sinn. Ich schämte mich, gab Sophie einen Kuß, und habe — aber nicht ohne Selbstüberwindung und inneres Widerstreben — das grüne Tyrolerkleid angezogen, den blonden Titus aufgesetzt, und den bon fils gespielt.

Bei unsern spätern Vorstellungen hat mir aber jedes

Mal eine innere Stimme Sophiens Worte: „O Eitelkeit, o vanitas!“ wiederholt.

Bald nachher mußten wir eine zweite Vorstellung des bon fils geben, und zwar für die sämmtlichen Honoritäten des Dorfes, Maire, Adjoint, Gemeinderath u. s. w. Ja, sogar der alte, katholische Pfarrer Braun hatte eine herzliche Freude an unserm Spiel. Und wenn ich zurückdenke, wie väterlich wohlwollend der gute alte Mann gegen uns junge Mädchen gewesen, wie oft wir mit Tante Mongin in seiner Kirche gebetet, und wie der katholische Priester, die streng protestantische Familie, und der freidenkende Onkel Mongin im besten Einverständnisse mit einander gelebt, und Jedes die Ueberzeugung des Andern geehrt hat — und dies mit dem Hasse unserer Tage vergleiche, so möchte ich fragen: „Ob unser „siècle de progrès“ nicht mehr rückwärts als vorwärts gegangen ist?“

Doch es ist Zeit, die fröhlichen Erinnerungen des jungen Mädchens zu schließen und in die Jahre einzutreten, wo die ernste Lebensschule beginnt.

Im Frühling 1816 wurde unsere Lise mit dem jungen Gehülfen ihres Vaters, Friedrich F . . . von Aarau, in der Kirche des romantisch gelegenen Windisch, getraut. Die gegenseitige Liebe des jungen, schönen Paares, Verlobung und Hochzeit, das Alles war so idyllisch und so rein, wie denn überhaupt Lisens ganzes Wesen und Leben dem klaren Bächlein glich, das sanft und erfrischend durch blumige Wiesen dahin fließt.

Daß Lise eine Frau geworden, fanden wir ganz in der Ordnung; war sie doch von jeher für Alle die mütterlich

liebende und sorgende Lise gewesen. Und als ihr Fritzchen zur Welt gekommen, ein zarter Kleiner mit so schönen, sinnigen Augen, wie ich seitdem keine mehr an einem kleinen Kinde gesehen habe, da meinten wir treuherzig, der kleine Prinz gehöre uns Allen an; und die schöne, jugendliche Tante Julie von Aarau, und Sophie und ich, wir stritten uns ordentlich um das Vorrecht, unsern zarten Liebling tragen, pflegen und hegen zu dürfen.

Schon vor Fritzchens Geburt hatte Lise gekränkelt; nach ihrem Wochenbette wurde sie so schwach, daß sie im Garten nicht weiter als zu ihrem Kastanienbaume gehen konnte, unter dem ihr der Vater einen bequemen Ruhesitz machen ließ. Dort ist sie den ganzen Sommer mit einem Buche oder mit ihrer Arbeit gesessen. In seinem großen Korbe lag Fritzchen neben ihr, schlummerte, oder blickte mit den schönen Augen hinauf in die grünen Blätter des schattigen Baumes und lächelte, mit kindlichem Lallen, ihnen und der Mutter frenndlich zu.

Als aber im Herbst die rauhen Winde den Kastanienbaum entblätterten, da hat auch unser Fritzchen seine lieben Augen geschlossen, und sie auf Erden nicht wieder aufgethan.

Lise weinte viel; aber sie klagte nie, blieb sanft und still; ist aber den Winter über so schwach und so krank geworden, daß keine Hoffnung blieb, ihr Leben zu erhalten. Sie las viel in der Bibel, sprach mit Sophie und mir oft vom Tode. „Aber, sagte sie einst wehmüthig zu uns, mit der Mutter und meinem armen Fritz kann ich nicht von meinem Sterben reden, weil es ihnen das Herz zerreißt.“

Als wir ihr die ersten Veilchen brachten, freute sie sich

kindlich über die lieben Blümchen und den erquickenden Duft, meinte aber: „Noch eine größere Freude wird es für mich sein, wenn ihr mir das erste grüne Blatt von meinem Baume bringen könnt. Ich sehne mich darnach, wie nach dem Oelblatt von Noahs Taube, denn es ist meines Fritzchens Himmelsgruß!“

Am ersten Mai, zu des Vaters Geburtstage, ließ sich Lise zum letzten Mal unter ihren lieben Baum tragen, freute sich seiner schönen Blätter und Blüthen, und sagte: „Wenn er mich verstehen könnte, so möchte ich ihm so gerne noch danken für den kühlen Schatten, womit er im letzten Sommer mich und meinen Fritzchen erquickt hat. O, ich sehe sie jetzt wieder die lieben Kinderaugen, aber sie blicken nicht mehr von Unten hinauf, sondern von Oben herab, auf die Mutter.“

Papa Rieder kam von Colmar, und aus seiner Hand wollte Lise noch mit uns Allen das heilige Abendmahl empfangen.

„O! schrieb ich an Pfarrer nach Halle, warum müssen denn die Besten, unsere gute, liebe Tante, und die engelreine Lise zuerst und so schnell nacheinander sterben?“*)

„Weil sie reif sind zum ewigen Leben, und wir es erst noch werden müssen,“ hat er mir geantwortet.

Bald darauf sandte der Herr seinen Boten. „Dieser „nahm unsere köstliche Perle, die so stille geglänzet, und „legte sie sanft in die Muschel zurück.“

Am Begräbnißmorgen hat Onkel Mongin, der eben in der Commenthurei wohnte, die folgenden Strophen an den Kastanienbaum geheftet:

*) Die Tante starb den 3. Hornung, Lise den 17. Mai 1818.

„Nous ne la verrons plus, celle à qui ton feuillage,
Devait prêter longtemps un ombrage riant,
Elle fut moissonnée au printemps de son âge,
Lise, qui t'a planté, ne vit plus maintenant!"

„Assis sous tes rameaux, quand notre rêverie,
Elèvera nos coeurs vers un être immortel,
Nous ne plaindrons plus Lise arrachée à la vie,
Elle repose en paix, au sein de l'Eternel!"

Papa Rieder aber hatte die Worte darunter geschrieben:

„Ihre Seele gefiel Gott wohl, darum eilte Er mit ihr aus dem bösen Leben." Buch der Weisheit 4, 14.

Und als der Leichenwagen den Sarg zum Begräbniß nach der Stadt führte, da hat ihn der gute, alte Pfarrer Braun mit dem Glockengeläute begleiten lassen, und während Papa Rieder daheim mit den Frauen gebetet, hat er in seiner Kirche eine Messe gelesen, und seine und Tante Mongins Gebete mit den unsrigen vereinigt.

Immer Grün.

Sophie.

„O! Wer erfand den Edelstein der Sprache,
Die kurze Silbe Freund? Er nennt in ihr
Des Lebens Trost, den Retter von Gefahren,
Von Gram und Furcht, von Selbstbetrug und Neid,
Des Herzens Arzt, von uns das bessere Selbst."

Das hat mir Sophie, aus Herders Rosenthal, ins Stammbuch geschrieben; das ist sie mir Alles gewesen — ja

ich meinte noch viel mehr! Denn wer hat wohl in seiner Jugend nicht für einen Freund oder eine Freundin geschwärmt? Aber Sophie war auch so schön, so reich begabt, und ist so hoch über mir gestanden, und wenn Lise, wie die Liane, Alle mit ihrer Liebe umschlungen, und gleich einem schönen Traume, die Ihrigen umschwebte, so ist Sophie, immer und überall, die Erste, die Ausgezeichnetste, und des Vaters Stolz und Freude gewesen.

Schon das kleine, rothwangige Mädchen mit den wunderschönen Augen ging seinen eigenen Weg. Was Sophie einmal ergriffen, das hielt sie mit seltener Beharrlichkeit fest, und sprudelte von Witz, originellen Einfällen und treffenden Bemerkungen. Von Kindheit auf hatte sie eine entschiedene Vorliebe für die grüne Farbe, und noch als erwachsene Jungfrau stimmte sie mit den beiden kleinen Schwestern das Liedchen an: „Ich singe Grün, denn ihm gebührt der Preis!“ welches sie als Kind so oft und mit so drolligem Ernste gesungen hatte. Für Sophie mußte immer Alles grün sein, vom Hutbande bis zu des Buches Einband, und unter meinen Reliquien besitze ich noch das Messerchen mit dem grünen Hefte, das Lise eigens für sie in Aarau hatte machen lassen.

Als wir einmal zum Geburtstage ihr eine ganz grüne Bescheerung bereiteten, und Lise lachend sagte: „Wahrhaftig wir müssen unserer Sophie auch noch einen grünen Mann ausfindig machen, damit sie Frau Grün heißen kann.“

Da behauptete Hans: „Das sei gar nicht unmöglich, denn er kenne einen Herrn Grün, der ein recht artiger und gescheidter Mann sei,“ und wir haben die arme Sophie lange mit dem unbekannten, grünen Freier geneckt, sie ließ

uns aber reden, und ist dennoch ihrem lieben Grün unwandelbar treu geblieben.

Sophie und ich, wir hatten uns Beide ein Ideal ausgemalet, das wir erreichen wollten, und es war uns Ernst damit; aber wir wähnten es aus eigener Kraft erreichen und vollkommen werden zu können. Wir hatten Ewalds „Kunst ein gutes Mädchen zu werden,“ Pfeffels „Briefe an Bettina,“ „Lehren an Egle,“ Ehrenbergs „Reden ans weibliche Geschlecht“ und andere mehr recht eigentlich studiert, besonders Schiller und Tiedge's Gedichte mit großer Begeisterung gelesen, viel daraus auswendig gelernt, schöne Stellen abgeschrieben, gute Vorsätze gefaßt, und während Sophie in Paris war, uns sechs Seiten lange Briefe geschrieben, — „und sind doch nicht vollkommen geworden, sondern die Alten geblieben,“ sagte Sophie mit dem ihr eigenen Wahrheitsgefühl und dem Scharfsinn, der „immer den Nagel auf den Kopf trifft,“ wie das Sprichwort sagt.

Aber auch Romane haben wir gelesen, besonders begeisterten uns Pfeffels „Prosaische Versuche,“ und Lise hat noch mit uns für Karoline Pichlers Schriften, den „Agathokles“ und „die Frauenwürde“ geschwärmt.

Der Tante Tod und der selige Heimgang der guten Lise hatten uns ernst gestimmt, tief erschüttert und mächtig an das Eine, das Noth thut, erinnert. Jean Pauls „Von der Schönheit des Strebens, in der Blüthe des Lebens“ hatte uns tief ergriffen — „aber doch in unsern Herzen die Todesfurcht nicht überwinden können,“ bemerkte Sophie wieder, und ich mußte ihr Recht geben.

Der Herr aber hat für jede Seele eine eigene Erziehungsweise, denn Er alleine weiß, was jeder frommt und sie

zum Heile führen kann, und so hat Er auch Sophie einen ernstern Weg, als ihre zarte, weiche Schwester Lise, geführt.

Früher, als Kind schon, litt Sophie oft an periodischen Kopfschmerzen; nach Lisens Tod wurden diese aber so anhaltend und so heftig, daß unsere arme Sophie nur selten einen Tag hatte, wo sie ganz frei davon war. Sie pflegte das ihren „guten Tag" zu nennen. Oft Wochenlang konnte sie das Tageslicht nicht ertragen, und was ihr am Schwersten fiel, nicht mehr arbeiten, und nur selten lesen oder schreiben; denn durch die heftigen Schmerzen wurden auch die Augen so angegriffen, daß sie oft zu mir sagte: „Du wirst sehen, ich werde noch blind, und davor graut mir so."

Darum ist ihr aber auch ihr liebes Grün immer lieber geworden, denn es that den kranken Augen so wohl, auszuruhen auf dem frischen Grün der Wiesen und Felder, oder sich unter den grünen, schattigen Bäumen zu stärken und zu erquicken. Und als sie eines Tages, es war im Frühling 1823, unter Lisens Baum gesessen, und ernst sinnend hinaufschaute in die hellgrünen Kastanienblätter, da sind mir unwillkürlich Fritzchens Augen wieder eingefallen, die so viele Aehnlichkeit mit den Ihrigen hatten, und zum ersten Mal drängte sich mir der Gedanke auf, und preßte mir schmerzlich das Herz zusammen: „Wie es ja wohl möglich wäre, daß Sophie auch frühe sterben und der verklärten Schwester bald folgen könne."

Ob sie geahnet, was in mir vorging? ich weiß es nicht — aber sie sagte plötzlich: „Tantele, mit unserem vielen Lesen und Schreiben, und all' unsern schönen, ästhetischen Vorsätzen, haben wir uns vergeblich abgemüht, und sind vor Gott dennoch nur arme Sünder geblieben."

Ich verstand Sophie damals nicht, und blickte sie ganz befremdet an, denn in meinem idealischen Wörterbuche waren die armen Sünder nicht eingeschrieben.

„Ja, ja, mein armes Tantele," fuhr Sophie lächelnd fort, „die Ideale sind zerronnen, die unser stolzes Herz geschwellt. Schau, diese üppigen Blüthen hier am Kastanienbaume, wie sie so schön und lieblich aussehen. Sie bringen wohl auch schöne Früchte, die aber zu nichts taugen und weggeworfen werden, und sind das treffende Bild des Gott entfremdeten Lebens, indem man nur sich selbst überheben und vergöttern will."

„Aber, Sophie, das haben wir doch nicht thun wollen!"

„Weißt Du noch — wir waren Beide noch recht unverständig, als wir Lise einmal fragten: „Warum man denn die Kastanien von ihrem Baume nicht auch essen könne, wie die andern, die uns so gut schmecken?" Da hat sie uns geantwortet: „Weil es ein wilder Baum ist, der nicht eingepfropft, dessen Saft nicht veredelt worden ist, und der darum auch keine gute Frucht bringen kann. Nun ist aber jeder Mensch von Natur ein wilder Baum, dem der Herr durch seinen Geist einen himmlischen Zweig einpfropfen muß, damit er durchdrungen werde vom geistigen Safte des göttlichen Oelbaumes und gute, Gott wohlgefällige Frucht bringen kann."

„Und das ist die Wiedergeburt!" Ich hatte es so oft in der Bibel und im Katechismus gelesen, aber leider nicht verstanden, und darum auch immer wieder vergessen.

„Wenn uns aber der Herr diesen neuen, himmlischen Sinn und einen gewissen Geist gegeben hat, dann sind wir, wie er verheißen, vom Tode zum Leben durchgedrungen;

dann leben wir ewiglich, ob wir gleich sterben." Sophie sagte dies wie zu sich selbst, aber in so ergreifender Weise, daß mir ihre Worte tief zu Herzen gegangen sind.

„Im Winter, wenn der Schnee mit seinem weißen Leichentuche die Erde bedeckt, da stehen die Bäume entlaubt, wie ein Bild des Todes da. Aber unsere schönen, hohen Tannen, die bleiben immer grün, wie die erlöste Seele, die in Jesu Christo Gnade und Frieden gefunden hat!" sagte Sophie, indem sie mir einen innigen Kuß gab.

Im Sommer mehrten sich Sophiens Leiden so sehr, daß sie zu krank war, um einen Kurort zu besuchen, und so ist sie mit der treuen Mutter zu ihrem geistlichen Vater, Papa Rieder, in unsere Vogesen, in's Pfarrhaus von Gertweiler gegangen. Dort hat sie der Herr „erlöset von allem Uebel" und den 17. August 1823 ist sie eingegangen zur Ruhe ihres Herrn und Heilandes.

Fünfzig Jahre*) sind seitdem vorüber gegangen, und von Allen, die Dich, Du liebe, theure Sophie, so schmerzlich beweint, sind nur noch drei übrig geblieben. Aber „die Liebe höret nimmer auf" — und so bleibt auch in unsern alten Herzen Dein Andenken immer grün, bis zum ewigen, seligen Wiedersehen.

---

*) Ich schrieb's an ihrem Todestage 1873.

Die Libelle.

Julie.

Im Sommer 1831, an einem wunderschönen Morgen, wanderte ich leichten Fußes über unsern Rebhügel nach der Commenthurei. Unsere Julie hatte sich mit Amédée verlobt, und es zog mich zu den lieben Leuten hin.

Julie war Aller Liebling, der Mutter Trost und des Vaters Herzenskind; ohne sie wäre das Haus wie ausgegestorben gewesen, denn bald nach Sophiens Tode hatte sich die schöne, so reich begabte Emilie mit Karl vermählt, und war mit ihm in die Stadt gezogen. Julie aber hat den alternden Eltern die Schwestern ersetzt, und mit treuer Liebe ihre Aufgabe erfüllt; sie war nicht wie Lise und nicht wie Sophie, aber doch mit Beiden geistig verwandt. Ungemein liebevoll und herzlich, heiter und freundlich, wußte sie, mit ihrem lebhaften Wesen, Alles zu beleben, und ist dabei so tief fühlend gewesen, daß sie mit ihren zwanzig Jahren die schwere Kunst verstanden, sich mit den Fröhlichen zu freuen, und mit den Trauernden zu weinen. Durch ihre Verbindurch mit Amédée, der bereits ins Geschäft getreten, blieb Julie in der Commenthurei, und das war für Alle, besonders für die Eltern, eine tröstliche, freudige Aussicht.

Ich hatte also alle Ursache, heiter und guten Muthes meine Wanderung anzutreten, und mich des schönen, blauen Himmels, und des reichen Gottes-Segens in Feld und Flur zu erfreuen — und doch bin ich auf meinem einsamen Wege so ernst und immer ernster geworden. Kaum zwei Jahre waren verflossen, seit eine liebe Freundin unserer

Julie, die gute Maria, auch eine glückliche Braut gewesen — und zwar die inniggeliebte Braut unseres Pfarrers — wenige Wochen nach der Verlobung unwohl wurde, und so plötzlich und unerwartet starb, daß der arme Bräutigam von diesem harten Schlage ganz darnieder geschmettert, den heißen Kampf, der ihm verordnet war, noch nicht ausgekämpft hatte.

Und im vorigen Winter, da war der Todesengel wieder bei uns eingekehrt, und hatte Hansens jugendliche Gattin, unsere stille, sanfte Melanie, in die ewige Heimath geholt, und der arme Hans ist mit seinen drei Waisen tief gebeugt an ihrem Grabe gestanden.

Dieses Alles ging wie ein erschütterndes Memento an meiner Seele vorüber, und drängte mir manch' ernste Frage auf. Und als ich oben auf dem Hügel stund, und unten im schönen blumigen Garten die Commenthurei vor mir lag — ja, da schienen die ernsten, dunkeln Tannen mit mir über die so frühe Heimgegangenen zu trauern, und mit Vater Luther zu sagen:

„Mitten wir im Leben sind,
Von dem Tod umfangen!"

An der Gartenthür kam mir Julie mit den Kindern entgegen. Nach Melanie's Tode war sie zu Hans in seine Wohnung gezogen, und hatte die Kinder mit vieler Umsicht und Liebe überwacht und geleitet. Wir sprachen nicht viel von ihrer Verlobung; es mußte also kommen, hat auch Niemand überrascht, und war schon längst im Himmel angeschrieben: „daß sich die zwei recht herzlich lieb gehabt!" Desto mehr erzählte mir Julie von den Kindern, besonders von der kleinen Sophie, ein liebes, aber höchst eigenes Kind,

dessen Entwickelung der jungen Tante ganz besonders auf dem Herzen lag, und das auch mein Herzkäferchen gewesen ist.

„O! komm, Tanti, sagte die kleine Sophie, als wir beim Hause angelangt, komm', schau was Tante Julie für ein häßliches Thier hier in der Schüssel hat!“ so sagend zog sie mich zum Fenster, unter dem in einer weißen, porzellanenen Schüssel ein großer, brauner Käfer, mit hervorstehenden Augen, sich langsam hin und her bewegte; die Schüssel war halb mit Wasser angefüllt, und auf dem Boden mit Sand und allerlei Gewürme bedeckt.

„Was hast Du denn da für ein kleines Ungethüm? fragte ich Julie, in meinem Leben habe ich noch keinen so großen und so häßlichen Käfer gesehen!“

„Ja, meinte sie, schön ist er nicht, und dabei so gefräßig, wie ein gieriger Drache. Schau nur das große Maul, die untere Lippe kann er, gleich einem kleinen Rüssel, ausstrecken so lange er will, um seine Beute zu erhaschen, und hat erst diesen Morgen, zur großen Freude der Kinder, ein kleines Fischchen auf diese Weise gepackt und sich trefflich schmecken lassen.

„Tante Julie, la bête veut sortir de l'eau!“ rief Sophiechen ganz verwundert aus.

„Wahrhaftig, sagte Julie, er schickt sich jetzt zum Sterben an, und Du kommst wie gerufen dazu. Gott zeigt uns hier in einem wundervollen Bilde, wie im Tode Leib und Seele von einander scheiden. Es ist schon der zweite Käfer dieser Art, den unser kleiner Professor Eugen im großen Weiher aufgefischt; und seit ich den Ersten sterben

sah, mußte ich immer denken, ach! wenn es nur Tanti auch hätte sehen können."

Aufmerksam sahen wir dem braunen, unbeholfenen Gesellen zu, wie er mühsam aus dem Wasser kroch, sich am Rande der Schüssel mit seinen kleinen Krallen fest klammerte, die Füße von sich streckte — und dann unbeweglich liegen blieb.

„Nun ist der Leib todt, und muß wieder zur Erde werden, von der er genommen ist; aber bald wirst Du sehen, wie die befreite Seele ihre Schwingen entfalten, und der ewigen Heimath zueilen kann" — sagte Julie in ihrer innigen Weise.

Sachte trugen wir die Schüssel in den Garten, stellten sie auf ein Tischchen an die Sonne, und setzten uns mit unserer Arbeit nahe dabei in den Schatten. Gerne hätte ich nun gewußt, was denn eigentlich mit dem Käfer werden sollte, aber ich sah, daß Julie mich überraschen wollte, und mochte ihr die Freude nicht verderben — wie lange wir so gesessen, weiß ich nicht mehr. Juliens Stimmung war im Einklang mit meinen Gedanken auf dem Wege, und unser Gespräch nahm eine so ernste Wendung, daß ich, erstaunt über das reiche, innere Leben in diesem jugendlichen Gemüthe, mich leise fragen mußte: „Ob unsere Julie nicht auch schon reif geworden für das ewige Leben?" Und wieder, wie damals mit Sophie unter dem Kastanienbaume, schnürte mir eine bange Ahnung das Herz so schmerzlich zusammen, daß ich darüber den Käfer vergessen habe.

Da schrie plötzlich die kleine Sophie aus vollem Halse: „Eh! venez, venez vite voir la bête!"

Wir eilten zum Tischchen — und siehe, dem schmutzigen Rücken des plumpen Käfers entstieg allmählig ein zartes, schlankes Geschöpf — zitternd sank es auf den Rand der Schüssel nieder, aber von den warmen Sonnenstrahlen belebt, entfalteten sich nach und nach die ätherischen, durchsichtigen Flügel, und in herrlicher Farbenpracht schwang sich die schöne, anmuthige Libelle*) hinauf ins blaue Himmelszelt!

„Oh! la belle demoiselle!" rief die Kleine wieder.

Julie berührte mit der einen Hand die starre Hülle des Käfers, wies mit der andern auf die in immer höherm Schwunge sich erhebende Libelle, und sprach gerührt: „Schau, hier liegt der Leib — und dort entflieht die Seele!"

Sinnend und schweigend blickten wir dem wunderschönen, lieblichen Wesen nach, bis es unsern Blicken entschwand, ich faßte Juliens Hand, und sagte tief ergriffen: „O Julie!

„Wie wird uns dann, o dann uns sein,
Wenn wir uns ganz des Herrn zu freu'n,
Ihn Dort anbeten werden?"

„Ja, Tanti, erwiderte sie, es wird herrlich, unaussprechlich sein, denn „Wir sehen hier durch einen Spiegel, in einem dunkeln Wort, dort aber von Angesicht zu Angesicht!"

Und im künftigen Frühling, ehe die Veilchen blühten, und die Schwalben wiederkehrten, da hatte auch unsere Julie ihre Schwingen entfaltet, und die zarte Hülle lag

---

*) Libellula virgo; im französischen demoiselle; im Sundgau nennen wir sie Wasserjungfer.

mit dem Brautkranz im Sarge — und wie einst zu Abraham, so hatte der Herr auch zum tieftrauernden Vater und zum armen Mutterherzen gesprochen: „Gieb mir auch diese, Deine dritte Tochter wieder, die Du so lieb hast!“

„Der Herr hat sie gegeben, der Herr hat sie genommen, der Name des Herrn sei gelobet!“

Die Päonie.

Pfarrer.

In der Commenthurei hatten wir Fritzens dritten Buben, den kleinen Karl Eugen, getauft; und Fritz fragte mich: „ob ich nicht wisse, mit welchem Geschenke er unserm Pfarrer eine kleine Freude bereiten könne?“

Unserm Pfarrer war es aber schwer mit Geschenken beizukommen, denn er ist der einfachste Mensch auf Gottes Erdboden gewesen, und hätte sich am liebsten, wie Diogenes, mit einer Tonne begnügt, und wie dieser, als er einst einen Jungen aus der hohlen Hand trinken sah, auch noch das unnütze Glas weggeworfen: „Laß mich zufrieden mit Deinen „mille choses inutiles, qui nous deviennent nécessaires!“ pflegte er oft zu sagen, wenn ich irgend eine kleine Verschönerung in seinem Studierzimmer vornehmen, oder es ihm etwas bequemer einrichten wollte, und ich war daher nicht wenig erstaunt, als ich auf meine Frage: „Ob er irgend einen Wunsch habe?“ ein „Ja“ zur Antwort erhielt.

„Und was möchtest Du denn gerne haben?“ fragte ich weiter.

„Eine Päonia arborea.“

„Eine Blume, das ist zu wenig. Du mußt was Besseres sagen, denn es will Dir Jemand ein recht schönes Geschenk machen.“

„Kennst Du was Schöneres, als unsres guten Gottes Blumen? die man aber doch nicht Alle umsonst haben kann. Denn hier im catalogue der Gebrüder Baumann, ist die Päonia arborea mit 20 bis 30 Franken, das Exemplar, angeschrieben; und so gerne ich eine hätte, so ist es doch eine Ausgabe, die ich mir für eine Liebhaberei nicht erlauben darf.“

Ich wußte nun genug, und bald darauf stund unser Pfarrer seelenvergnügt in seinem Garten, und pflanzte mit der Schweizer-Anne seine liebe Päonia auf den Rasenplatz. Warum ihm aber diese schöne Päonia besonders lieb und werth, ja gleichsam zum Denkstein von Gottes Gnade geworden, um dies zu erklären, muß ich etwas weit ausholen.

Der kindlich fromme Glaube, mit dem unser Pfarrer das Mutterhaus verlassen hat, wurde in Neuwied gestärkt und belebt, in Aarau nicht durch Zweifel erschüttert, und als er nach Halle kam, hat er die folgenden Worte in sein Tagebuch geschrieben:

„Studium der Bibel sei immer meine Haupt-„Tendenz. Die Bibel sei die mütterliche „Wohnung, von der ich ausgehe, und zu der ich „zurückkehre.“

Von Professor Wegscheider und seiner liebenswürdigen Frau wurde unser junger Student gar freundlich aufgenommen; er wünscht sich Glück die Freundschaft dieses ausgezeichneten Mannes gewonnen zu haben. Später aber schreibt er beinahe erschrocken:

„Heute merkte ich, daß Wegscheider ein Neologe ist. „Ich will mich davor schützen so viel ich kann. Glauben „will ich das Evangelium."

„Gott möge mir Erleuchtung geben!"

Einen Monat später:

„Ich will mich von der Neologie nicht umgarnen lassen. „Jetzt will ich nur sehen, was der Evangelist selbst geglaubt „hat, nicht was mir wahr oder unwahr scheinen kann. Und „daß der, welcher das Evangelium Johannes geschrieben, „das geglaubt hat, ist ohne Widerrede wahr. Die Er„klärungen überhaupt, die man davon giebt, sind ziemlich „weit hergeholt."

„Gott leite mich!"

Später aber schreibt er doch:

„Wegscheider scheint mir doch so Unrecht nicht zu haben. „Ich muß zu ihm hingehen und ihn fragen. Der Glaube „an die Wunder ist doch nur Nebensache. Die Hauptsache „ist den Geist und die Lehre Christi zu erforschen.

„Heute machte ich einen Spaziergang mit Wegscheider. „Ich will mir seine Freundschaft zu erhalten suchen, ohne „mich seinen Ansichten allzugläubig anzuschließen."

Aber wenige Monate später sagt er wieder:

„Christus ist der größte Mensch. Aber Wegscheider

„hat Recht, die Wunder sind nicht geschehen; denn nimmt „man eines an, so muß man sie alle annehmen.“

Jänner 1817:

„Heute lernte ich B . . . . näher kennen. Dieses un„glückliche Leben aller solcher Freidenker muß mich doch „aufmerksam machen, wenn ich es mit der stillen Gemüths„ruhe vergleiche, die den Orthodoxen eigen ist. Ich muß „doch näher darüber nachdenken, ehe ich mir ein so kummer„volles Alter bereite. Der Mensch mit seiner Vernunft „allein hat doch in dieser Welt nicht viel gethan, begeisterter „Glaube hat Alles Große vollbracht, und das ewige Zweifeln „zu nichts geführt.“

„Muthig an's Werk, Gott wird mir durchhelfen!“

Diese ernste Frage hat er in seinem Tagebuch in Halle nicht wieder berührt. In Straßburg (1819) fühlte er sich ungemein zu Professor Emmerich hingezogen, den er tief verehrte, und der wohl, ihm selber unbewußt, einen segensreichen Einfluß auf sein inneres Leben ausgeübt.

Aber in den ersten Jahren seines Amtes in der Vaterstadt, finden wir doch in seinem Tagebuche keine Stelle mehr, die dieses frühere, ernste Forschen nach der Wahrheit ausspricht. Er hatte ja nun erlangt, was ihm von Kindheit auf als das Ziel seiner Wünsche vorgeschwebt. Er war an des seligen Vaters Stelle getreten. Geliebt und von Vielen bewundert, wurde ihm das berauschende Gift des menschlichen Lobes von mancher Seite gespendet. — Und als ihm noch die schöne, jugendliche Braut geworden, die

er so lange und so innig geliebt, da träumte sich unser guter Pfarrer auf dem höchsten Gipfel menschlicher Seligkeit — und stund, wenige Wochen nach der Verlobung, am Sarge der blühenden Braut, mit der sein ganzes Lebensglück begraben wurde.

Durch diesen plötzlichen, unerwarteten Tod seiner Maria, ist aber unsres Pfarrers Gesundheit ungemein erschüttert und geschwächt worden; denn er hatte nicht nur seinen Schmerz zu tragen, sondern auch noch mit einem finstern Trübsinn zu kämpfen, von dem er sagt:

„Es giebt so trübe Tage, weinen möchte ich — weinen — „weinen! Es erstarrt etwas in meinem Geiste, mir graut „vor mir! Gott wird mir helfen, den Kampf durchzu„kämpfen."

Gott aber „läßt es dem Aufrichtigen gelingen;" und so hat auch Pfarrers kindlicher Gottvaterglaube seine gebeugte Seele wieder aufgerichtet, und er kann nun ergeben schreiben:

„Im ganzen Laufe meiner Liebe zu Maria, wie deutlich „erkenne ich Gottes Vaterhand. Gott nahm sie mir. Was „sagt Er mir dadurch? Meine Liebe soll im Himmel sein!

„In Novalis gelesen, sein Leben. Auch mich soll der „Schlag, der mich getroffen, mit der Welt, wo meine Maria „weilt, so innig verbinden, daß ich die Seelen meiner Zu„hörer hinauf ins bessere Leben ziehen kann."

„Es ist eine Ahnung in mir, weh und süß, daß ich „bald bei meiner Maria sein werde. Leben will ich, daß „ich in Frieden sterben kann."

Februar 1832.

„War in der Commenthurei, sah die gute Julie. Sie „ist wohl nicht lange mehr unter uns. Manche Erinner„ungen drangen sich mir auf. Wie fröhlich waren die „beiden Mädchen, Marie und Julie, oft bei einander. Wer „hätte gedacht, daß sie Beide mit dem Brautkranz von „hinnen müßten.“

Den 4. März.

„Heute Sonntag den 4. März zwischen 12 und 1 Uhr „starb unsere Julie. Auf Verlangen meiner Geschwister „soll ich die Leichenrede halten; aber es fällt mir unend„lich schwer.

„Es läßt das liebe Mädchen so schöne, heilige Er„innerungen in mir zurück — es wird ein schönes Wiederfinden „im Himmel sein!“

Mit den schwindenden Kräften, und im Vorgefühl seines nahen Todes, begann nun Pfarrer ein neues, Gott geweihtes Leben; zwar oft von körperlichen Leiden und innern Kämpfen getrübt, aber immer wieder von Gott wunderbar gestärkt und gehoben, hat er in seiner Kirche, und besonders im Religionsunterrichte in den Schulen, mit reichem Segen gewirkt.

„Er hat eine eigene Gabe mit den Kindern umzugehen!“ hieß es oft von ihm. Ja, wohl hatte er diese, und sie bestand zuvörderst in seinem regen Pflichtgefühl, in seinem einfachen, kindlichen Sinn, und in der herzlichen Liebe, die ihn zu diesen jungen Seelen hinzog. Diese seine Liebe erweckte in den unbefangenen Kinderherzen Vertrauen und

Gegenliebe, und sie schlossen sich dem geliebten Lehrer auf, wie die zarten Blüthenknospen sich an den Strahlen der Sonne entfalten.

Aber im heißen Tiegel der Prüfung fühlte Pfarrer lebhaft das Mangelhafte seiner Theologie; er mußte Gewißheit haben, Licht in der irdischen Finsterniß, Trost und Frieden für sein wundes Herz. — Denn wie Novalis so schön zu seinem Heiland sagt:

„Wer hielt es ohne Freund im Himmel,
Wer ohne Dich auf Erden aus?"

Und so schrieb Pfarrer den 27. Juni 1832:

„Heute, an meinem 35sten Geburtstage, habe ich meine „alten Tagebücher durchgangen. Schon in Halle schrieb ich „1817: Die Bibel sei mir ein liebes, mütter„liches Haus. Daß sie es doch werde!"

„Wie ist mein ganzes Leben voll Vorsätze — und wie „wenig Ausführung! Wie viel Staub und wie wenig Ge„päcke! Wie bin ich der Knecht, der von Jugend auf seines „Herrn Wille gewußt, und wie wenig habe ich ihn gethan!

„Eine Ahnung baldigen Abscheidens liegt tief in meiner „Seele. Ich will durch ernste Buße mich rüsten. Ich „will thun, was in mir liegt, um meine ersterbenden „Kräfte wieder aufzurichten. Herr Jesu, sei Du bei mir!"

Jänner 1833:

„Beim fleißigen Studieren der heiligen Schrift, da „schwebt mir ein Ideal der höchsten Predigt vor: Aus„legung des göttlichen Wortes von Gottes Geist „erleuchtet und geleitet."

„Gestern Abend richtete ich mein Gebet an Christum, „der Erlöser wird mir immer bekannter. O! Herr Jesu, „führe mich immer mehr zur Erkenntniß Deines Wesens, „und zum ewigen Leben, das Du alleine bist!“

„Ein geheimer Zug, wie ich ihn noch nie gefühlt, treibt „mich am Morgen zum Gebet. Das soll mich Gott ver- „trauen lehren. Und wenn der Teufel immer nur mir das „Schwere, Unangenehme meiner Pflichten vorhält, so will „ich auf den reichen Lohn im Himmel schauen.

„Es ordnet sich in mir und um mich, Alles zum Frie- „den. Wenn Gott mir nur die Gnade gibt, die heilige „Schrift im Grundtext zu lesen!“

Jänner 1834:

„Heute die Bibel vollendet. Gott gebe, daß ich darauf „das Gebäude meines ganzen Thuns und Denkens gründe.“

„Gestern ging mir ein Licht wegen der Dreieinigkeit „auf; ich ahnete, welch’ eine Fülle von Herrlichkeit in diesem „Dogma verborgen sein muß.“

So viel aus dem Tagebuch. Aber es heißt ja im 37sten Psalm: „Hoffe auf den Herrn, der wird Dir geben, was Dein Herz wünscht.“ Und in jenen trüben Tagen, dem Wendepunkt von Pfarrers innerm Leben, wo seine Gesundheit uns Alle, und besonders der armen, alten Mutter Herz mit banger Besorgniß erfüllte, da hat der Herr freundlich den Wunsch unserer Kinderjahre erfüllt, und uns wieder, wie im Vaterhause, einen Garten und mit diesem

auch Blumen geschenkt, und das war eine große Freude für uns alle Drei. Schwester Lise sagte aber:

„Wer hätte auch gedacht, daß Pfarrer bei seinen Studien und seinen Büchern auch noch des seligen Vaters Blumenliebe im Herzen trage. O, wenn das Tante Anthony erlebt hätte, wie würde die sich gefreut haben!

Und es war wirklich wunderbar, mit welch' kindlicher Freude und Liebe sich Pfarrers wundes Gemüth zu seinen Blumen hinneigte. Wie er unter ihnen wieder auflebte, und wie jede frische Blume ihm gleichsam ein tröstender Gruß seines himmlischen Vaters geworden ist. Und so ist er denn auch im Frühling voll froher Erwartung vor seiner lieben Päonie gestanden, und freute sich des Tages, wo die zahlreichen Knospen sich öffnen, und er zum ersten Male der Blumen Pracht und Fülle werde bewundern können.

Des Morgens früh, ehe Pfarrer in die Schulen ging, um den Religionsunterricht zu geben, machte er gewöhnlich noch einen Spaziergang durch seinen Garten. An einem Morgen ist er von diesem Gange wie umgewandelt heim gekommen, sein Gesicht schien ordentlich verklärt, und er hat mich mit so hell leuchtenden Augen angeblickt, daß ich erstaunt zu ihm sagte:

„Gelt, Deine Päonie blüht?"

„Ich weiß es wahrhaftig nicht" — antwortete er mit freundlichem Lächeln.

„Aber was ist Dir denn sonst so Freudiges begegnet?"

„Eine innere Offenbarung!" und indem er das sagte, hat er mir einen so innigen, freudigen Kuß gegeben,

daß auch ich etwas von seinem seligen Frieden in meinem Herzen gespüret habe.

Am letzten Abend dieses Jahres 1834 hat er in sein Tagebuch geschrieben:

„Im verflossenen Jahre war ich selbst sehr träge, nach„denkend oft über nichtige Gegenstände. Aber der Herr „hat Großes — Großes an mir gethan! Er hat mich auf „den rechten Weg gestellt, mich näher zu sich hingezogen; „ich weiß nicht wie. An einem Frühlingsmorgen im Garten, „als ich vor meiner Päonie stund, und das Dogma der „Dreieinigkeit durchgehen wollte, da erkannte ich, daß „Christus selbst Gott ist. Seitdem bin ich stille ge„blieben, — nur Gebet!"*)

Vier Mal noch durfte unser Pfarrer sich an den herrlichen Blumen seiner Päonie erfreuen. — Aber im fünften Frühling, da hat sie in üppiger Pracht und Fülle auf seinem frühen Grabe geblüht.

„Selig sind die Todten, die im Herrn sterben, von nun an. Ja, der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit; denn ihre Werke folgen ihnen nach."

---

*) Zu mir sagte er damals: „Ein alter Kirchenvater erklärt die Dreieinigkeit so schön und klar unter dem Bilde der Sonne, der Mutter alles Lebens, die uns Licht und Wärme giebt.

Gott der Vater giebt uns im Sohne das Licht, und im heiligen Geiste die Alles belebende Wärme. Und diese Drei sind Eins, wie die Sonne Eins ist.

Die dritte goldene Hochzeit.

Schluß.

„Mit Gott fang ich's an,
Mit Gott ich's auch vollenden kann,
Mit Gott Alles, ohne Gott Nichts!"

Mit diesen Worten schließt Pfarrer Zwinger sein altes Manuscript in der Mülhauser Chronik.

Und so sind auch wir, lieber Leser, mit Gottes gnädiger Hülfe glücklich zum Ziele gelangt; nämlich von des Großvaters goldener Hochzeit, dem 8. November 1785, bis zum 8. August 1846, an welchem Tage Vater Johannes mit seiner Elisabeth das dritte Jubelfest in unserer Familie gefeiert hat.

Wenig bleibt mir noch zu sagen übrig; denn wenn ich die alten Geschichten nach den mündlichen Ueberlieferungen und aus den Familienpapieren niedergeschrieben, und später meine eigenen Erinnerungen aus den Kinderjahren, und an die theuern Heimgegangenen erzählt habe, so gehören die spätern Ereignisse den Lebenden an — die dann in spätern Jahren diese Familienchronik fortführen mögen, wenn es der Herr Einem von ihnen in's Herz geben sollte, wie Er es mir in's Herz gegeben hat. Sagt doch schon Moses: „Gedenke der vorigen Zeit, und betrachte was der Herr an den alten Vätern gethan hat." Und ich meine, er hat es nicht nur zu den Kindern Israel, sondern zu uns Allen gesagt; denn in jedem Familienkreise und in jedem einzelnen Menschenleben können wir Gottes gnädige Führung und Erziehung erkennen. Ist Er doch unser Aller Herr und Vater, der seine Kinder väterlich leitet, züchtiget und

bewahret. Er breitet seine Fittige aus, über die so Ihn fürchten, und wenn sie alt und grau geworden, so trägt Er sie, wie auf Adlersflügeln, heim, zu Ihm, ins himmlische Kanaan!

Vater Johannes hatte das Geschäft in der Commenthurei seinen Söhnen übergeben, und sich in der Stadt im deutschen Hofe, dem ehemaligen Hause der deutschen Ordensritter, einen Ruhesitz erbaut, wo er aber in gewohnter Thätigkeit als Gründer und Vorsteher gemeinnütziger Anstalten, sich dem Wohle seiner Vaterstadt gewidmet hat. Ueberhaupt war es nicht in seiner Natur, selbst im Ruhestande, müßig zu sein; er hat viel gelesen, und noch in seinem hohen Alter manch' schönes Gedicht, das ihn besonders angesprochen, auswendig gelernt; er hat, außer den öffentlichen Geschäften, für seine Kinder seine Selbstbiographie geschrieben, aus der wir im dritten, sechsten und neunten Kapitel einen Auszug mitgetheilt, auch seine Blumen hat er mit der alten Lust und Liebe gezogen und gepflegt. Durch Gottes Gnade waren seine Jugend-Erinnerungen für ihn zur schönen Hoffnung der ewigen Jugend geworden; und diese Hoffnung hat seinen Lebensabend verklärt, und die Poesie des jugendlichen Gemüthes in dem alten Manne frisch erhalten.

So hat er in seinem achtzigsten Jahre für den 8. August, den letzten, den er erlebt, auf seinem Krankenlager ein rührendes Gedicht (nach Claudius) an seine Frau gedichtet, aus dem ich die zwei folgenden Verse abschreibe:

„Ich habe jetzt die bösen, harten Tage,
Wovon man sagt: „Ich lieb' sie nicht."
Doch es verstumme jede trübe Klage,
Ich hoff' auf Gott mit Zuversicht!

Und schlägt sie bald, die ernste letzte Stunde,
O! liebes Weib, was wünschen wir?
Daß keine Lücke bleib' in unserm Bunde,
Und Gott uns dort verein' wie hier!"

Und es war schön und herzerquickend, wie er am goldenen Hochzeitsfeste seine gute Frau so warm und innig — ja, noch inniger und wärmer als am ersten Hochzeitstage geliebt und verehret hat. Ich sehe ihn noch, wie er, drei Wochen vor dem Jubelfeste, als Schwester Lise von einem Badeaufenthalt in Sulzmatt müde heim gekehret, und sich in ihren Lehnstuhl gesetzt, wie da der alte Mann, mit jugendlicher Freude vor sie hingekniet, und mit überwallendem Dankgefühl ausgerufen hat: „O! meine liebe, alte Braut! wenn ich nun bald wieder mit Dir vor Gottes Altar stehe, und der Segen über unsern fünfzigjährigen Bund ausgesprochen wird, dann ist mein höchster Wunsch erfüllt, und bis zu meinem letzten Athemzuge will ich Gott danken für Alles Gute, dessen ich nicht werth bin, und womit Er unser Leben gekrönet hat!"

Wehmüthig lächelnd blickte Schwester Lise ihren glücklichen Jubelbräutigam an, und schüttelte leise das Haupt. Auch im hohen Alter hatte sie die zarte, jungfräuliche Zurückhaltung, den sanften und stillen Geist beibehalten, der köstlich vor Gott und des Weibes Würde ist. Ach! so dankbar die gute Schwester den frohen, blühenden Kreis der Kinder und Enkel um sich versammelt sah, so lebte sie doch in der Erinnerung immer mit den drei vorangegangenen Töchtern, und nur die Verheißungen des Evangeliums und die Hoffnung des ewigen Wiederfindens konnten dem armen Mutterherzen Trost gewähren.

In Lavaters: „Geistlichen Liedern," einem Buche, das noch aus des seligen Vaters Bibliothek, immer auf Schwester Lisens Nachttisch gelegen, und das sie mir hinterlassen hat, fand ich die folgenden Verse, von ihr an Juliens Krankenbett (1832) geschrieben:

„Herr, unserm Hause droht,
So hart der ernste Tod!
An unserer Tochter Bette weinen
Wir Eltern — ach, so heiß und schwer,
Das arme Herz ist hoffnungsleer,
Kein mächt'ger Helfer will erscheinen!

aber: „Ob Bangigkeit mein Herz umgiebt,
So weiß ich doch, daß Gott mich liebt;
Und wenn Er noch so ferne scheint,
So weiß ich doch wie gut Er's meint!"

Und vor der goldenen Hochzeit 1846 schrieb sie in demselben Buche auf ein anderes Blättchen:

„Das Feld bei lauter Sonnenschein,
Kann keine Früchte tragen;
Auch Menschenwohl kann nicht gedeih'n,
Bei lauter guten Tagen.
Und bist Du krank,
Muß bittrer Trank
Dir neue Kräfte bringen;
So muß das Herz
Durch Angst und Schmerz
Zu seinem Heile dringen!"

„Denn, sagte sie am Abend vor dem Jubelfeste, am längsten hat's gewähret. Bald sind wir wieder mit unsern Lieben Allen ewig vereinigt da, „wo der Herr alle Thränen von unsern Augen abwischen will."

Und so ist denn allmählich der so sehnlich erwartete

achte August herangerückt. Vater Johannes hat ihn mit jugendlicher Begeisterung begrüßt. Er war um volle fünfzig Jahre jünger geworden, und hat seine Wonnemonate von 1796 wieder durchgelebt. Er ließ ein großes Familiengemälde in Oel malen, auf dem sämmtliche Ahnen beider Familien in Lebensgröße abgebildet sind; und wo uns die vergilbten und zerrissenen Bilder der Großeltern aufbewahrt bleiben. Ein lieber verwandter Künstler war so freundlich Geburt, Jugend, Verlobung und Hochzeit unseres Jubelpaares auf fliegenden Blättern darzustellen, wozu ihm Vater Johannes, mit wahrer Herzensfreude, Alles so lebendig ausgemalet, daß diese Blätter ein getreues Bild der guten, alten Zeit geworden sind. Ja, sogar vom Hochzeitsmahle im Eisenhof hat der alte Bräutigam noch die Skizze gezeichnet, und genau die Zahl der Gäste angegeben, wie sie am einfachen Familientische, der Reihe nach, gesessen sind.

Schwester Sälmy und Bruder Michel sind mit Kindern und Kindeskindern aus dem fremden Lande zur goldenen Hochzeit gekommen — und so sind wir wieder, zum letzten Mal auf dieser Erde, Alle beisammen gewesen. Aber, wie die Tante im Eisenhof, so hat auch Schwester Lise nichts von dem feierlichen Kirchgange wissen wollen, der seit des Großvaters Jubelfeste, Vater Johannes vorgeschwebt, auf den er sich so lange gefreut, aber endlich doch eingesehen hat, daß er nicht mehr zeitgemäß und nur auffallend sein würde. Und so hat denn der alte, treue Freund, Papa Rieder, daheim im „deutschen Hause", im Kreise all' ihrer Lieben, und umgeben von der Kinder- und Enkelschaar, das tief gerührte Jubelpaar eingesegnet, zum ewigen Leben!

Die religiöse Feier wurde mit unserm schönen, elsäßischen

Lobgesang: „Jehova! Jehova!“ eröffnet. Dann betete Papa Rieder den 103. Psalm mit uns, und als er geendet, stimmten wir Alle das Lied an, welches der selige Vater für der Großeltern Jubelfest gedichtet hatte, nicht ahnend, daß wir es 61 Jahre später an der goldenen Hochzeit seiner geliebten Tochter wieder singen würden — aber die tiefe Rührung und den feierlichen Ernst, mit denen Schwester Lise in den Gesang einstimmte, die werde ich nie vergessen.

Nach der Festrede über Psalm 92, 13—16, hat Papa Rieder das tiefgerührte Jubelpaar mit folgenden Worten eingesegnet:

„Wie ihr vor fünfzig Jahren an diesem Tage euer „Haupt zum Ja gegen die Erde geneigt, so hebt es jetzt „gen Himmel empor, und reichet mir die Hände, wie ihr „sie damals dem Vater gereicht, damit ich sie zusammen „lege, zum Himmel erhebe und spreche:

„Dieses Dankopfer der Ehegatten, nach fünfzigjähriger „Ehe genehmige Gott, Vater, Sohn und heiliger „Geist! Amen.“

„Und den Segen, welchen der Vater über euerm Bunde „ausgesprochen hat, den wiederhole ich heute wörtlich „wieder:

„Die Gnade und der Segen des Herrn wohne bei „Euch, jetzt und immerdar! Amen.“

Mit dem alten Liede „Nun danket alle Gott“ wurde die Feier geschlossen, und Alle haben sich herzlich und froh gerührt umarmt.

Nachmittag wurde das Festmahl im ehemaligen Refektorium der Commenthurei gehalten. Die Söhne hatten

die große Halle gar schön und sinnig ausgeschmückt; mitten in derselben, über dem Jubelpaare, prangte das große Familiengemälde — und die Bilder unserer Voreltern blickten so freundlich auf uns herab, als hätten sie unsere Freude theilen und uns zurufen wollen:

„Der Alten Krone sind Kindes-Kinder, und der Kinder Ehre sind ihre Väter."

(Sprüche 17, 6.)

Denn, spricht der Herr:

„Ich thue Barmherzigkeit an viel Tausenden, die mich lieb haben, und meine Gebote halten."

(2 Moses 20, 6.)